



# **SEHR SELTEN HABE ICH GEWEINT**

**Briefe und Tagebücher  
aus dem Zweiten Weltkrieg  
von Menschen aus Berlin**

**Ingrid Hammer/  
Susanne zur Nieden (Hrsg.)  
Schweizer Verlagshaus**

**»Weinen ist kein Ausweg,  
solange man in den Dingen steht.  
Erst wenn ich wieder bei Euch  
bin, im Ausruhen und Überwinden,  
werden wir sehr viel weinen  
müssen... Hier hat auch vor den  
traurigsten Bildern das Weinen keinen  
Sinn, und das ›Mitleid‹ ist gemein,  
wenn es an die Stelle von Hilfe und  
Tat tritt. Es wächst das Gefühl  
der menschlichen Armut und der  
menschheitlichen Schuld, die in jedem  
Einzelnen wurzelt. Eine tiefe  
Scham wächst. Manchmal schäme ich  
mich sogar, geliebt zu werden...«**

**Aus einem der letzten Briefe  
des Lehrers Robert R. an seine Frau,  
Rußland – November 1941.**

»Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd.«

Christa Wolf, Kindheitsmuster

Keine Epoche deutscher Geschichte ist gleichzeitig so ausführlich dokumentiert und so hartnäckig vernebelt wie die des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges. Ein Tabu verhindert die Klärung: das Tabu der Frage nach der persönlichen Beteiligung. Gestützt wird es von zwei Seiten: von denen, die lieber nichts erzählen, und denen, die lieber nichts wissen wollen. Dieses Buch könnte dazu beitragen, diesem Mangel ein wenig abzuhelpfen. Es ermöglicht einen Blick auf die geheimen Gedanken derer, die den Krieg durchführten oder ertrugen, haßten oder verteidigten, die überlebten, starben, und darauf, wie sie es taten: auf Überzeugungen, Zweifel, Freuden, Qualen, Irrtümer, Hoffnungen, Ideale und Selbsttäuschungen, Sehnsüchte, Selbstgerechtigkeiten, innere Armut, Karrieresucht und einen tiefen Glauben.

Wir alle tragen bewußt oder unbewußt Bilder in uns: Wir glauben zu wissen, wie die »Nazis« oder »Mittläufer« waren, wie »Widerstandskämpfer« waren, wie der »deutsche Soldat«. Dieses Buch könnte diese Bilder ins Wanken brin-

gen. Es gibt den Beteiligten von damals individuelle und sehr widersprüchliche Gesichter.

Das als monströses Weggerückte kommt uns nahe. Sieht uns ähnlich. Es könnte ein Schock sein.

Dr. Ingrid Hammer, 1950 geboren, studierte Germanistik und Romanistik. Die Dramaturgin und Regisseurin lebt in Berlin. Leiterin der Theatergruppe »Tiefenenttrümmerung«. Ingrid Hammer sammelt seit 1986 Kriegstagebücher und hat, auf der Grundlage dieser Texte, drei Theaterstücke produziert (»Grüß mir die Sterne«, 1987 / »Wumm, mein erster Schuß in diesem Krieg«, 1989 / »Im Quadrat der Entfernung«, 1991).

Susanne zur Nieden, Jahrgang 1958, Studium der Germanistik und Geschichte. Sie arbeitet im Zusammenhang mit ihrer Promotionsarbeit »Tagebücher von Frauen im zerstörten Deutschland« an der Sammlung und Auswertung biographischer Texte aus dem Zweiten Weltkrieg. Mitwirkung an zwei historischen Ausstellungen: »Ist der Krieg vorbei? Tagebücher und Briefe 1939–1945« (Berlin 1990) und »Stalingrad. Briefe aus dem Kessel« (Berlin 1991).

«Vielleicht sei es überhaupt das allerschlimmste, dass alle Leute sich an alles gewöhnen können. [...] sagt Lenka. Nicht zuletzt der Fähigkeit, sich zu gewöhnen, sagst du, verdanke aber die Menschheit ihr Überleben als Gattung.

Ist mir klar, sagt Lenka. Und wenn die Menschheit sich jetzt an diese Sachen gewöhnt, die sie als Gattung umbringen? Na? Was nun? Sag mal was.»

*Christa Wolf, Kindheitsmuster*

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Sehr selten habe ich geweint: Briefe und Tagebücher  
aus dem Zweiten Weltkrieg von Menschen aus Berlin /  
hrsg. von Ingrid Hammer und Susanne zur Nieden. –  
Zürich: Schweizer Verl.-Haus, 1992

ISBN 3-7263-6647-4

NE: Hammer, Ingrid [Hrsg.]

Alle Rechte vorbehalten  
Nachdruck in jeder Form sowie die Wiedergabe  
durch Fernsehen, Rundfunk, Film, Bild- und Tonträger  
oder Benutzung für Vorträge, auch auszugsweise,  
nur mit Genehmigung des Verlags

© 1992 by Schweizer Verlagshaus AG, Zürich

Schutzumschlag: Heinz von Arx, Zürich  
Satz: Typobauer Filmsatz GmbH, Ostfildern  
Druck und Einband: Franz Spiegel Buch GmbH, Ulm  
Printed in Germany

ISBN 3-7263-6647-4

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

# Inhalt

Vorwort der Herausgeberinnen.....	7
«... müssen denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen»	
<i>Ein Theologiestudent im Krieg</i> .....	13
«Für mich keine Ausbeute und diese Schinderei»	
<i>Ein Kameramann filmt den Krieg</i> .....	65
«... trotzdem drängt sich in mir alles danach mich zu vervollkommen»	
<i>Ein Bäcker Geselle und Naturfreund muss an die Front ....</i>	87
«Ja, Angst kenne ich wirklich nicht!»	
<i>Ein Busschaffner zieht in den Krieg</i> .....	113
«So im Graben ... denkt man unwillkürlich an ganz bestimmte Ungezogenheiten»	
<i>Ein 19jähriger an der Ostfront</i> .....	125
«Ich kapituliere demnächst»	
<i>Aus dem Briefwechsel einer Offiziersfrau mit ihrem Mann . .</i>	143
«Was ist gemein?»	
<i>Kameradenbriefe an den Kriegsberichterstatter Günter G. . .</i>	169
«Liebes unbekanntes Fräulein Giesela!»	
<i>Ein U-Boot-Matrose aus dem Nördlichen Eismeer</i> .....	203

«Sehr selten habe ich geweint» <i>Ein Volksschullehrer in Russland</i> .	225
«Heut... beide Beine erfroren. Auch das noch!» <i>Kalendernotizen aus dem Kessel von Stalingrad</i> .....	269
«Ich kann aber die Engländer nicht hassen. Sie sind auch Germanen.» <i>Aus dem Tagebuch einer Schülerin</i> .....	275
«Mich leckt am Arsch mit eurer Schlachtere!» <i>Aus den Tagebüchern eines Schneiders</i> .....	319
«... mir ist nur wichtig, ob es in Zukunft so eine Art von Kunst geben wird oder nicht» <i>Aus dem Jugendtagebuch einer Schauspielerin</i> .....	379
Das Bunte Urselbuch <i>Familienchronik eines Lehrers für seine Tochter</i> .....	423
«Rede von Adolf Hitler. Abends Strümpfe gestopft.» <i>Kalendernotizen einer 17jährigen zum Kriegsende</i> .....	445
«... andererseits schenken sie gern und lieblosen die Kinder» <i>Tagebuch aus der Russenzeit</i> .....	451
Verzeichnis der häufigsten Abkürzungen .....	478

## Vorwort

Keine Epoche deutscher Geschichte ist gleichzeitig so ausführlich dokumentiert und so hartnäckig vernebelt wie die des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs. Ein Tabu verhindert die Klärung: das Tabu der Frage nach der persönlichen Beteiligung. Noch heute wagen viele unserer Altersgenossen nicht, ihre Eltern über diesen Abschnitt ihres Lebens zu befragen. Und das nicht nur aus Rücksicht auf die Eltern, auch um sich selbst zu schonen. Viele haben Angst, sie könnten die Liebe zu oder den Respekt vor ihren Eltern verlieren oder es könnte sie zu sehr belasten. So wird das Tabu von zwei Seiten gestützt: von denen, die lieber nichts erzählen, und denen, die lieber nichts wissen wollen.

Gespräche, die dennoch in Gang kommen, tragen häufig das Stigma der Schuldfrage. Während der Arbeit an diesem Buch fiel uns auf, wie sehr der Diskurs über Nationalsozialismus und Krieg geprägt ist von jener juristisch-moralischen Fragestellung, die – ohne sie im mindesten diskreditieren zu wollen – eben nur bestimmte Äusserungen provoziert, andere verhindert, das heisst, wie sehr die Frage nach Schuld und Unschuld die Fragen verstellen kann: Was ist eigentlich gedacht, getan, gefühlt worden?

Aus unseren Gesprächen mit Tagebuchschreibern wissen wir, dass es ein krasses Missverhältnis geben kann zwischen dem Bild, das jemand sich von seinem früheren Ich gemacht hat, und der Person,

die im Tagebuch sich äussert. Ein Autor, der sich als «grössten Kriegsgegner» in Erinnerung hatte, sah sich mit Eintragungen in seinem Tagebuch konfrontiert, aus denen ein gewisser soldatischer Ehrgeiz nicht wegzulesen war. Eine Autorin hatte den Inhalt ihrer im Tagebuch am leidenschaftlichsten verfochtenen Gedanken und Lebensentwürfe ganz und gar vergessen und wollte es nicht glauben, dass sie es war, die «solche Dummheiten» geschrieben und gedacht hatte. Wahrscheinlich ist nichts so schwer in Erinnerung zu rufen wie Gefühle, Gedanken, Hoffnungen und Erwartungen, die später als verfehlt oder zumindest problematisch beurteilt wurden. Anders als in nachträglichen Berichten stellen sich Menschen in Tagebüchern – ohne das Wissen um spätere Einschätzungen und ohne Gedanken an ein möglicherweise kritisches Gegenüber – unverstellt dar.

Als wir vor fünf Jahren begannen, Kriegstagebücher zu sammeln, hatten wir mit grossen Schwierigkeiten gerechnet. Wir waren daher immer wieder verwundert, wie viele Menschen uns antworteten, wenn wir bei Lesungen oder in Zeitungsaufrufen nach Zeugnissen aus dem Zweiten Weltkrieg fragten, und wie bereitwillig oder sogar stolz manche uns ihr «Geschreibsel» überliessen. Sicher hatten einige, mit denen wir uns trafen, auch Bedenken, Angst, missverstanden zu werden, oder die Sorge, ihre Aufzeichnungen enthielten nichts, was für andere bedeutsam sein könnte; dennoch entschlossen sich alle zuletzt doch, die Gedanken und Gefühle, die sie oder ihre Verwandten damals aufgeschrieben hatten, preiszugeben. Manchmal schien es uns, als bestünde eine unausgesprochene Übereinkunft darüber, dass es noch etwas zu klären gibt.

Es war schwer, unter den Hunderten von Tagebüchern und Briefen, die wir bekamen, einige wenige für dieses Buch auszuwählen. Wir entschlossen uns, möglichst unterschiedliche Menschen zu Wort kommen zu lassen: den Theologiestudenten und den Busfahrer, das



Schulmädchen und die Mutter mehrerer Kinder, Kriegsgegner und solche, die an der Front Karriere und Abenteuer suchten und sich bewähren wollten. Gemeinsam ist den Tagebuchschreibern nur ihre Herkunft: Mit Ausnahme von dreien stammen sie alle aus Berlin.

Die Dokumente haben wir chronologisch geordnet, so dass das Buch auch etwas vom Verlauf des Krieges nachzeichnet. Bei den Abschriften hielten wir uns genau an die Vorlagen, nahmen keine Überarbeitungen vor und übernahmen auch grammatikalische und orthographische Fehler. Eine Wortschöpfung wie «evakuriert» z.B. schien uns nicht nur den Vorgang, sondern auch die damit verbundene Erwartung und Hoffnung der Schreiberin so treffend auszudrücken, dass der «Fehler» den Text bereicherte. In manchen Texten werden die belastenden Bedingungen, der Druck, die Eile, die Angst in den Flüchtigkeiten des Schreibens deutlich.

Natürlich mussten wir Kürzungen vornehmen – das Tagebuch des Schneiders Hugo B. allein hätte dieses Buch gefüllt. Wir haben versucht, so zu kürzen, dass möglichst viel von der Eigenart des jeweiligen Tagebuchschreibers sichtbar blieb; auch sollte das oft skurril anmutende Nebeneinander der Notierung weltgeschichtlicher und privater Ereignisse erhalten bleiben, solche, dadaistische Erfindungen in den Schatten stellenden Fügungen wie «Rede von Adolf Hitler. Abends Strümpfe gestopft». Und schliesslich wollten wir die in fast allen Tagebüchern auftauchenden, oft grotesken Widersprüche im Denken und im Empfinden der Schreiber nicht durch Kürzungen verwischen. Denn das hat uns bei der Lektüre der Tagebücher am meisten überrascht und verwirrt: die Feststellung, dass scheinbar unvereinbare Gedanken und Gefühle nebeneinander stehen konnten, ohne dass die Schreiber selbst dies bemerkten. Der Riss, den wir uns zwischen einzelnen Personen und Personengruppen verlaufend ge-

dacht hatten, ging mitten durch den Einzelnen hindurch: Ein Theologiestudent, der mit bewundernswerter Eloquenz dem militärischen Leben dieselbe Menschenverachtung bescheinigt wie dem totalitären Regime, das es unterstützt, beschreibt dennoch jeden neuen Einsatz wie ein spannendes Abenteuer; ein junger Kameramann, der in vielen Briefen an seine Mutter beklagt, dass er «die besten Jahre seines Lebens» im Krieg verbringen müsse, berichtet gleichzeitig voller Stolz von den Auszeichnungen, die ihm für seinen militärischen Einsatz zuteil werden; und die junge Ehefrau, die den Krieg vom ersten Moment an gehasst hat, weil er ihr Eheglück bedroht, freut sich wie ein Kind, als ihr Mann zum Oberst befördert wird, und ist nach Kriegsende traurig, dass sie sich nun nicht mehr neben ihm in Oberstuniform wird sehen lassen können.

«Die unwahrscheinlichsten Gespräche [...] sind wörtlich gesprochen worden, die grellsten Erfindungen sind Zitate. [...] Das Dokument ist Figur», schreibt Karl Kraus in seinem Werk «Die letzten Tage der Menschheit». Umgekehrt erschienen uns manche Tagebücher wie Erfindungen, schriftstellerische Fiktionen, absichtsvoll komponiert, sowohl was die Eigenart der Sprache wie auch die Konstellation der Ereignisse betraf. Wie im Kino in der ersten Reihe schaut ein Küchenfahrer dem Kriegsgeschehen knapp hinter der Frontlinie begeistert zu und «schreibt alles mit», bis ein Granatsplitter sein Auge verletzt. Der Kameramann, der Panzer abschießen und dabei filmen will, verliert seinen rechten Arm. Und ein gläubiger Katholik, dem in einem russischen Dorf namens Michaelowka eine Ikone geschenkt wird, muss daran teilnehmen, wie ein Dorf gleichen Namens von seiner Truppe in Brand gesteckt wird; ein Erlebnis, das ihn zu Tode verstört.

Dieses Buch wird keine Auskunft darüber geben, wie der Krieg «wirklich war», aber es könnte einen Eindruck davon vermitteln, wie einige Menschen diese Zeit erlebt, wie sie gedacht und gefühlt ha-

ben, zumindest im Augenblick des Aufschreibens und so gut sie von sich selbst wussten. Und auch das lässt sich erfahren: was nie Gegenstand von Gedanken oder Gefühlen war. So fanden wir in dem gesamten von uns gesammelten Tagebuchmaterial nur drei Randbemerkungen, das Schicksal der jüdischen Bevölkerung betreffend. Und auch von den vielen ausländischen Zwangsarbeiterinnen, die in Deutschland eingesetzt wurden, ist nie die Rede. Das hat uns erstaunt. Wir hatten einerseits mehr Hass und andererseits mehr Anteilnahme erwartet.

Letzdich hat uns gleichermaßen erschreckt und berührt, unter welch furchtbaren Umständen Menschen ihre Träume von Glück, Erfolg, Anerkennung und Liebe neben und mit den Verhältnissen eigensinnig weiterverfolgen können.

Je näher uns die Tagebuchfiguren kamen, desto schwieriger wurde es allerdings, mit grundsätzlichen Fragen der Moral und des Gewissens an sie heranzutreten, ohne gleichzeitig diese Fragen auch an uns selbst zu stellen. Zeitweilig waren wir verschluckt von der Erkenntnis, dass wir uns wenig von denen unterschieden, die wir noch vor nicht allzu langer Zeit als «Mitläufer» von uns ferngehalten hatten. Wir mussten nur den Standpunkt des Beobachtens ein wenig hinauschieben, dann erschien uns sogar die Arbeit an diesem Buch zynisch angesichts der Katastrophen, die wir stattdessen nicht verhindern halfen.

*Ingrid Hammer Susanne zur Nieden*

Für die Unterstützung unserer Arbeit danken wir allen LeihgeberInnen und Verfasserinnen, unseren Eltern, Therese Frankl, Itze zur Nieden, Hans Dürrer, Peter Jahn, Peggy Lukac und dem Kunstamt Schöneberg.



Hans P., Foto aus dem Wehrpass

## «... müssen denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen»

### *Ein Theologiestudent im Krieg*

[Dieses Tagebuch – sein «Polentagebuch» – hat der Verfasser Hans P. nachträglich im Oktober 1939 während seiner Stationierung an der Mosel aus verstreuten Tagebuchblättern ergänzend zusammengestellt.]

[2.8.39]

«Die Kompanie rückt am Sonnabend aus zu einer grösseren Divisionsübung, die mit der aussenpolitischen Lage nicht das Geringste zu tun hat – ich betone dies ausdrücklich, um Missverständnissen und blödsinnigen Gerüchten zu begegnen. Von einem Kriege sind wir vielleicht weiter entfernt, als die meisten glauben ...». So gesprochen von unserem Kompaniechef am 2. August 1939, am Schluss einer Gedenkrede zur 25jährigen Feier des Kriegsausbruchs.

Er hatte schon Recht, wenn er annahm, dass bei der Kompanie Gerüchte im Umlauf waren, die tollsten «Scheisshausparolen» schwirrten seit Wochen herum. «Wir werden mit dem Seedienst nach Ostpreussen verladen» hatte einer gehört, «wir kommen nach Ostoberschlesien» wusste ein anderer, «wir marschieren von der Riviera aus in Frankreich ein» hatte der dritte aus absolut zuverlässiger Quelle. Nur mit einer Möglichkeit rechnete niemand, nämlich mit der eines friedlichen Manövers, wie es der Kompanie-Chef ankündigte. Wir alle ahnten, dass die friedliche Garnisonzeit jetzt für längere Zeit ein Ende haben würde. Doch hofften wir, zur pünktlichen

Entlassung der «Alten» – am 18. September – längst wieder zurück zu sein.

Fieberhaft wurde die letzten Tage noch geschafft, alle Sachen in Ordnung gebracht, überflüssige Privatsachen in Koffern verstaut, alles Gerät, Waffen und Munition noch einmal überprüft, so dass am Sonnabend, 5. August, alles fertig und abmarschbereit war.

[5.8.-23.8.]

In fröhlichster Stimmung, voller Abenteuerlust und Vorfreude auf das unbekannte Neue, verliessen wir unsere alte Garnisonstadt. Erst in letzter Minute wurde das mit Spannung erwartete Marschziel bekanntgegeben: Springberg – ein völlig unbekanntes Dorf in der Gegend von Schneidemühl.

War hierdurch schon der Illusion von fremden Ländern und Abenteuern ein erheblicher Stoss versetzt, so wurden wir gänzlich ernüchtert, als wir in dem Nest ankamen. Zwei Züge kamen nach Springberg, zwei nach Hasenberg, beides trostlose Kaffs in öder Gegend, mit ungastlicher, unfreundlicher Bevölkerung. Bis auf einige Auserwählte kamen alle ins Massenquartier auf Stroh. Kein Wunder, dass die Stimmung am ersten Sonntag alles andere als optimistisch war. Eine Skatpartie im finstersten Winkel des völlig verwahrlosten Friedhofs von Hasenberg war das einzige «Abenteuer», das ich am Nachmittag mit zwei Freunden hatte.

Was sollten wir in dieser Gegend? Wir brauchten nicht lange herumzuraten. Am dritten Tag fuhren wir zum ersten Mal – kriegsmässig mit Stahlhelm und allen Waffen – heraus nach Küddowtal an der polnischen Grenze und begannen dort mit Schanzarbeiten. Dies war doch schon etwas, nur wenige Meter von der Grenze – der Küddow – entfernt, Feldbefestigungen auszuwerfen; aber auch hier gab es weniger Abenteuer, als wir erhofften. So wurden die kriegerischen

Vorsichtsmassnahmen immer mehr ausser Acht gelassen – es wurde mit nacktem Oberkörper gearbeitet, die Gewehre und Stahlhelme blieben schliesslich auf den Fahrzeugen. Ab und zu «fiel» mal ein schwimmbarer Gegenstand in die Küddow, der dann schwimmend herausgeholt werden musste, denn das Baden in dem Grenzfluss war strengstens verboten. Die Bedienung der beiden MG.s, die dauernd feuerbereit sein mussten, galt als angenehmer Druckposten, ebenso die Beobachtung nach Polen hinein, die zuerst von zwei Baumbeobachtern und einem Scherenfernrohrbeobachter, später nur noch mit Scherenfernrohr getätigt wurde.

Ein eigenartiges Gefühl, einsam auf einem hohen Baum zu sitzen und mit dem Fernglas unablässig ins «Feindesland» (und war es das nicht schon?) hineinzuspähen; sah es dort nicht noch friedlicher aus als bei uns? Gingen nicht die Bauern ihrer Landarbeit nach, als hätten sie von der politischen Hochspannung keine Ahnung? Und sah das Land nicht genau so aus wie bei uns? Warum hier Grenze, warum erbitterte Feindschaft? Und dann der Gedanke: In wenigen Wochen wird hier keine Grenze mehr sein, wird das Land drüben genau so deutsch sein wie hier. Ob es friedlich gehen würde oder ob die Granaten und Geschosse die nichtsahnende Landschaft verwüsten würden – wer hätte das damals zu entscheiden vermocht? Nur in den letzten Tagen bemerkten wir ab und zu polnische Soldaten auf der anderen Seite, einmal erkannte ich sogar Offiziere, die uns ebenfalls mit Scherenfernrohr beobachteten und Messungen vornahmen.

Wenn auch die aufkommende trübe Stimmung von den meisten durch grosse Mengen von Alkohol betäubt wurde, so waren wir doch froh, als wir nach 14 Tagen in die Kasernen Schneidemühls einzogen und dadurch wieder mit der Zivilisation in Berührung kamen. Nun konnten wir wenigstens abends in Schneidemühl ausgeheilt – ich ver-

lebte ein paar gemütliche Abende bei Pfarrer G., einen «genussreichen» Nachmittag mit Familie S. im «Goldenen Löwen». Beide, G.s und S.s hielten einen Krieg für unmöglich. Inzwischen wurden aber bereits unmissverständlich Vorbereitungen für den Ernstfall getroffen: Soldbücher und «Hundemarken» (Erkennungsmarken) bekamen wir, die mitgenommene Übungsmunition wurde abgegeben und alle Gurte mit scharfer Munition versehen.

[24.8.]

An einem wunderschönen Sommernachmittag, am 24. August, badeten wir in einem nahen See, als plötzlich ein Kradmelder vom Btl. kam und den Alarm- und sofortigen Abmarschbefehl für die Kompanie brachte. Die Bedeutung dieses Abmarschbefehls war uns allen klar und im Nu herrschte eine nie dagewesene Begeisterung. «Morgen marschieren wir in Feindesland» erklang es auf der Landstrasse, bis die Fahrzeuge uns entgegenkamen und uns in beängstigendem Höllentempo zur Kaserne brachten. In einer knappen Stunde war alles gepackt, jeder bekam 20 Schuss Gewehrmunition, den Feldfilter für die Gasmaske und die Losanthintabletten gegen Gelbkreuz – das Letzte, was uns noch gefehlt hatte. Dann sprach der Hauptmann zur Kompanie: «Der Augenblick der Entscheidung ist gekommen; die Kompanie rückt heute in ihre Ausgangsstellung bei Krojanke und wird aller Voraussicht nach in der Nacht von morgen zu übermorgen die polnische Grenze überschreiten. Alle Versuche, die Polen auf friedliche Weise zur Vernunft zu bringen, sind erfolglos geblieben – jetzt bleiben nur noch die Waffen. Ich erwarte von jedem, dass er mit höchstem Elan und grösster Einsatzbereitschaft an den Feind herangeht, dann wird der Krieg in wenigen Tagen beendet sein.»

Um 23 Uhr fuhren wir mit abgeblendetem Licht los und landeten gegen 2 Uhr früh in einem kleinen Gehöft bei Krojanke, wo wir uns



sofort hinlegten, um – wie wir meinten – die letzte Nacht im Frieden uns noch ordentlich auszuschlafen.

[25.8.]

Eine eigentümliche Stimmung liegt auf der Kompanie. Die Begeisterung, für die Sache des Vaterlandes an entscheidender Stelle eingesetzt zu werden, wechselt mit einem unbestimmten Angstgefühl vor dem grossen Unbekannten, dem Tode. Die meisten versuchen, auch mit Erfolg, dieses Angstgefühl durch nebensächliche Gespräche, durch Galgenhumor oder auch durch Kartenspielen und andere Ablenkung zu betäuben. Nur wenigen gelingt es, völlig unbewegt und gleichmütig zu erscheinen. Es ist auch ein ungewohntes Gefühl, wenn man von «morgen Abend» nur mit dem Zusatz sprechen kann: «Falls ich dann noch da bin.» Auch der Christ kennt dieses Angstgefühl in vollem Masse. Aber er hat es nicht nötig, sich abzulenken und zu betäuben, sondern er kann der Gefahr ganz offen ins Auge sehen, denn er weiss: Der Tod ist nicht der Sprung ins Ungewisse, nicht der grosse Würger der Menschheit, sondern er ist nur der Übergang von einem Leben voller Leiden und Sünden in ein vollkommenes Leben bei Gott. Er weiss, dass es auf den Zeitpunkt des Todes bei einem Menschen nicht ankommt, dass sich alle hohen Ideale und Ziele, die sich der Mensch für *dieses* Leben aufstellt, doch mit der Zeit als undurchführbar oder unwichtig herausstellen. Das einzige wahre Lebensziel aber, die Heimkehr der Menschen zu Gott, findet im Tode des Christen die Erfüllung, gleichgültig wie alt der Mensch ist und ob er seine «Fähigkeiten» schon für die Welt «nutzbringend angewendet hat.» Darum kein Festklammern am Leben, kein Hadem mit Gott. Er wird schon wissen, ob er uns noch auf der Erde zu einer Aufgabe braucht oder ob er uns schon zu sich ziehen will.

Zum Kriege selbst: Ganz abgesehen von den Beweggründen und

Zielen kann ein Krieg für den Christen schon den Sinn haben, dass die Menschheit aus ihrer Gleichgültigkeit und Stumpfheit Gott gegenüber, aus ihrem blossen Dahinvegetieren, aufgeschreckt wird und auf einmal fragt: «Wozu das alles? Wozu diese Schrecken und Greuel? Was kommt nach dem Tode?» So kann sie zur Erkenntnis der menschlichen Sünde kommen und damit zur Sehnsucht nach einer Erlösung, die ihr Christus geben kann. Da kommt es dann auf die Christen an, die noch überall verstreut leben, dass sie die anderen nicht in ihrem Erschrecken und in ihrer Verzweiflung belassen, auch nicht in ihren vergeblichen Betäubungsversuchen, sondern dass sie ihnen das Evangelium verkünden, die Rettung der Menschen aus der Sünde, aus *allem* irdischen Leiden und dem Tode. –

Dass im Kriege natürlich auch die niedrigsten Instinkte der Menschen geweckt und bis zum äussersten aufgepeitscht werden können, ist klar.

Der Krieg brauchte nicht zu sein, wenn alle Menschen oder nur die Mehrzahl gut wären, denn «Raum für alle hat die Erde.» Da nun aber die Sünde auf der Erde herrscht und jedes Volk wie jeder Mensch sich nur um sich selbst und um sein Wohl sorgt, ist der Krieg unvermeidlich. [...]

So verbrachten wir den Tag voller Spannung und versuchten uns innerlich auf die bevorstehenden Ereignisse vorzubereiten.

[26.8.-30.8.]

Aber es wurde Abend, es wurde wieder Morgen, und was nicht kam, war der Angriffsbefehl. Anscheinend hatte man oben beschlossen, doch noch einmal Verhandlungen anzuknüpfen. Denn wir blieben noch eine volle Woche in diesem Gehöft, wenn auch in ständiger Einsatzbereitschaft. Für viele war diese Warterei eine harte Nerven-

probe. Durch Exerzieren und strammen Dienst – sogar einen Gewaltmarsch mit sämtlichem Gerät und Munition machten wir – wurde versucht, uns etwa aufkommende dumme Gedanken auszutreiben. Doch hofften wir alle auf eine baldige Entscheidung, besonders nachdem die Postsperrre herausgekommen war und wir keine Verbindung mit der Heimat mehr hatten. Als letzte Postsendung bekam ich noch das kleine Leder-NT von Friedrich, das mir den ganzen Feldzug über unentbehrlich gewesen ist.

[31.8.]

Da – am 31. August nachmittags um 6 Uhr, kommt unser Schirmmeister vom Btl. mit dem Alarmbefehl: «Verpflegungsausgabe beschleunigen, Kompanie sofort fertigmachen und abmarschbereit halten.» Sofort wird alles in den Fahrzeugen verpackt, nach kurzer Zeit ist die Kompanie marschfertig. Um 20 Uhr erscheint der Kp.-Chef – die Kompanie tritt noch einmal an, der Kampfauftrag wird verkündet: «Morgen früh um 5,45 werden unsere Truppen die polnische Grenze überschreiten. Unser Btl. übernimmt zunächst mit zwei Panzerspähtruppen zusammen die Aufklärung in Richtung auf Nakel an der Netze. Im Verein mit zwei Grenzwachregimentern bilden diese Truppen die Kampfgruppe Netze. Erstes Tagesziel: Nakel.»

Nun wussten wir, was uns bevorstand. Obwohl unser Truppenteil ursprünglich für die Verteidigung vorgesehen und ausgebildet war, hatten wir doch mit dem Angriffsgeist des Kommandeurs und der Offiziere nie daran gezweifelt, dass wir – und zwar möglichst an der Spitze – angreifen würden. Da der Hauptmann uns sagte, das Stärkeverhältnis der deutschen und polnischen Armee sei etwa 1:1, machten wir alle uns schon mit dem Gedanken vertraut, dass wir schwere Verluste haben würden. Trotzdem war beim Ausrücken die Stimmung, abgesehen von wenigen, zuversichtlich. Was eigentlich der

Krieg bedeutete und wie wir darauf reagieren würden, davon konnten wir uns noch keine Vorstellung machen. So fuhren wir gegen 22 Uhr los und langten um 23 Uhr in unserer Ausgangsstellung bei Preussenfeld dicht an der Grenze an. Dort schliefen wir noch ein paar Stunden fest und ruhig, empfingen Verpflegung und Kaffee und traten um ½ 5 Uhr früh an zur Fahrt ins Unbekannte, ins Feindesland. Zu beiden Seiten von uns marschierten bzw. radelten die Männer von den beiden Grenzwachregimentern, alles ältere Leute, von denen viele schon den Weltkrieg mitgemacht hatten.

[1.9.]

Um Punkt 6 Uhr überschritten wir die Grenze; und wer bis zum letzten Augenblick noch nicht an Krieg hatte glauben können, der wurde jetzt durch den Anblick des polnischen Zollhauses dazu gezwungen. Hier hatten unsere Panzerspähtruppe anscheinend den ersten Widerstand gefunden – die Besatzung des Zollhauses war durch Handgranaten und MG-Feuer ausgeräuchert worden. Wir fuhren nun, die Inf.-Regimenter bald hinter uns zurücklassend, in Feindesland genau so weiter, wie wir es im Frieden tausendmal geübt hatten. Und doch ging fast automatisch mit uns allen eine Veränderung vor. Hatten wir das Fahren im Frieden doch mehr oder weniger als angenehme Spazierfahrt aufgefasst, bei der man nach Belieben die schöne Gegend genießen oder schlafen konnte, so wurde jetzt plötzlich jeder hellwach, beobachtete nach allen nur möglichen Seiten wie ein Luchs, die schussbereite Waffe in der Hand und war sprungbereit, um bei stärkerem feindlichem Feuer im Augenblick vom Fahrzeug herunter und in Stellung zu sein.

Da wir gehört hatten, dass im ganzen Grenzgebiet kaum noch Deutsche wohnten, erwarteten wir, gerade in den ersten Dörfern hinter der Grenze eine feindselige und tückische Zivilbevölkerung anzu-

treffen. Wie erstaunt waren wir aber, als im ersten Dorf, Gross-El-singen, die meisten Bewohner sich auf der Strasse versammelten und uns mit Blumen und Heilrufen empfingen. Als wir dort einen Augenblick halt machten, erzählten sie uns, wie sie, besonders in den letzten Wochen, von den Polen drangsaliert worden seien. Die Hoffnung auf einen deutschen Einmarsch hatten sie schon fast aufgegeben und erst an diesem Morgen, als die polnischen Soldaten fluchtartig ab-rückten, hatten sie wieder Mut geschöpft. Jetzt kannte ihre Freude keine Grenzen. Nur die wenigen polnischen Einwohner blieben, scheinbar unbeteiligt, in ihren Häusern.

Bald ging es wieder weiter, bis zu einem Gut, dessen Besitzer ein Volksdeutscher war. Auch hier war die Begeisterung gross, und sämtliche Hausbewohner waren damit beschäftigt, die Kompanie mit einer Unmenge von Wurst- und Käseschnittchen zu versorgen. Nach einiger Zeit erschien auf einmal der Besitzer freudestrahlend mit etwa 30 Pferden. Die Polen hatten sie ihm an diesem Morgen weg-genommen, um sie ins Innere Polens mitzunehmen; aber die deut-schen Panzerspähtrupps waren schneller: Sie holten die Polen ein, nahmen ihnen die Pferde ab und gaben sie dem Besitzer wieder.

Auf der Weiterfahrt kamen wir jetzt gelegentlich schon durch rein polnische Dörfer, die wie ausgestorben erschienen, obwohl die Be-völkerung zum grössten Teil noch da war. Aber von polnischen Sol-daten war weit und breit nichts zu sehen. Manche meinten bereits, die Polen hätten wohl den Korridor kampflos geräumt – sie sollten bald eines Besseren belehrt werden. [...]

[2.9.]

Am nächsten Morgen ging es wieder vor. [...] Dass wir bald wieder die vorderste Truppe waren, merkten wir daran, dass das reife und reiche Obst noch an den Bäumen hing und nur darauf wartete, von

uns verzehrt zu werden. Niemand in unserer Kompanie hat wohl früher so viel Obst gegessen wie in den ersten Tagen des polnischen Feldzuges. [...]

[3.9.]

[...] Es galt, die Brahe zu überschreiten und so die Stadt Bromberg nördlich zu umgehen.

In einem Dorf stiessen wir bereits auf kleinere polnische Trupps, die von unserem vordersten vierten Zug erledigt wurden. Ohne Aufenthalt ging es weiter, bis der vierte Zug an der Brahe anlangte und feststellte, dass die Brücke von den Polen zerstört war. So entstand eine Stockung für die Kompanie, die sich zum grossen Teil gerade in einer tief eingeschnittenen Schlucht befand. Auf diese Situation mussten die Polen gewartet haben, denn jetzt setzte plötzlich heftiges Granatwerferfeuer aus naher Entfernung auf die Schlucht ein. Gut, dass nicht gleich die ersten Schüsse sassen; so konnten die meisten Fahrzeuge noch schleunigst die Schlucht hinunterfahren und in einem nahen Maisfeld in Deckung verschwinden. Hier warteten wir, voller Ungewissheit und Sorge um das Schicksal der hinter uns fahrenden Kameraden. Bald hörten wir, dass es Tote und Verwundete gegeben hatte, wieviel und wer war noch nicht bekannt.

Keine zehn Minuten nach Beginn des feindlichen Feuers kam ein Pkw. die Schlucht hinuntergefahren – der Generalmajor Frhr. von Gablenz, der Befehlshaber unserer Kampfgruppe Netze. Er war sofort persönlich erschienen, um sich von der Wirkung des polnischen Feuerüberfalls zu überzeugen. [...] Jetzt erfuhren wir, dass die Kompanie 2 Tote und 2 Schwerverwundete hatte (einer von diesen starb noch auf dem Transport ins Lazarett), ausserdem noch 4 oder 5 Leichtverwundete. Die drei Todesopfer hatten alle auf einem Kruppfahrzeug gesessen, in das ein Volltreffer eingeschlagen hatte.

Zum ersten Mal hatte der Tod bei unserer Kompanie Einzug gehalten und sich – scheinbar wahllos – drei Kameraden von uns herausgegriffen.

Trübe war die Stimmung an diesem Abend. Jetzt erst war es uns richtig klar, was eigentlich der Krieg bedeutete. Seine unerbittliche Forderung auf Herausgabe auch des Letzten stand plötzlich in ganzer Deutlichkeit vor uns. Jeder wurde dazu gezwungen, sich mit dieser Forderung auseinanderzusetzen. Aus der Art, wie dies der Einzelne tat, konnte man hier jeden in seinem innersten Wesen erkennen. Manche, die vorher den starken Mann markiert hatten, wurden jetzt ganz klein; als mannhafte Kämpfer zeigten sich manche Zurückhaltenden und Bescheidenen, denen man Tapferkeit nie zugetraut hätte. Alles Unechte, alle Maske, alle nur äusserliche Haltung fiel ab. Jeder stand so vor aller Augen, wie er wirklich war.

Dabei ist es für die Beurteilung eines Menschen m. E. nach nicht entscheidend, ob er im feindlichen Feuer eine Bombenruhe bewahrt und völlig die kühle Überlegung behält oder ob er bei einer Granate unwillkürlich zusammenzuckt und sich auch sonst durch die Schrecken des Krieges *instinktmässig* stark beeindruckt lässt. Dies ist eine reine Nervensache, die wohl für die Beurteilung als Soldat wichtig sein mag, nicht aber für die Beurteilung als Charakter und als Mensch. Ausserdem spielt hier die Gewöhnung eine grosse Rolle. Viel wichtiger ist die innere Haltung, die der Mensch *bewusst*, Verstandes- und glaubensmässig, der absoluten Forderung des Krieges gegenüber einnimmt.

Die meisten kommen zu einem unbedingten Schicksalsglauben, zum Glauben an die Zwangsläufigkeit ihres Schicksals und dessen der Welt unter irgendeiner unentrinnbaren Macht. Viele bejahen dieses Schicksal; sie begeistern sich für die Idee des Vaterlandes und der Kameradschaft und sind gerne bereit, dafür zu sterben, wenn es ihnen bestimmt ist. Diesen Idealismus haben im Polenfeldzug ebenso wie

im Weltkrieg viele in die Tat umgesetzt. Aber genügt er, um dem Menschen einen letzten und endgültigen Halt zu geben?

Auch der Christ zieht in den Krieg, um sein Vaterland und seine Angehörigen zu schützen; er sieht in Staat und Familie von Gott gegebene Ordnungen, die zu erhalten eine unserer Hauptaufgaben hier auf der Erde ist; er setzt sein Leben dafür ein. Aber er kann in dieser Aufgabe nicht gleichzeitig den letzten Sinn eines grausigen Geschehens sehen, bei dem heutzutage in jedem Fall mehr Menschen ins Unglück gestürzt als glücklich gemacht werden. Denn Volk, Staat und Familie sind trotz ihrer hohen Bestimmung letztlich doch dem grossen Werden und Vergehen unterworfen und vergänglich wie alles hier auf der Erde. Wenn dies das Höchste und Letzte überhaupt wäre, dann bliebe einem doch nur der Glaube an ein blindwaltendes Schicksal, das nun vielleicht nicht mit dem Leben des Einzelmenschen, sondern mit dem der Völker spielt. Also: Sinnlosigkeit des ganzen Lebens und Sterbens, nur auf eine höhere Stufe gestellt.

Jedes andere Denken beruht auf einer Illusion, die sich der Mensch macht – meist unbewusst – weil er die furchtbare Wirklichkeit nicht ertragen kann. Durch den Krieg aufgerüttelt, beginnen doch viele, die Wirklichkeit zu ahnen. Sie ergeben sich resigniert in ihr Schicksal und wollen wenigstens doch «mit Anstand zu Grunde gehen». So können auch sie, zum mindesten eine Zeitlang, tapfere und einsatzbereite Kämpfer sein. Anders sind schon die, welche – aus Angst vor dem unbekanntem Furchtbaren – meinen, etwas «*corriger la fortune*» spielen, dem Schicksal in die Arme greifen zu können, indem sie sich einen möglichst ruhigen Posten suchen und den Kameraden bei gefährlichen Unternehmungen möglichst den Vortritt lassen. Einzelne schliesslich bringen es überhaupt nicht fertig, sich der Forderung des Schicksals, die sie vielleicht am klarsten erkennen, zu beu-



gen. Sie verlieren völlig die Nerven und sind nicht mehr zu gebrauchen.

Allen diesen Anschauungen tritt die klare und frohe christliche Botschaft gegenüber: Es gibt einen Gott, der Himmel, Erde und die Menschen geschaffen hat und erhält. Er lässt kein blindwütiges Walten des Schicksals zu, sondern lenkt den Lauf der Welt nach seinem Willen, ohne den kein Haar von unserm Haupte fällt. Er hat auch nicht das Leben geschaffen, um es durch den Tod sinnlos wieder zu zerstören, sondern der Mensch selber hat sich durch seinen Abfall von Gott um das vollendete ewige Leben, das nur bei Gott möglich ist, gebracht, durch seine Selbstsucht gegenüber Gott und den Mitmenschen. Aber in Jesus Christus bietet uns Gott an, zu ihm zurückzukehren und damit das verwirkte Leben wiederzugewinnen, nicht durch eigene Leistung und Vollkommenheit – das ist uns unmöglich, wie gerade der Krieg mit seinen Greueln wieder am besten zeigt – sondern durch Annehmen der Sühne, die jener für uns geleistet hat.

Dass hierdurch auch das Leben des Menschen hier auf der Erde grundlegend umgestaltet wird, ist klar. Er kann jetzt alles Unglück und alle Schrecken, die er erlebt, und auch den Tod, bejahen und freudig auf sich nehmen; denn er weiss: Gott will uns nicht endgültig ins Unglück stürzen und zugrunde richten, sondern das ist nur eine Probe auf unseren Glauben und dient zu unserer Selbstprüfung, Bewährung und Festigung. In Wirklichkeit müssen «denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen». Er weiss auch, dass alles irdische Geschehen einen Sinn hat, wenn er auch oft für uns dunkel bleibt, denn: «Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und Meine Wege sind nicht eure Wege, spricht der Herr.» Gott verfolgt mit allem sein bestimmtes Ziel und bringt es zur Durchführung.

So ist das Volk, für das wir unser Leben einsetzen, nicht das höch-

ste Gut, auf das wir alle Hoffnungen stellen und von dem wir unsere Kraft schöpfen, sondern es hat seine Lebensbestimmung von Gott, die zu erfüllen wir ihm helfen müssen, indem wir es – notfalls mit den Waffen – schützen und indem wir Gottes Wort in ihm bekannt machen. [...]

[4.9.]

Die folgende Nacht blieben wir noch in Stellung, und der grösste Teil schlief, als wir plötzlich durch den Ruf: «Polnische Panzerwagen!» aus dem Schlaf geschreckt wurden. Es war unser Kp.-Truppführer N., der diesen aufgeregten Ruf ausstieß. Wir beobachteten nach vorn und nach allen Seiten, aber kein polnischer Panzerwagen war weit und breit zu sehen. Dagegen kamen mit lautem Motorengeräusch die Zugmaschinen unserer Ari zurückgefahren, die die deutschen Geschütze nach vorn gebracht hatten. Trotz ihres unverkennbaren Geräusches hatte sie N. für polnische Panzerwagen gehalten, ein Zeichen, wie der Krieg manchen die Nerven zerrüttet hat.

Am nächsten Morgen warteten wir voll Ungewissheit und Spannung auf den neuen Kampfauftrag – das Erlebnis des Vortages lastete noch schwer auf allen; vereinzelt wurden sogar Stimmen laut: «Von mir aus könnte der Krieg zu Ende sein» u.ä.

Endlich erschien der Kp.-Chef und liess die Kompanie antreten. «Der kommandierende General hat dem Btl. seine besondere Anerkennung ausgesprochen für den Schneid, mit dem es an den Feind herangegangen ist und den Vormarsch in entscheidender Weise gefördert hat. Da das Btl. in diesen drei Tagen stark mitgenommen wurde, erhält es heute einen Ruhetag.»

Tatsächlich schlugen wir an einem in der Nähe gelegenen Gutsteich ein fast friedensmässiges Lager auf, und hier löste sich bald die allgemeine Spannung. Die Sachen wurden in Ordnung gebracht, und

ein Teil der Kompanie war damit beschäftigt, unter grossem Hallo die in Massen vorhandenen Gänse und Enten einzufangen. Sie wurden sofort gerupft und in die Feldküche geworfen, die uns ein fürstliches Mahl davon bereitete. Andere wieder verkleideten sich mit den im verlassenen Gutshause aufgefundenen Sachen und führten einen tollen Mummenschanz auf. In kurzer Zeit herrschte eine Stimmung wie beim Karneval – die Toten vom Vortage schienen vergessen.

[5.9.]

Allzu schnell ging dieser Tag herum, und der nächste brachte uns wieder einen Kampfauftrag, an den wir nun mit frisch gestärkten Kräften herangingen: In den Wäldern nordöstlich Bromberg, das inzwischen genommen war, sollten sich noch polnische Truppenteile herumtreiben und die deutschen Nachschubkolonnen belästigen. Wir durchstreiften zwei Tage lang diese Wälder und überhaupt die ganze Gegend zwischen Bromberg und der Weichsel, ohne indessen auf Feind zu stossen. Dieser zog es wohl vor, sich bei dem Geräusch unserer Motoren in den hintersten Winkel zu verkriechen. Was wir aber fanden, waren schöne deutsche Güter, wo wir reichlich mit Obst, einmal sogar mit Sahne versorgt wurden. [...]

[7.9.]

Manche glaubten schon, wir würden bis zum Ende des Krieges in dieser Gegend bleiben, als am 7.9. früh der Befehl zum erneuten Vormarsch kam. Die Infanterie war östlich von Bromberg am Vortage auf starken feindlichen Widerstand gestossen, sodass der Angriff ins Stocken gekommen war. Wir sollten jetzt den Vormarsch wieder in Fluss bringen. [...]

Jetzt hatte ich Gelegenheit, den schneidigsten und kaltblütigsten Offizier kennenzulernen, den ich während des ganzen Feldzuges ge-

sehen habe: den Oberleutnant von Arnim, Führer des 4. Zuges, der übrigens auch von seinen Leuten wie kein anderer geliebt und bewundert wurde und sich unermüdlich um sie kümmerte. An der Spitze seines Zuges fuhr er in schnellem Tempo mitten in ein noch unerkanntes Dorf hinein, und, wenn dann niemand schoss, sagte er: «Geben Sie durch: Markowitza (oder wie das Dorf gerade hiess) ist feindfrei.» Auf diese Weise erreichten wir in kürzester Zeit das Ziel unserer Aufklärung, die Stadt Schulitz, und stellten fest, dass auch hier die Polen am Morgen bereits abgerückt waren. Sofort gaben wir durch: «Schulitz feindfrei», und es dauerte nur ganz kurze Zeit, bis diese Meldung über Kompanie und Bataillon an das Armeekorps weitergegeben war, denn bereits wenige Stunden später war auf dem Marktplatz von Schulitz nicht nur unser Bataillon, sondern auch der Stab einer Infanteriedivision fast friedensmässig aufgefahren, und die Stadt, in der man mittags noch die Polen vermutet hatte, wimmelte von friedlich einkaufenden Soldaten.

Die Bevölkerung war hier fast rein deutsch. Sie empfing uns schon bei unserer Ankunft mit grosser Begeisterung und versorgte uns mit Kuchen, Obst und allem, was sie selbst noch hatten. Die Polen hatten hier in den letzten Tagen noch besonders toll gehaust. Die meisten Deutschen hatten fliehen müssen und waren jetzt erst vorsichtig aus Wäldern und Schlupfwinkeln hervorgekommen. Wenn sie sich aber überzeugt hatten, dass wir Deutsche waren, dann wurden sie ausser sich vor Freude. Manche fielen uns um den Hals und erzählten unter Tränen von den Leiden der letzten Wochen, wie die polnischen Banden ihnen alles abgenommen, Eltern und Verwandte getötet hatten und wie sie selbst oft nur durch Zufall das nackte Leben hatten retten können.

[8.9.]

Am nächsten Morgen fuhr die Kompanie wieder eine grosse Strecke (etwa 30 km) vor, bis wir in der Stadt Griewkowo auf einige Nachzügler der polnischen Truppen stiessen. Da wurde der vierte Zug als Spähtrupp vorausgesandt, mein Funktrupp wieder mit ihm. Schon im nächsten Dorf stiessen wir auf einzelne polnische Soldaten, die über unser Kommen so erstaunt waren, dass sie weder volle Deckung noch die Hände hoch nahmen; sie wurden niedergeschossen. [...]

[9.9.]

Am anderen Morgen machten wir uns früh auf – der Kampfauftrag lautete: überholende Verfolgung – und fuhren wieder etwa 40 km in südöstlicher Richtung, ohne auf Feind zu stossen. Nur kleinere Franktireurtrupps stöberten wir auf, mit denen kurzer Prozess gemacht wurde. [...]

Damit habe ich schon vorgegriffen, denn ich muss noch eine Begebenheit vom Vortag berichten, wenn ich auch nicht Augenzeuge dabei war. Als der vierte Zug das heftige Artilleriefeuer erhielt, schickte der Oberleutnant einen Unteroffizier als Späher voraus, wohl um die feindliche Stellung genau zu erkunden. Als der Unteroffizier nicht wiederkam – der Zug hatte sich inzwischen zurückgezogen – machte sich der Oberleutnant mit Uffz. Funke und einer MG-Bedienung auf, um ihn zu suchen. Die MG-Bedienung liess er bald zurück und suchte allein mit Uffz. Funke zusammen weiter. Schliesslich fanden sie den Gesuchten, weit entfernt von der Stellung des Zuges, unweit der feindlichen Linie. Er war durch Kopfschuss gefallen; die Polen hatten ihm die Augen ausgestochen und seine Wertsachen geraubt. Da nahm ihn der Oberleutnant auf die Schulter und trug ihn mit Unterstützung von Uffz. Funke die weite Strecke bis zur eigenen Stellung zurück. Dies erzählte mir am Abend Uffz. Funke, der selber zwei Tage später gefallen ist.

Für den nächsten Tag machten wir uns schon auf allerhand gefasst, denn es war ein Sonntag, ebenso wie der Tag, an dem wir die ersten Toten hatten.

Und wirklich, kaum waren wir einige Kilometer in südöstlicher Richtung gefahren, als wir starkes Infanterie- und kurz darauf Artilleriefeuer aus naher Entfernung erhielten. Die Kompanie sass sofort von den Fahrzeugen ab, und diese wurden in Fliegerdeckung zurückgefahren. [...] Die Züge entfalteteten sich zu einer breiten Front und griffen an. [...] An diesem Tag fiel Uffz. Funke; der Hauptmann, verschiedene Unteroffiziere und mein Freund D. wurden verletzt. Der Hauptmann, der einen Granatsplitter in die Schulter bekommen hatte, war bereits am nächsten Morgen wieder da und tat, als sei nichts geschehen. [...]

[11.9.]

Nun hatten wir einen Ruhetag wieder redlich verdient und verbrachten den Montag in der überwiegend von Juden bewohnten Stadt Quiecini, wo wir alle möglichen und unmöglichen Kleidungsstücke und Nahrungsmittel einkauften; denn wir hatten ja inzwischen so viel Geld erhalten, dass wir gar nicht wussten, wohin damit.

[12.9.]

[...] Dann kam der Befehl, das Bataillon sollte durch einen infanteristischen Angriff dem Feind nordwestlich der Stadt Wloclaweck in die Flanke fallen und ihn vernichten. Aber anscheinend war die Lage anders, als man gedacht hatte. Jedenfalls machten wir, ohne auf Feind gestossen zu sein, auf einmal kehrt, und die Kp. bildete nun einen «Igel» rund um das Sanatorium «Hel» nordwestlich Wloclaweck; [...] Es war die ganze Nacht ein dauerndes Krachen und Dröhnen in der Luft – die Nervenkranken in dem Sanatorium waren am

Morgen bestimmt alle geheilt, soweit sie nicht wahnsinnig geworden waren. [...]

[17.9.]

Es war wieder ein Sonntag, der mir zeitlebens in Erinnerung bleiben wird, nicht wegen des schwachen Artilleriefeuers, das wir auf unserer Weiterfahrt bekamen, sondern weil wir an diesem Tag zum ersten Mal deutsche Bomber in Massen bei ihrer Arbeit sahen und uns von der furchtbaren Wirkung dieser Waffe überzeugten. Vom frühen Morgen an war die Luft von dauerndem Motorenlärm erfüllt; über 300 deutsche Bomber sollen an diesem Tag zum Einsatz gekommen sein. Die feindlichen Divisionen waren jetzt auf engem Raum zusammengedrängt, auf allen Seiten von den deutschen Armeen eingeschlossen, sodass es für die Bomber nicht schwer war, furchtbare Verwüstung unter ihnen anzurichten. Dauernd hörte man in der Entfernung, manchmal auch näher, ein dumpfes Brummen – die abgeworfenen Bomben. Schoss eine polnische Batterie, so dauerte es nicht lange, dann erschienen über ihr zwei oder drei Flugzeuge und in kürzester Zeit war sie verstummt.

Die Wirkung dieses Angriffs sahen wir zunächst an der Zivilbevölkerung, die uns in hellen Scharen entgegengeströmt kam, um dem Grauen zu entfliehen. Zum grossen Teil waren es Deutsche, die die Polen zwangsweise so weit ins Innere mitgeschleppt hatten und die sich jetzt im allgemeinen Wirrwarr hatten freimachen können, um wieder nach der Heimat zu ziehen. Aber auch die polnischen Truppen waren völlig zerrüttet und ergaben sich nach geringem Widerstand in hellen Haufen. Allein unsere Kompanie machte hunderte von Gefangenen. Diese erzählten uns, wie froh sie seien, nun vor den deutschen Bombern in Sicherheit zu sein. Man hatte ihnen den Krieg so völlig anders geschildert, dass sie der Wirklichkeit mit den Ner-

ven nicht standhielten. Vergeblich hatten sie bis zum letzten Tag auf die Hilfe der Engländer und Franzosen gerechnet – wie übrigens auch die Zivilbevölkerung: in verschiedenen Orten Kongresspolens wurden wir begeistert begrüsst, da man uns für Engländer oder Franzosen hielt. Mit dem Kommen der Deutschen hatte man nach den durchgegebenen Nachrichten am allerwenigsten gerechnet. Hatten sie begriffen, dass wir Deutsche waren, so verschwanden sie fluchtartig in ihren Häusern und liessen sich nicht mehr blicken.

[18.9.]

Am 18.9. fuhren wir – ohne noch auf Widerstand zu stossen – weiter und kamen nun durch die von Bomben verwüsteten Ortschaften. Auf dem Marktplatz von Gabin sahen wir ein Loch, in das bequem ein kleines Haus hineinpasste, etwa 20 m im Durchmesser und 4-5 m tief. Rings herum in 100 m Umkreis lagen Pflastersteine auf der Strasse. Mein Mitfahrer sagte: «Das kann unmöglich von einer Fliegerbombe sein, hier hatten sich die Polen eingeschantzt.» Es war aber doch von einer Fliegerbombe, wie wir bald an ähnlichen Löchern feststellen konnten. Eines der wenigen Gebäude in Gabin, die völlig unversehrt blieben, war die schöne alte Kirche.

Auf der Weiterfahrt kamen wir nun dauernd an grösseren und kleineren Bombentrichtern vorbei, an denen tote Pferde und alle nur möglichen Ausrüstungsgegenstände der Polen lagen. Ihre Gefallenen waren bereits weggeschafft worden. Wie ein grosses Zigeunerlager sah die Gegend aus, durch die wir jetzt fuhren. Die Polen hatten in ihrem Entsetzen alles stehen und liegenlassen. Zwischendurch begegneten uns wieder lange Kolonnen polnischer Gefangener, teils froh, dass sie mit dem Leben davongekommen waren, teils noch unter dem Eindruck des grossen Entsetzens.



So kamen wir bis zu der ebenfalls stark verwüsteten Stadt Sanniki, wo bereits deutsche Truppen lagen [...]

In Sanniki hatten wir zum ersten Mal wieder Gelegenheit, Orgel zu spielen, und zwar in der Kirche, die auch hier merkwürdigerweise heil geblieben war, während rings herum Tod und Verwüstung gehaust hatten. Wer draussen vorüberging, wird sich wohl gewundert haben, auf einmal aus der polnischen Kirche inmitten des grossen Trümmerhaufens die Klänge von «Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren» zu vernehmen. Aber es war mir ein Bedürfnis, gerade diesen Choral zu spielen.

[21.9.]

Oben sah man anscheinend, dass es für uns in diesem Feldzuge nichts mehr zu tun gab, denn wir wurden bereits am 18.9. zurückgezogen bis zu einem Gutshof nordwestlich Gostinin und setzten uns am 21.9. wieder in Richtung Heimat in Bewegung. Vorher hielt uns der Kp.-Chef noch eine Ansprache: «Meine Herren, denken Sie ja nicht, dass der Krieg zuende ist; wir werden in kürzester Zeit nach dem Westen verladen, und gegen das, was uns dort bevorsteht, waren unsere polnischen Erlebnisse ein Kinderspiel. Meine Herren, der Krieg beginnt erst!»

Darüber waren wir uns auch klar, und doch hatte die fröhliche Stimmung über unsere Rückkehr in die Heimat vorerst die Oberhand.

Auf der Rückfahrt staunten wir, wie man bereits überall an der Arbeit war, die Spuren des Krieges zu beseitigen, wie die Schornsteine bereits wieder rauchten und die Felder von den Arbeitsmännern bestellt wurden. Wir übernachteten noch einmal am Gutsteich von Sicienko, wo wir auf dem Vormarsch den ersten Ruhetag gehabt hatten. Der Besitzer, ein Deutscher, war jetzt wieder da und klagte uns mit herzerbrechen der Stimme, die polnischen Flüchtlinge hät-

ten ihm alle seine Gänse und Enten geraubt. Wir konnten ihn nur bemitleiden.

[22.9.]

Endlich am 22.9., gegen 12 Uhr mittags, kam der grosse Augenblick: Wir überschritten die alte Reichsgrenze.

Wir fuhren wieder auf gepflegten Strassen, wo man nicht dauernd aufpassen musste, dass einem das Essen nicht hochkam. Wir kamen durch saubere Ortschaften, in denen noch keine Granaten gehaust hatten. Wir wurden in Schneidemühl und Deutsch-Krone mit Blumen, Obst, Bonbons, Zigaretten und vor allem mit begeisterten Herzen empfangen als erste Truppe, die aus Polen zurückkam. Wie freuten wir uns darüber und konnten es noch garnicht fassen, dass wir wirklich heil und gesund wieder in der Heimat waren.

26.12.39 [Brief Hans P.s von der Stationierung an der Mosel]

Liebe Eltern!

[...] Gleich nach Beendigung der Weihnachtsfeier machte ich mit D. und G. einen schönen Spaziergang in der wundervoll sternenklaren Vollmondnacht. Der silbern glitzernde Tannenwald (die Bäume sind alle dick bereift) machte einen ganz unwirklichen und märchenhaften Eindruck. Zu der Rede mussten wir wieder zurück sein. Aber gleich anschliessend machte ich mich mit einem anderen Freunde, dem Zeitungsschriftleiter Richard S., wieder auf. In einer tiefen Schlucht, mitten im Tannenwald, an einem kleinen Bach, lasen wir die Weihnachtsgeschichte und sprachen noch darüber. Es war so mondhell, dass man ohne Licht lesen konnte. Wir beschlossen, hier mit ein paar anderen noch mal hinzugehen und kehrten zurück. [...]

Als wir wieder in der Schlucht anlangten, sahen wir schon von Weitem Lichterschein im Walde leuchten. Wir kamen heran und hat-

ten einen wundervollen Anblick: An den Tannen zu beiden Seiten des schmalen Weges hingen brennende Kerzen wie am Weihnachtsbaum. Dazu hörte man leise feierliche Musik, eine Weihnachtsmottete von Prätorius. D. hatte sein Kofferradio mitgebracht. Plötzlich hörte die Musik auf und mit feierlicher Stimme wurde die Weihnachtsgeschichte auf französisch vorgetragen. Wir hatten nicht geahnt, dass es ein französischer Sender war und hörten nun wie gebannt zu. Bei der Stelle «... et paix sur la terre aux hommes de bonne volonté» (so hiess es, glaube ich) sahen wir uns alle unwillkürlich an und dachten daran, dass wir vielleicht in Bälde auf die Leute, die auch unter dem Eindruck dieser Botschaft standen, schiessen müssten. [...]

Herzliche Grüsse

Euer Hans

[Auch das folgende «Frankreichtagebuch» hat Hans P. nachträglich – im Sommer 1940 während seiner Stationierung in der Bretagne – aus Tagebuchnotizen zusammengestellt und mit Ergänzungen versehen.]

[9.5.40]

Alarm! [...] Es herrschte wieder die vom Polenfeldzug her bekannte Spannung, für die meisten wie vor einem gefährlichen Abenteuer, für die Tieferdenkenden wie vor einem entscheidenden Examen: Ob der Anker, an dem man sich hielt, die ererbte oder mühsam erworbene Weltanschauung in der grossen Prüfung bestehen oder unter der Gewalt des hereinbrechenden Sturmes in Trümmer gehen würde, so dass man hilflos umhergetrieben, auf alles Nachdenken verzichten müsste?!

Eine innere nationale Begeisterung trat in diesen Tagen bei fast allen auf, stärker noch als vor den Polenfeldzügen. Sie war gesteigert und vertieft durch die Opfer, die man für das Vaterland nun schon gebracht hatte. Denn die Sache, für die man sich einsetzt, für die ich einen Teil meiner Lebenskraft bereits geopfert habe, ist nun die meine, auch wenn sie vorher nur am Rande meines Interesses lag und ich das Opfer mehr unfreiwillig als freiwillig gebracht habe. Mein persönliches Werk und die Frucht meines harten Einsatzes schütze ich jetzt mit, wenn ich das Vaterland schütze.

In meiner persönlichen Vorbereitung auf den Ernstfall war mir gerade in der letzten Zeit entscheidend innerlich weitergeholfen worden. Seit dem Ende des Polenfeldzuges hatte ich mich leidenschaftlich mit der Frage beschäftigt: Wie werde ich innerlich und äusserlich Herr über das Erlebnis des Krieges? Wie erreiche ich es, dass der Eindruck des feindlichen Feuers nicht mehr eine derartige Gewalt über meine gesamte seelische Verfassung ausübt, wie es in Polen zuweilen der Fall war? dass ich auch vor den Kameraden nicht als Nervenbündel, sondern als Beispiel christlichen Verantwortungsbewusstseins und christlicher Todesverachtung dastehe? [...]

Erst jetzt, vor ein paar Tagen war es mir plötzlich eingefallen, dass man im Kriege genau wie bei auswegslosen Situationen im Frieden nicht durch übermässige psychologische Zermarterung oder Anstrengung ans Ziel kommt, sondern durch Begreifen der Botschaft: «Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.» Nur Christus kann es einem schenken, dass man die Herrschaft über Nerven und Instinkt behält und so imstande ist, seine Aufgabe auch in auswegloser Lage nüchtern und gefasst zu erfüllen.

So wollte ich Gott auch in der unmittelbaren Gefahr bitten, mir Christus gegenwärtig werden zu lassen. Wenn die Granaten und Geschosse wie ein unentrinnbares Gericht Gottes bei uns einschlugen,

wollte ich bitten, dass ich mitten in dem Gericht Christus zu mir kommen sehe. Er hat uns durch sein Sterben und Auferstehen die Liebe und Vergebung Gottes gezeigt, seine Gegenwart gibt uns die Gewissheit, dass Sinnlosigkeit, Grauen und Vernichtung nicht das letzte Urteil über die Menschen sind. Im Gegenteil, dieser Schrecken bekommt jetzt eine ganz andere Bedeutung: Er ist das weit geöffnete Tor zum Reiche Gottes, in das uns Christus hineinziehen will.

So gewann ich meine grosse Zuversicht für die kommenden Wochen, und der Abschied von all den Dingen, die ich in der langen Wartezeit lieb gewonnen hatte, wurde mir nun leichter.

Dass das ruhig dahinfließende Leben wieder einmal in Spannung und Abenteuer geraten sollte, erfüllte mich wie die meisten Jüngeren mit brennender Lust.

So wurde mir auch die Trennung von dem brüderlichen christlichen Kreis, den ich in Bonn und Oberkassel kennengelernt hatte und in dem ich meist meine Sonntage verbringen durfte, leichter als ich gedacht hätte.

Anders war es schon mit dem Abschied von meinen Büchern und meiner theologischen Arbeit, die ich seit einigen Monaten intensiv wieder aufgenommen hatte. Erstens wollte ich es trotz der vollkommen unchristlichen Lage nicht zu einer gänzlichen Entfremdung mit der Fachtheologie kommen lassen, um nicht später meine Untätigkeit und die Vergeudung zweier Jahre bereuen zu müssen. Was aber richtiger war: Ich wurde durch den Umgang mit den Kameraden und mit mir selbst sowie durch die Entwicklung der politisch-weltanschaulichen Lage dauernd vor Probleme gestellt, die das Verhältnis Gott: Mensch betrafen und die mich zu einer gründlichen Beschäftigung damit trieben. Etwa die Frage: Wie kann ich meinen Kameraden zum christlichen Glauben helfen? oder: Ist die christliche Ethik praktisch anwendbar? oder: Kann man Gottes Macht in der Geschichte zumal

in der heutigen, erkennen? oder die oben kurz behandelte: Wie beweise ich meinen Glauben in entscheidenden praktischen Proben? – Dies alles liess mich nicht los und hiess mich zu Männern Zuflucht nehmen, die – reifer und erfahrener – sich damit auseinandergesetzt hatten. So las ich u.a. weniger zur Bereicherung meines Wissens als aus meiner Not heraus, Pascals «Gedanken», Freys «Buch der Welt-politik Gottes», Schlieks «Der Mensch in der Verkündigung der Kirche». Ich war in diese Tätigkeit so vertieft, dass ich den meist allzu anstrengenden Dienst nur noch als angenehme Entspannung für meine geistige Arbeit auffasste. Ich hätte es für unmöglich gehalten, diese Arbeit, die ich auch in Gesprächen mit Kameraden auswertete, plötzlich aufzugeben. Nun musste der Schritt doch getan werden, die Bücher mussten in die Mappe, die nach Hause abging, verschwinden – und siehe da, es ging auch ohne sie! [...]

[10.5.]

«Die deutsche Wehrmacht hat mit dem heutigen Tage den Schutz der Neutralität Belgiens und Hollands übernommen ...», so hörten wir am 10. Mai frühmorgens durch Sondermeldung, die uns nun nicht mehr überraschte ...

Wer die Bedeutung der Stunde noch nicht begriffen hatte, der konnte sie aus den Worten v. Brauchitschs ermessen: «Die kommenden Wochen entscheiden das Schicksal Deutschlands für die nächsten 1'000 Jahre.»

Gegen Mittag kam endlich der Abmarschbefehl für das Bataillon: Um 18 Uhr hatte es sich in Richtung Eupen-Malmedy in Marsch zu setzen. Fast die ganze Bevölkerung der beiden hübschen Vorgebirgsdörfer, in denen unsere Quartiere lagen, stand bei unserer Abfahrt auf der Strasse, um uns ein Lebewohl zuzuwinke[n]. [...]

Nur in «Kurzen Sprüngen» ging es zunächst vorwärts, viel zu langsam für unsere Ungeduld. [...]

[12.5.]

Am Pfingstsonntag, dem 12.5. um 7 Uhr 30 überschritten wir bei Losheim die belgische Grenze. [...]

Immer grösser wurde die Spannung, da wir nun – schon mit geladenem Gewehr und aufgesetztem Stahlhelm – in Feindesland fuhren, doch war vorläufig vom Krieg noch nichts zu merken. Viele festlich gekleidete Pfingstspaziergänger begegneten uns, und in den Ortschaften des Bezirks Malmedy, durch die wir kamen, besonders in der kleinen Stadt St. Vith, war die Bevölkerung auf der Strasse versammelt und bereitete uns einen herzlichen Empfang. Überall war geflaggt, Girlanden und deutschfreundliche Plakate hingen über den Strassen, sogar die Strassennamen waren schon in deutsche verwandelt; alles drückte die Freude über die Rückkehr zum Reich aus, die in diesen Tagen bereits vollzogen wurde.

Je weiter wir ins Innere Belgiens vorstiessen, desto seltener wurden diese Freundschaftskundgebungen – schliesslich hörten sie ganz auf, kein Mensch liess sich mehr [...] sehen, das Land machte einen toten und verlassenem Eindruck.

Aber ein anderes Leben zog mit uns jetzt ein. Ungezählte deutsche Führungskolonnen bewegten sich in allen Dörfern und Städten, auf allen Strassen und Wegen, alle mit einer Richtung, mit einem Ziel: Vorwärts an den Feind! Unter diesem Leitmotiv wurden sorgfältig geübte Vorsichtsmassregeln wie die Fliegerabstände oder das Verbot des Überholens in den Wind geschlagen, es hiess nur: Kolonne zusammengehalten und möglichst schnell nach vom. Bisweilen kam es hierbei zu erregten Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Kolonnenführern, die doch alle von dem gleichen Willen beseelt waren: Nach vom! Zum Feind! und von der gleichen Sorge: Gar nicht

mehr zum Einsatz zu kommen, weil die Vordersten schon alle Kampfesarbeit erledigen würden.

So versuchte auch unser Bataillon [...], sich nach vorn durchzukämpfen, aber es war einfach unmöglich. Andere Truppen hatten vor uns das Gleiche versucht, sodass stellenweise zwei Kolonnen nebeneinander fuhren, die man nicht überholen konnte. [...]

So rückten wir kleckerweise vor, immer so viel, wie unsere Panzer vorne die Strasse freigemacht hatten: 2km Fahren im Schnecken tempo – 1 Stunde Halt; 200 m vorwärts – 3 Stunden Pause; 10km in rascher Geschwindigkeit – wieder einige Stunden Wartens; den ganzen Pfingstsonntag, die darauffolgende Nacht und noch den Montag Vormittag. Allmählich begann die Müdigkeit, über unsere Spannung Herr zu werden, und nur durch lustiges Mundharmonikaspiel gelang es mir, wenigstens während der Fahrt mich und den Fahrer wach zu halten. In den Haltepausen blieb immer einer von uns drei Fahrzeuginsassen wach, damit wir beim Weiterfahren nicht den Anschluss verpassten.

[13.5.]

Endlich am 13. war die Bahn frei für den Einsatz des Bataillons. Wir brausten an einer unabsehbaren Kette von Fahrzeugen vorbei, hörten bald in der Ferne dumpfes Artilleriefeuer und beim Näherkommen – nicht mehr weit von Namur – M.G.-Schiessen. [...]

Von Müdigkeit war nichts mehr zu spüren weder bei uns noch auf den hunderten von Gesichtern, in denen wir jetzt lesen konnten, als wir am Bataillon entlang zur 3. Kompanie fuhren. Gleichmässig hart, entschlossen und scheinbar unbewegt muteten sie uns zunächst an, aber dann sahen wir, wie sie bis zum letzten angespannt waren und wie ihre Augen brannten in der gewaltigen Erwartung des ersten Einsatzes.



Wer jedoch für diesen Tag auf harte Kämpfe gerechnet hatte, wurde enttäuscht. [...] In einem Schlosspark bei Ciney hielten wir und rasteten bis zum Nachmittag. Hier machten wir alle unserem masslosen Erstaunen über den bisherigen Verlauf des Feldzuges Luft. So hatte sich keiner von uns den Krieg im Westen vorgestellt; es schien ja fast schneller und leichter vorwärts zu gehen als in Polen. War das die vielgerühmte und traditionsreiche französische Armee, die wir bis jetzt so hoch eingeschätzt hatten? Wir standen vor einem Rätsel und manche begannen, an Zauberkräfte zu glauben, die dem Führer bzw. unseren verantwortlichen Feldherren zur Verfügung ständen. [...]

[14.5.]

Am nächsten Morgen kam der Kompanie-Chef begeistert von der Besprechung beim Kommandeur zurück und erzählte uns von der allgemeinen Lage: «Überall, nicht nur in unserem Abschnitt, ist der Franzose im haltlosen Zurückfluten. Das Gros der feindlichen Armeen steckt bereits in einer Zange, aus der ein Entrinnen unmöglich ist. Der Vormarsch wird in den nächsten Tagen ein noch unheimlicheres Tempo annehmen als bisher.»

Stauend hörten wir das, konnten es zunächst kaum fassen; doch bald waren auch wir von der Begeisterung und Stolz erfasst, bei diesem einzigartigen Unternehmen beteiligt zu sein.

In gehobener Stimmung ging es mittags weiter bis kurz vor Beaumont, wo wir auf einer Höhe – Front nach Norden – in Stellung gingen. Weiter nördlich griffen zur gleichen Zeit andere deutsche Truppen mit Front nach Süden an, die uns nun zahlreiche Haufen von zurückweichenden – völlig ratlosen – Franzosen vor die Maschinengewehre trieben. Bald war nichts mehr von ihnen zu sehen. [...]

Nach Mitternacht legten wir uns im Chausseegraben schlafen, als wir plötzlich durch den Ruf: «Gasmasken auf!» geweckt wurden. Ein merkwürdiger Geruch drang uns in die Nase und von Westen her kamen weisse Duftschwaden über die Wiese.

Einige Stunden lang schliefen wir mit Gasmasken weiter – wir waren so müde, dass uns der ganze Fall nicht weiter interessierte – bis sich herausgestellt hatte, dass es nur von der Wiese aufsteigender Nebel war, der diesen eigentümlichen Geruch ausstrahlte.

[17.5.]

Am 17.5. abends überschritten wir bei Hestrud die französische Grenze. Immer toller wurde jetzt das Bild unserer Vormarschstrassen. Man konnte förmlich den panischen Schrecken von ihnen ablesen, den unsere vorstürmenden Panzer dem Feind eingeflößt hatten. Bekleidung und Ausrüstungsgegenstände, Handwaffen, Privatautos, Geschütze, Lastwagen, tote Pferde, Panzer, alles lag in wildem Durcheinander zu beiden Seiten der Strasse. Was die Strasse versperrt hatte, war von unseren vordersten Truppen kurz in den Chaussee-graben gekippt worden. [...]

[18.5.]

Plötzlich kam von vorn die Nachricht durch: «Spitzenzug ist auf französische Panzer gestossen; Olt. v. Arnim gefallen, ausserdem mehrere Tote und Schwerverletzte.» Da war es aus mit unserer frisch-fröhlichen Unbefangenheit, mit dem Rauschgefühl des Vorwärtstürens, zum ersten Male stand der Krieg wieder in seiner wahren Gestalt vor uns, wie am ersten Sonntag in Polen. Eine lähmende Traurigkeit wollte uns befallen, verstärkt durch die Sorge um das eigene Leben, das man nun der gleichen Vernichtung aussetzen sollte.

Aber es war keine Zeit für derartige Regungen, es hiess damit fertig werden, gleichgültig wie. Da zeigte sich der Wert der jahrelang eingeprägten Disziplin, die jeden Gedanken des Aufbegehrens im Keime ersticken liess. Nicht aus dem Glauben an einen Sinn des Kriegsschreckens und bewusster Preisgabe des Lebens für diesen Sinn schöpften die meisten ihre Kraft; im Gegenteil, sie vermieden es nach Möglichkeit, an das dunkle Rätsel des Todes und der Vernichtung zu denken, sie verschlossen ihre Augen vor dem Abgrund der sich zuweilen plötzlich vor ihnen auftat. Sie führten aus, was befohlen war ohne nach dem Warum und den Folgen zu fragen, so wie sie es vom Feindesdrill her gewöhnt waren; der eine mutig und entschlossen, der andere vorsichtig und widerstrebend, je nachdem, wie weit ihnen die Disziplin in Fleisch und Blut übergegangen war.

Bei anderen, die auf selbständiges Denken nicht verzichten wollten, trat der Glaube an ein Ideal wie «Vaterland», «Ehre», «Pflicht» als geistige Unterbauung zur eingeprägten Disziplin hinzu. Das Ideal stand gleichsam zwischen ihnen und dem alles verschlingenden Abgrund, sodass sie ihn nicht mehr sahen.

Diese beiden Anschauungen schienen vollständig zu genügen für den atemberaubenden Feldzug, in dem kaum einer zur Besinnung und zum tieferen Nachdenken kam. Wenig war zu merken vom christlichen Glauben, der nüchtern in den Abgrund hineinblickt und dennoch auf dem Posten bleibt, weil er die Brücke sieht, die hinüberführt in die Ewigkeit: Christus.

In diesen Wochen ständiger Beanspruchung jedoch wurde die allgemeine soldatische Haltung durch den Mangel an solcher innerer Bestimmung noch nicht beeinträchtigt.

Todesmutige Draufgänger waren besonders unter den Offizieren keine Ausnahme, v. Arnim sei als leuchtendes Beispiel genannt. Er

war für den Krieg wie geboren, einer von den Charakteren, die von einer brennenden Lust besessen sind, ihr Leben einzusetzen wie einen verfügbaren Gegenstand, über den man hoch erhaben ist, einmal völlig – auch von sich selber – frei zu sein, die keinen Gegner, auch den Tod nicht, als überlegen anerkennen. Dieses Hochgefühl scheint beim Deutschen ausgeprägt zu sein, wenn es auch nur gelegentlich und meist nur bei Einzelnen so klar hervortritt. Neben der tief eingepflanzten Disziplin ist es wohl das Geheimnis der Überlegenheit des deutschen Soldaten. Ob es einer Selbstüberschätzung im Kampfesrausch, einem menschlichen Ideal, einem innerlichen Lebensüberdruß – oder einem todüberwindenden christlichen Glauben entspringt, vermag nur Gott beim Einzelnen entscheiden.

Beim weiteren Vorrücken zischten jetzt schon ab und zu verirrte Panzer- und Infanteriegeschosse über die Strasse, so dass wir von den Fahrzeugen absassen und im Chausseegraben vorgingen.

[...] Besonders hart war der Kampf um den Dorfeingang von Jolimetz (etwa 4km vor Le Quesnoy), wo die Marokkaner sich im Angriffsabschnitt unserer Kompanie in einem Gehöft verschanzt hatten. Mehrere Richtschützen von uns, die sich etwas aufrichteten, um das von dort feuernde M.G. zu bekämpfen, fielen durch Kopfschuss. Endlich gelang es, einen Granatwerfer und eine Pak unweit in Stellung zu bringen und damit den Feind auszuräuchern. Im Sturm wurde das Gehöft genommen und die überlebenden Marokkaner gefangen. «Auf unseren tapferen Gegner eine dreifache «Büffel – ahoi! Büffel – ahoi! Büffel – ahoi!» rief Leutnant Sch., und alles fiel kräftig ein. Der Panzerkommandeur, der in der Nähe das Feuergefecht leitete, wollte auf dieses Gebrüll hin sofort in das Gehöft hineinfeuern lassen, da er eine johlende Garde von Marokkanern darin vermutete. Das Missverständnis konnte aber noch rechtzeitig geklärt werden.

[...] Weiter ging es, nachgerade in völliger Finsternis, trotz Müdigkeit und Schwäche, die sich jetzt mit Macht eingestellt hatte. Ich musste an zu Hause denken, da feierte mein Bruder heute Hochzeit; wenn die wüssten ... Aber nur keine Sentimentalität, die taugt nichts für einen der alle Kräfte anspannen muss![...]

Unter Ausnutzung aller Deckungen erreichten wir unangefochten die Strasse Le Quesnoy-Valenciennes, etwa 100 m vom Stadtausgang entfernt; die feindlichen Panzer hatten uns nicht bemerkt. Als aber die Vordersten über die Strasse gingen, erhielten sie M. G.-Feuer aus der Stadt. Alles verschwand im Chaussee-graben und es wurde beraten, was zu tun sei. «Das M. G. kann eigentlich nur dort im ersten Haus sein» entschied der Leutnant nach kurzer Beobachtung, und schon wurde der Granatwerfer darauf eingerichtet. Inzwischen ging die Kp. in Gruppen sprungweise über die Strasse. Das feindliche Feuer kam immer um Bruchteile von Sekunden zu spät, wenn unsere Leute schon im jenseitigen Graben waren. Auch ich fasste ein Herz und sprang inmitten eines Haufens mit meinem Gerät hinüber; mein Funker desgleichen, er blieb an einem die Strasse entlanglaufenden Draht hängen und schlug hin. Sofort feuerte das M. G. wieder, aber er konnte noch blitzschnell das Funkgerät greifen und in den anderen Graben springen. So kam schliesslich die ganze Kp. bis auf einen, der verwundet wurde, heil hinüber, obwohl das M. G., das die Strasse bestrich, höchstens 100 m weit entfernt war. Anscheinend hatte der feindliche Richtschütze eine «lange Leitung». Jetzt war die Hauptgefahr vorüber und wir konnten unbehelligt bis zu der befohlenen Höhe vorgehen, wo wir den Anschluss ans Bataillon wieder fanden.

Selten in meinem Leben war ich so fröhlich wie in dieser Stunde. Es war ein Gefühl, als sei mir das verzwickte Leben wiedergeschenkt worden. Ich begann, laut vor mich hinzusingen, ein frohes Lied nach

dem anderen, ohne Rücksicht auf die Umstehenden; sie waren ja von der gleichen Freude erfasst. Erst nach einiger Zeit war das seelische Gleichgewicht wiederhergestellt und ich dachte an die Kameraden, die diesen herrlichen Sonntag nicht mehr heil und gesund wie ich begrüßen konnten.

Noch war es mir unklar, wie ich die Strapazen der beiden letzten Tage so gut hatte überstehen können, wo ich in Friedenszeiten schon bei viel geringeren Anstrengungen unter Herzstichen, Atemnot und allerhand Beschwerden zu leiden gehabt hatte. Aber man vergisst unter der seelischen Anspannung die körperlichen Strapazen und vermag ein Vielfaches seiner sonstigen Kraft aufzubieten.

Dass es mir gelungen war, den Ansturm der Nerven und des instinktiven Selbsterhaltungstriebes zurückzuweisen und auch in den gefährlichen Situationen dieser unheimlichen Nacht ruhig die Funkverbindung aufrecht zu erhalten, konnte ich nur als Geschenk Gottes betrachten, den ich so oft darum gebeten hatte. [...]

[21.5.]

Inzwischen war der deutsche Angriff schon viel weiter getragen und unsere Keilstellung nachgerade überholt. So sassen wie am 21. nachmittags wieder auf und fuhren die ganze Nacht durch bis zum Morgenrauen, wo wir uns in ziemlich aufgelöster Ordnung kurz vor Arras wiederfanden. [...]

Nach kurzer Zeit setzte systematisches Artillerief Feuer auf die Protzenstellungen unseres Bataillons ein! Mein Fahrer und ich lagen im Halbschlaf nebeneinander am Fahrzeug, während die Einschläge immer näher kamen. Als eine Granate dicht bei uns eingeschlagen war, zog ich mich halb unter das Fahrzeug zurück. Plötzlich rief mein Funker: «B. ist verwundet!» Mit einer klaffenden Stirnwunde lag der

Fahrer ohnmächtig da – in Körperhaltung und Gesichtsausdruck sonst völlig unverändert und friedlich; er musste sofort das Bewusstsein verloren haben, ohne einen Laut von sich zu geben. Schleunigst verband ich ihn, hatte aber nur wenig Hoffnung, ihn dadurch retten zu können. Auch der Stabsarzt konnte hier nicht mehr helfen und einige Stunden später starb B., ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben. Vielleicht wäre es noch gut gegangen, wenn der Stahlhelm die Wucht der Splitter etwas aufgehalten hätte. Aber diesen hatte B. schon immer ungern aufgesetzt und jetzt bei dem bisschen Artilleriefeuer war es ihm gar nicht eingefallen, ihn extra aus dem Fahrzeug hervorzusuchen.

Erst nachdem ich rein mechanisch und fast ohne Gedanken handelnd alles Notwendige veranlasst hatte, kam es mir zum Bewusstsein, dass ich plötzlich einen vertrauten Kameraden verloren hatte und dass der Tod an mir selber haarscharf vorübergegangen war; hatte ich doch neben B., ja zwischen ihm und der eingeschlagenden Granate gelegen. Ich konnte dies Erlebnis nicht anders auffassen als eine Warnung an mich, nicht den Geist des Siegesrausches und des Selbstbetruges anzunehmen, sondern immer den klaren Blick zu behalten für die vernichtende Macht des Todes über alles Menschliche, aber auch für seine Überwindung durch Gottes Liebe, die in Christus leibhaftig wurde.

Keine resignierte Trauer herrschte bei uns an diesem Abend, die konnte sich bei dem fortdauernden Einsatz und der Verantwortung, die man hatte, niemand leisten. Vielmehr stellte sich bei mir allmählich eine ernste Entschlossenheit ein, als sei ich jetzt erst in das wahre Geheimnis des Krieges eingeweiht worden. Niemals vorher – und auch nachher nur noch einmal, als ich die Nachricht vom Tode meines Freundes D. erhielt – war ich so bereit, ja geneigt, gleichfalls mein Leben herzugeben. Wie gleichgültig war es doch, ob man sich

noch einige Zeit auf der Welt herumtrieb, eventuell auch ein paar Menschen eine Zeitlang von sich reden machte, wie gleichgültig im Blick auf den alles verschlingenden Schlund des Todes, wie gleichgültig im Blick auf die Ewigkeit. Es war fast wohltuend, wie die Bande, mit denen man der Welt verhaftet war, sich durch solche Verluste lockerten und die Sinnlosigkeit des animalischen Selbsterhaltungstriebes einem klar wurde.

In dieser Stimmung war ich bereit, ohne seelische Hemmung alles zu tun, was man von mir verlangte bzw. was ich als Pflicht erkannt hatte. So regte ich mich auch keineswegs darüber auf, dass ich noch am selben Abend mit einem neuen Fahrer wieder bei der dritten Kompanie eingesetzt wurde.

[22.5.]

[...] Die ersten Häuser von Arras. In diesem Augenblick hörten wir vor uns heftiges M.G.-Feuer, ein englisches M.G., wie wir sofort an der langsameren Schussfolge feststellen. Sofort liegen wir an der Mauer lang, besonders wegen unseres vielen Gepäcks nicht gerade erbaut über die Überraschung, und warten, ob der Feind angreifen oder wie sich die Sache entwickeln wird. Ganz vorsichtig und sprungweise geht es nach einiger Zeit an der Mauer weiter vor. Bei jedem Halt liegt man sofort in Deckung. «Nicht einschlafen!» kommt es von vorne durch; aber das ist leicht gesagt. Manche sind schon während des Vorgehens im Halbschlaf; wenn sie auf der Erde liegen, schlafen sie sofort ganz fest und müssen erst durch Schütteln wieder geweckt werden. [...]

[23.5.]

Bei Tagesanbruch stiessen wir erneut auf Arras vor und konnten jetzt ungehindert die Brücke besetzen. [...] Gegen Mittag erschien der Kommandeur und äusserte sich sehr befriedigt, brachte ausserdem



die begeistert aufgenommene Botschaft, das Bataillon werde jetzt einige Tage in Ruhstellung übergehen.

[24.5.]

Ein «Ruhetag».

Auf der Fahrt zur Ruhstellung überholten wir eine unübersehbare Kolonne von Flüchtlingen auf Kutschen, Leiterwagen, Fahrrädern, viele auch zu Fuss nur mit einer Decke oder einem Rucksack. Sie zogen völlig planlos durch die Gegend. Niemand sagte ihnen, ob sie in ihre Heimat zurückkehren oder weiterflüchten sollten und wohin. Keine amtliche Stelle kümmerte sich um sie. Ihre Vorräte waren zum grössten Teil aufgebraucht und sie flehten uns verzweifelt um etwas zu essen an. Da flog zuerst wie zufällig eine Fleischbüchse aus einem Fahrzeug heraus. Im Nu stürzte sich ein Haufen von Flüchtlingen darauf und riss sich um ihren Besitz. Nun fingen auch andere Fahrzeuge an, Büchsen zu «verlieren», welche die armen Leute mit unbeschreiblicher Gier und Dankbarkeit an sich rissen. Die Unmengen von Büchsen mit Fleisch, Fisch, Schinken, Gemüse usw., die wir in den letzten Tagen erbeutet hatten, wurden zum grössten Teil an das hungrige Volk verteilt; aber auch das war nur ein Tropfen auf dem heissen Stein. Bald hatten wir nur noch so viel, wie wir selber brauchten und mussten an den sehnsüchtig bettelnden Menschen vorbeifahren, ohne helfen zu können. Als wir an einem Haufen heiss-hungriger Kinder vorbeikamen, warf ich noch den «Pfingstkuchen» hinaus, den ich gerade von meiner Mutter erhalten hatte, dann hatte ich auch nichts mehr.

Niemand war beim Anblick dieser bedauernswerten Frauen, Kinder und Greise auf die Idee gekommen, dass das unsere Feinde waren, dass wir mit diesem Volk im Krieg lagen. Darauf wies uns erst der Chef der 5. Kp. hin, zu der wir in unserem Rastort wieder stossen mussten: «Es ist unverantwortlich, diesen Leuten, die unseren Unter-

gang gewollt haben, noch Lebensmittel zu schenken, wo unser eigener Nachschub nicht gesichert ist und wir vielleicht bald selbst nicht mehr genügend Verpflegung haben.»

Wie hatten wir uns auf den ersten Ruhetag gefreut und wie enttäuschte er uns!

Kaum, dass wir uns einigermassen ausgeschlafen hatten, begann ein strenger Dienst, der sich sehen lassen konnte: Waffen- und Gerätereinigen, Appell mit Gewehr, Feldanzug, Stiefeln usw., Unterricht, 1 1/2 Stunden Exerzieren mit allen Schikanen, wie es auf dem Kasernenhof nicht schlimmer sein konnte – und am nächsten Morgen ging es weiter zu neuem Einsatz. Ich kam nicht einmal dazu, meine ganze Post zu lesen, die jetzt zum ersten Mal seit Feldzugsbeginn eingetroffen war, geschweige denn einen Brief zu schreiben; ich konnte meine Sachen nicht in Ordnung bringen und nur ganz heimlich gelang es mir schliesslich, mich für eine Weile zu entfernen, um meine alten Kameraden von der 2. Kompanie zu begrüßen.

Als ich in der Nacht auf Posten stand, musste ich über diesen seltsamen Ruhetag nachdenken. Ich versuchte mir eine Erklärung dafür zu verschaffen und stellte dabei auch allgemeine Betrachtungen an über das Verhältnis des Führers zum Untergebenen und über das Wesen der Autorität.

Dass uns unser Kompanieführer nur ärgern wollte, wie die meisten glaubten, erschien mir eine zu primitive Begründung, zumal in den anderen Kompanien ein ähnlicher Betrieb herrschte. Nein, die Vorgesetzten befolgten nur ihre Richtlinien, wenn sie uns derartig behandelten. Sie sagten uns ja gelegentlich selbst: «Dieser Dienst ist notwendig, um die Disziplin aufrechtzuerhalten. Sonst tritt in den Pausen zwischen den Einsätzen leicht eine Reaktion auf die grosse Anstrengung ein, sodass jeder sich gehen lässt und macht, was er will.» Was für ein Gegensatz zwischen dieser praktischen Behand-

lung und den Lobreden auf den «besten Soldaten der Welt» und die «opfermütigen Helden», wie man so schön in den Zeitungen las. In Wirklichkeit waren sie es nicht wert, ein paar Stunden zwischen dem Einsatz in Ruhe gelassen zu werden. Nein, hier musste ihnen durch strengen Dienst wieder einmal gezeigt werden, dass sie gänzlich in der Hand ihrer Vorgesetzten waren, und gleichzeitig verhinderte die dauernde Beschäftigung, dass sie allzuweit auf «dumme Gedanken» kommen oder gar über das dunkle Rätsel des Todes zu grübeln begannen. Genau wie in der Kaserne musste man diesen «herrlichen Soldaten» durch Beschneidung jeglichen Eigenlebens in Zucht halten, anstatt dass man nur an das hohe gemeinsame Ziel zu erinnern brauchte, um eine festgeschmiedete Kampfgemeinschaft zu haben. Ein derartiger Apell an den Idealismus geschah auch öfters, aber niemand versprach sich von seiner Wirkung so viel, dass er daraufhin die Zwangsmittel fallen liess – eine erstaunlich realistische Auffassung von der Natur des Menschen, im krassen Gegensatz zu der Theorie vom «edlen Arier» und vom «herrlichen deutschen Menschen»!

Natürlich gab es auch Vorgesetzte, die ihre Untergebenen an solchen Tagen in Ruhe liessen, ihnen überhaupt mehr Freizeit gaben und dafür eine grosse Beliebtheit genossen! Es schien, als herrschte hier das in den «Pflichten der deutschen Soldaten» geforderte Verhältnis: «Vertrauen ist die Grundlage des Gehorsams.» Aber dieser Satz trifft für die Praxis, aufs Ganze gesehen, nicht zu. Der auf Zwang gegründete Gehorsam ist im Allgemeinen straffer und dauerhafter als der auf Vertrauen gegründete. Wie schwer ist es, sich überhaupt Vertrauen zu schaffen und wie leicht geht durch irgendeine Handlung oder Rede, die meist alle gleich begrüßen, das schon gewonnene Vertrauen bei der Masse wieder verloren. Von den Vorgesetzten, die wirklich das Vertrauen zur Grundlage ihrer Autorität machen wollten, erkennen die meisten bald, wie oft sie sich nur durch

sturen Zwang durchsetzen können. Wer auch dann noch auf dessen Anwendung verzichtet, wird entweder nicht für voll genommen oder er lebt von der Autorität der anderen – der Parasit in dem auf Zwanggehorsam gegründeten Gebäude. Mancher Soldat sagt sich z.B.: «Ich könnte mir ja bei diesem Unteroffizier allerhand erlauben, aber dann kommt uns der Spiess auf den Kopf und gibt uns womöglich einen von der schlimmeren Sorte. Da will ich lieber wenigstens den Schein der Disziplin wahren.» Gäbe es nur die angenehme Sorte von Vorgesetzten, so würde in der Ruhezeit bald alles drunter und drüber gehen, jeder würde nur nach seinen Privatinteressen leben – und eine notwendige Folge davon: auch im Ernstfall würde dann der Einsatz nicht klappen. Nein, das wahre Rückgrat der Autorität sind die sturen und scheinbar unmenschlichen Vorgesetzten, die ihren Untergebenen keine Ruhe noch Freiheiten geben und sie jederzeit ihre Machtmittel spüren lassen, um ihnen die gänzliche Abhängigkeit, die Erfolglosigkeit jeglichen Aufbegehrens zu zeigen. Sie erscheinen dem Untergebenen als selbständige Tyrannen, in Wirklichkeit sind sie aber auch nur ein Bindeglied in der Kette vom Führer bis zum letzten Soldaten, sie stehen im gleichen hilflosen Abhängigkeitsverhältnis gegenüber ihrem höheren Vorgesetzten, ja ihre Furcht vor deren Machtmitteln ist infolge ihres Ehrgeizes oft noch grösser als die der einfachen Landser.

Ja, kann denn ein Mensch dieses Leben aushalten? Auch der Soldat braucht doch einmal Freizeit, Erholung, er braucht etwas, was ihn innerlich aufrichtet und ihm Kraft gibt. Muss nicht sein Widerwille gegen das Zwangssystem bald so gross sein, dass er allen Lebensmut verliert?

Hier wird auf entschiedene Weise Abhilfe geschaffen: Einmal wird dem Soldaten in seiner Freizeit durch möglichst weitgehende Befriedigung seiner Triebe, insbesondere des Geschlechts- und des

Vergnügungstriebes, in offiziellen Kino- und Variété Vorstellungen, Lachabenden bzw. Anregungen zu privater Ausschweifung, soviel Ablenkung geboten, dass er kaum noch zum tieferen Nachdenken über seine Situation kommt. Sodann lassen sich viele durch die Lobreden der Öffentlichkeit – manchmal auch hoher Vorgesetzter – auf den «ruhmgekrönten Helden», und die Vorwärtstrebenden ausserdem durch Orden und Beförderung, gern über ihr wahres Verhältnis hinwegtäuschen. Sie fühlen sich plötzlich als etwas Bedeutendes, ja als Mitträger der Staatsidee, der sie diese Ehrung zu verdanken haben, während sie doch in Wirklichkeit nur willenlose Werkzeuge sind.

Nun gibt der Verlust der persönlichen Freiheit, der an allen Ecken und Enden fühlbare Zwang, dem Soldaten notwendig immer von Neuem Anlass zu Unwillen und Klage. Aber kaum einer kommt auf die Idee, darin auch nur theoretisch das ganze System abzulehnen – praktisch sich dagegen aufzulehnen bestände ja sowieso keine Möglichkeit. Die Mängel, die man empfindet, werden den einzelnen Vorgesetzten zur Last gelegt, die sie einem fühlbar machen; gegen diese richtet sich die Anklage, und zwar am stärksten naturgemäss gegen die treuesten Vertreter der Zwangsordnung.

Wie kommt das? Zunächst dadurch, dass der Soldat – und bei der Masse des Volkes ist es dasselbe – wie wir sahen, vom tieferen Nachdenken dauernd abgelenkt wird. Hier aber wird die klare Sicht noch besonders getrübt durch den göttlichen Nimbus der Unfehlbarkeit, mit dem sich das System – bzw. seine Verkörperung, der Führer – umgibt und der durch die einzigartigen äusseren Erfolge eine starke Festigung erfahren hat. Sich gegen diese über die Erde dahinbrausende Idee aufzulehnen, wäre nicht nur unklug, sondern verbrecherisch, so meinen die meisten von denen, die sich überhaupt in dem allgemeinen Rauschzustand noch Gedanken machen. Darum wird

das Christentum heutzutage unterdrückt, weil es über das unfehlbare System, über den Führer, noch eine unberechenbare Macht stellt, die Gefolgsam fordert und von der alles abhängig sein soll. Nein, man braucht eine absolute Grösse hier auf der Erde, ein Mass aller Dinge, einen festen Punkt, von dem aus man die Welt aus den Angeln heben kann. Gott lässt man bestehen, aber nur unter der Bedingung, dass der Führer sein erwähltes Werkzeug ist, von Gott inspiriert in allem, was er tut, der wahre Mittler zwischen Gott und Menschen, sodass sich im Gehorsam gegen ihn der Gehorsam gegen Gott zeigt. Dann kann man Gott ruhig den Allmächtigen nennen, er wird die Pläne des Systems nicht mehr stören.

Mit einem solchen, auf Zwang und Betäubung aufgebautem System, kann man, wie sich in den letzten Jahren gezeigt hat, das Letzte aus der Masse eines Volkes herausholen und gewaltige Leistungen vollbringen. Aber um welchen Preis geschieht das?!

1. Das Volk der Dichter und Denker ist eine Kriegsmaschine geworden, in der nur noch nach einem bestimmten Schema, nur noch als Funktion dieser Maschine, gedacht werden darf. Alles individualistische Schaffen des Lebens in Dichtung, Kunst und Philosophie wird entweder gewaltsam in die Maschine eingebaut oder unterdrückt. Menschen wie Beethoven, der sich vor keinem Menschen und keinem System beugte, oder Schiller, der sich dem militärischen Drill durch die Fahnenflucht entzog, und ungezählte andere Geistesgrößen hätten im heutigen Deutschland überhaupt keine Wirkungsmöglichkeit.

2. Da es keine göttlichen Richter für dieses System gibt, werden alle überkommenen sittlichen Grundsätze mit Füßen getreten. Lüge, Betrug, Mord und Folter sind berechtigt, wenn sie «dem Volke», d.h. der Aufrechterhaltung des Systems, dienen. Einzelbeispiele hierfür zu bringen würde zu weit führen, aber wer mit offenen Augen durch

die heutige Zeit geht, dem begegnen sie in Aussen- und Innenpolitik auf Schritt und Tritt, und auch in der Theorie wird «der Zweck heiligt die Mittel» etwa vom «Schwarzen Korps» und anderen offiziellen Zeitungen, 100°/oig verfochten. Die ganze Hohlheit des jahrhundertelangen «moralischen Fortschritts» ist in den letzten Jahren zutage getreten.

3. Aber diese beiden Punkte sind ja zunächst nur von relativer Bedeutung. Sie sind von jeher in gewissem Masse die Begleiterscheinungen einer Staatsfestigung gewesen und es kann hier jederzeit von oben her eine Änderung getroffen werden, sobald die Macht genügend gesichert ist. Eine gewisse Beschneidung der individuellen Freiheit sowie eine den Verhältnissen der Welt angepasste Methodik der Staatsführung sind zur Aufrechterhaltung eines Staates notwendig. Erst als Auswirkungen eines ganz bewussten, absoluten Staatsprinzips werden sie unerträglich: Wenn man den Erfolg, d.h. die Festigung der Staatsautorität und die Entfaltung einer möglichst grossen Macht, zum obersten Massstab aller Politik macht, würdigt man den Menschen zum Tier herab. [...] Das, was uns eigentlich zum Menschen macht, die Sehnsucht nach einem unvergänglichen Ziel für unser Leben, das Klarwerden über Sinn und Aufgaben unseres Daseins, die Einordnung in eine nicht dem Werden und Vergehen unterworfenen Welt, müsste bei einem derartigen Staat bewusst unterdrückt und betäubt werden – denn es würde ja ein Aufwachen aus dem Rausch, einen inneren Zwiespalt und damit eine Schwächung der blinden Gehorsamkeitsbereitschaft bedeuten. –

Wo immer in der Geschichte aber der Versuch eines solchen Systems unternommen wurde, da hat Gott sein «Bis hierher und nicht weiter!» gesprochen. Plötzlich auftretende – scheinbar zufällige – Misserfolge oder ein allmähliches Aufwachen der Massen aus dem Rausch und – als Folge davon – langsamer innerer Zerfall, oder an-

dere bis heute ungeklärte Ursachen haben noch immer solchen himmelstürmenden Systemen ein jähes oder langsames Ende bereitet [...]

[25.5.]

Etwas geknickt waren wir doch, als wir am anderen Morgen, kaum ausgeschlafen und ungestärkt, zu unserem Einsatz antreten mussten; «Verteidigungsstellung am La Bassée-Kanal» hiess der Befehl für das Btl. [...]

Wir hatten kaum den Ort Vermelles erreicht, da zischten ein paar schwere Brocken dicht bei uns nieder, was uns einigen Respekt einflösste. Die Fensterscheiben zersprangen vom Luftdruck und der Boden erzitterte von den Einschlägen. [...] Wir fuhren schnell in Deckung gegen feindliche Sicht und hatten uns bald wieder beruhigt, zumal die Einschüsse seltener wurden. Ich hielt die Gelegenheit für günstig, einige Einkäufe zu machen, da ich Zivilisten in den Strassen bemerkt hatte. Wirklich gelang es mir, u.a. eine Uhr und ein Taschenmesser zu erstehen, wobei ich mit Gewalt eine Bezahlung durchsetzen musste. Die Leute waren so verängstigt, dass sie uns alles schenken wollten. [...]

Kaum war ich zu meinem Fahrzeug zurückgekehrt, als das Feuer verstärkt wieder einsetzte. Ein Volltreffer schlug in einen Funkwagen, der vollständig zertrümmert wurde und ausbrannte. Zufällig waren die Insassen gerade austreten gegangen; sie waren leicht erschüttert, als sie nun wiederkamen und anstatt ihres Fahrzeugs und ihrer gepanzerten Ausrüstung nur noch ein paar verkohlte Eisenteile und einen rauchenden Schutthaufen vorfanden. Wir anderen waren viel zu müde, gleichgültig und stur, um uns hierüber zu beunruhigen, sondern fuhren fort, brauchbare Gegenstände zu erwerben bzw. uns leiblich für den kommenden Einsatz zu stärken.

Dieser liess auch nicht auf sich warten. [...]



[26.5.]

Am Tage stiessen auf einmal feindliche Panzerwagen auf der anderen Seite des Kanals vor und versetzten ein deutsches Schützenregiment, das schon übergesetzt war, in erhebliche Panikstimmung, sodass es sich wieder über den Kanal zurückzog. Wir liessen die Panzer ruhig herankommen – über den Kanal konnten sie ja doch nicht – und schossen dann in die dichten Haufen von Infantristen hinein, die ihnen folgten. Eine furchtbare Ernte wurde hier gehalten. [...]

Das Weltkriegslied von La Bassée klang an diesem Tage mehr als einmal unter uns auf, erinnerte es uns doch an den gewaltigen Unterschied zwischen den damaligen und den heutigen Kämpfen und an unsere grosse Verantwortung vor unserem Volke und seiner Geschichte. [...]

[27.5.]

[La Bassée.] Morgens beteiligten wir uns an den Hausdurchsuchungen und kamen dabei mit der bedauernswerten Bevölkerung ins Gespräch. Ihre Angst vor uns «Barbaren» war noch grösser als die vor den Granaten. Eine junge Frau flehte mich an, ich sollte doch um Gottes willen ihre Kinder am Leben lassen, sonst wolle sie uns ja alles geben.

«Die deutschen Soldaten sind ja keine Mörder; wir suchen ja nur nach Waffen und Engländern», sagte ich ihr auf Französisch; aber sie glaubte mir nicht, sondern beschwor mich aufs Neue unter Tränen. Erst allmählich gelang es mir, sie zu beruhigen, und dann erzählte sie mir ihr ganzes Leiden. Ihr Mann war eingezogen, seit Feldzugsbeginn hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Ihr Haus war durch eine Granate zerstört, seit Tagen hatte sie mit ihren Kindern im Keller des Nachbargebäudes gehockt. Ich konnte ihr wenig Trost bieten, stand ihr doch vielleicht das Schwerste noch bevor, ein Leben in Hunger und Kälte in dem zerstörten Haus, angewiesen auf die Hilfe von Leu-

ten, die vielleicht noch etwas besser weggekommen waren. Meine Bemerkung, sie könne doch froh sein, wenigstens mit dem Leben davongekommen zu sein, hätte ich mir auch sparen können. Sah man doch dieser Frau an, dass der Tod für sie nur Erlösung aus tausendfacher Angst und Qual bedeuten konnte. [...]

Armes Frankreich! Vor Kurzem noch das Land des Luxus und des Geniessens, jetzt eine Stätte unabsehbaren Leids und furchtbarer Armut. Wird es daran zugrunde gehen, oder wird es wieder lernen, dass das Leben nicht zum Geniessen und Ruhen da ist, sondern zu Arbeit und Kampf? –

[31.5.]

[...] Eine interessante Unternehmung durfte ich in diesen Tagen mitmachen.: Leutnant M. nahm E und mich mit, um Nachrichtengerät aus Montreuil zu holen. Dabei nutzten wir die Gelegenheit aus und fuhren zunächst einmal nach Calais. Leider liess uns ein Posten ins Hafenviertel nicht hinein, da dort noch geschossen wurde. Auf die Frage, wie wir am besten ans Meer kämen, wies er uns an den General, der hier im Rathaus wohne, der könne uns am besten Bescheid sagen. «Der hat uns gerade noch gefehlt», meinte Leutnant M., und wir machten, dass wir fort kamen – Richtung Boulogne. Plötzlich sehe ich rechts einen blauen Streifen am Horizont und rufe: «Da ist ja das Meer!» «Nein, der Himmel», meint F. Leutnant M. entscheidet die Streitfrage, in dem er rechts machen und Richtung Küste fahren lässt, an manchem abgestürzten englischen Flugzeug vorbei. Als wir auf eine Höhe hinaufkommen, sehen wir auf einmal dicht unter uns das blaue Meer und in der Ferne ganz deutlich die englische Steilküste und die Türme von Dover. Wir sind, wie wir auf der Karte feststellen, am Cap Blanc Nez und sehen als erste Soldaten des M.G. Btls. 6 das Ziel unserer Wünsche: England.

Wir sind die einzigen geblieben, denen dieser Blick vergönnt war, denn das Btl. kam bald in eine andere Gegend, wo an Englandsicht nicht mehr gedacht werden konnte. Ein Blick tiefsten Friedens: Auf dem Kanal kein Schiff, am Himmel kein Flugzeug; nur im Nordosten eine schwarze Rauchfahne: das brennende Dünkirchen. Lange schauten wir hinüber und fragten uns, ob wir bald nähere Bekanntschaft mit dem Streifen dort am Horizont machen würden. [...]

[Aus Hans P.s Feldpostbriefen aus Afrika, von der Mutter auszugsweise abgeschrieben.]

2.3.41 In meinem Funktrupp lesen wir jetzt die Bibel, wenn Gelegenheit dafür vorhanden ist.

5.3.41 Wir haben jetzt eine tägliche kurze Abendandacht im Funktrupp eingeführt, was sich gut durchführen lässt, da jeder Funktrupp ein Zelt für sich hat.

Ich bedaure, dass ich meine ganze Lektüre nach Hause geschickt habe. Ihr dürft ja nur bis 100 g. Gewicht Sachen schicken. Vielleicht findet ihr eine Schrift, die tiefgründig sein kann mid dieses Gewicht nicht übersteigt, evtl, die «Pensées» auf Französisch.

10.3.41 [...] evtl, auch das Buch von Macchiavelli «Vom Fürsten», da ich noch stark mit den dort behandelten Problemen beschäftigt bin.

12.3.41 Im Übrigen fühle ich mich bis jetzt sehr wohl hier. Man kann hier in der Einöde mal wieder richtig zur Besinnung kommen, wenn man nicht die Zeit durch Kartenspiel oder dauerndes Dahindösen totschlagen will. [...]

Merkwürdig ist es, von wieviel vernünftigen und wertvollen Ka-

meraden man diesmal die Ansicht hört: «Das Beste ist eigentlich, man kommt nicht zurück.» Ich persönlich mache mir vorläufig gar keine Wünsche noch Sorgen in dieser Beziehung.

30.3.41 Leider ist mein früherer Funker bei der 2. Kompanie, mit dem ich immer sehr gut ausgekommen war, gefallen, da er zu wenig an seine Deckung gedacht hatte.

Abends beteten wir den 90. Ps.

Ich muss noch viel an die Bibellese Luk. 21 denken mit dem wunderbaren Schluss: «Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und erhebet eure Häupter, darum dass sich Eure Erlösung naht.» Das Wort hat uns viel Kraft gegeben und wir sehen zuversichtlich dem Kommenden entgegen, was ich auch von Euch hoffe.

31.3.42 Heute hatte ich Gelegenheit, General Rommel, unsern Div. Kdr. Generalmajor Streich sowie den italienischen Marschall Graziani aus 5 Meter Entfernung zu knipsen. Rommel sah mich erstaunt an, als ich so dicht herankam, sagte aber nichts.

20.8.41 Gestern fragte mich mein Zugführer, ob ich Offiziersbewerber werden wollte, was ich aber verneinte. [...] Ich wäre dann sofort in einen M.G.-Zug versetzt worden, hätte M.G.-Ausbildung erhalten und wäre voraussichtlich nächsten Januar zur Waffenschule gekommen, um dann als M.G.-Zugführer wieder herauszukommen. Da man mich hierzu aber nicht bestimmt, sondern vor die Entscheidung gestellt hat, habe ich darauf verzichtet, was ihr wohl verstehen werdet, wenn ich Euch meine Gründe auseinandersetze. [...] Gegen die Annahme sprachen sowohl persönliche, als auch berufliche und gesundheitliche Gründe. Alles in allem: Ich glaube nicht, dass ich als Offizier in den heutigen Staat hineinpasse.

Aber den Hauptgrund hat doch das gegeben, was ich am besten durch das Bibelwort Eph. 6 Vers 14 a ausdrücken möchte: [«So haltet nun stand, an euren Lenden gegürtet mit Wahrheit und angetan mit dem Panzer der Gerechtigkeit»] ich glaube, dass mich die Annahme dieses Vorschlages mit der Zeit in Konflikte gebracht hätte, die ich mit der Forderung dieses Verses nicht mehr hätte vereinigen können. Man kann eben als Christ nicht den Ehrgeiz zum alleinigen Massstab des Handelns machen und als Theologe schon ganz und gar nicht.

Die Möglichkeit, trotz dieser Ablehnung mal Unteroffizier zu werden, evtl, unter Versetzung in eine andere Kompanie, besteht natürlich weiter. Gegen diese Beförderung würde ich selbstverständlich nicht protestieren, im Gegenteil.

Dass ich im Sinne der vor 2 Jahren unternommenen Bemühungen hätte annehmen müssen, ist mir klar. Ich habe aber durch die inzwischen gewonnenen Erfahrungen meine Einstellung doch etwas gewandelt und kann meine damalige Anschauung heute kaum noch begreifen.

23.4.41 Ich habe wieder Zeit zum Lesen, habe mir den Pascal vorgenommen.

3.10.41 Ausserdem überreichte mir kürzlich der Btl.-Arzt (Dr. van der M.), der mich gut kennt, eine arabische Grammatik und sagte mir, ich solle Arabisch lernen und es ihm anschliessend beibringen.

13.11.41 [Letzter Brief]

P. hat mir regelmässig sehr nett geschrieben, ich schreibe auch nächstens wieder an ihn. Mein Frankreichtagebuch könnt ihr ihm ruhig zeigen, wenn es auch persönliche Aufzeichnungen sind – aber doch persönliche Aufzeichnungen eines der bis auf weiteres von der Bildfläche verschwunden ist.

*Hans P. stammte aus einer Berliner Beamten- und Gelehrtenfamilie. Sein Vater war Professor an der Berliner Universität und lehrte mittelalterliche Geschichte und historische Hilfswissenschaften. Als «Halbjude» wurde er 1935 zwangsemeritiert. Gegen den Wunsch seines Vaters, der ihn gerne als Mediziner gesehen hätte, studierte Hans P. Theologie. Als «Vierteljude» wurde er an der Berliner Universität nicht zugelassen und studierte deshalb in Bethel. Nach dem Judaicum wurde er 1937 zum Reichsarbeitsdienst einbezogen. Im Herbst 1938 meldete er sich freiwillig zum Kriegsdienst.*

*Bei Kriegsbeginn war Hans P. 21 Jahre alt. Nach den Feldzügen in Polen und Frankreich nahm er in Afrika an den Kämpfen um Tobruk teil. Im Dezember 1941 erhielt seine Familie die Nachricht, dass er am 26. November 1941 bei einem Durchbruchversuch verwundet worden und seitdem vermisst sei.*

*Im Februar 1944 legte Hans' Vater auf acht Seiten seine Erinnerung an den jüngsten Sohn für die Familie nieder. «Wenn nicht ein Wunder geschah», heisst es da zu Beginn, «müssen wir annehmen, dass Hans am 26. November 1941 gefallen ist. Wir dürfen vertrauen, dass er glaubensstark, wie er lebte, starb, in der Gewissheit, dass Gott ihn nicht verlassen hatte [...]»*

*Kurze Zeit später wurde der Vater verhaftet und erst ins Konzentrationslager Buchenwald, später nach Flossenbürg gebracht. Er starb am 10. Mai 1945 an den Folgen seiner Haft. Gemäss seinem Vorschlag für die Grabrede wollte er sich auf folgende Weise gewürdigt sehen: als Christ, als Deutscher und als Historiker; in Klammern hatte er gesetzt: keine Abstammungsfragen!*

*Drei Monate vor dem Tod des Vaters – am 2. Februar 1945 – wurde dem ältesten Bruder von Hans P. vor dem «Volksgeschichtshof» unter Freislers Leitung der Prozess gemacht. Friedrich Justus P. hatte als Justitiar der Bekennenden Kirche eng mit Dietrich Bonhoeffer zusammengearbeitet und war auch in die Umsturzpläne der Männer und Frauen des 20. Juni einbezogen gewesen. Im Oktober 1944 verhaftet, wurde er in diesem Prozess zum Tode verurteilt.*

*Hans P. hat seine beiden Tagebücher – das «Polentagebuch» und das «Frankreichtagebuch», wie er sie selbst nannte – jeweils nach den Feldzügen zusammenfassend ins Reine geschrieben und nach Hause geschickt. Über die Tagebücher und ihre Veröffentlichung ist in der Familie sehr ausführlich und kontrovers diskutiert worden.*



Werner B. in Jugoslawien, Mai 1941



## «Für mich keine Ausbeute und diese Schinderei»

### *Ein Kameramann filmt den Krieg*

Belgien, den 11. Mai 40

Lieber Vatel!

Jetzt bin ich endlich auch dabei. Wir sind in Belgien. Wir stehen mit unseren Wagen an einer Pionierbrücke, unsere Kamera ist aufgebaut, wir warten auf die Panzerkolonne, die hier gleich durch eine Furt fahren wird.

Hier ist alles feindfrei. Unser Vormarsch ist gewaltig. Wir glaubten, es werde hier anders als in Polen. Aber bis jetzt ist es genau das gleiche. Man sieht fast keinen feindlichen Flieger, und wenn, dann holt ihn unsere Flak herunter. Gestern habe ich mit anderen ca. 70 Gefangene, Franzosen und Belgier, durchsucht und bewacht. Ich habe mich mit verschiedenen unterhalten. Es war sehr interessant. In irgendein Feuer sind wir bis jetzt noch nicht gekommen. [...] Das Papier, auf dem ich hier schreibe, habe ich aus einem französischen Panzerspähwagen, der 2 fabelhafte Volltreffer bekommen hat. [...]

Da denke ich gerade dran, vielleicht komme ich in diesem Krieg noch in Orte, wo Du als Soldat gewesen bist. Allerdings weiss ich eben nicht, wo Du überall warst. Dieser Kampf jetzt dürfte der Anfang vom Ende sein und es kann bei diesem Tempo, wenn auch bestimmt noch heftige Widerstände kommen, nicht mehr lange dauern. Und so hoffen wir und glauben, dass wir bald wieder gesund zu Hause sein werden.

Viele Grüsse sendet Dir, Muttel, Helmut und Annelies

Euer Junge Werner

11. Mai 40 [Tagebuch]

Jetzt bin ich in einem grösseren Dorf. Die Bewohner sind nicht zu sehen. Vielleicht sind sie alle geflüchtet, denn gestern Abend soll hier noch kräftig gekämpft worden sein. [...]

Eben habe ich ein Pferd mit einem Fohlen gesehen, welches durch die Strassen irrte und dabei konnte ich nicht anders, als den Krieg zu verfluchen. Richard hat in einem Stall von einem verlassenem Haus vier angebundene Kälbchen gefunden. Er hat ihnen Heu vorgeworfen und ihnen Wasser gegeben. Ehrlich gesagt, hätte ich es von ihm nicht erwartet. Ich habe mich darüber gefreut. Sehr gern möchte ich wissen, wie die ganze Sache im Augenblick steht. [...]

daheim, d. 15.5.40

Mein lieber Junge!

Nun ist das solange gefürchtete doch eingetreten. Ich möchte nur wissen, wo Du steckst. Wir haben schon allerlei Berechnungen angestellt. Hoffentlich bist Du nicht gerade in der grössten Gefahr, aber das wünscht schliesslich jede Mutter und Frau, und da könnten wir den Krieg nicht gewinnen. Wir wollen nur hoffen und ich weiss es gewiss, dass Du wiederkommst. [...]

Ich gratuliere Dir vor allen Dingen herzlich als «Herm Gefreiten». Ich wusste ja immer, dass Du Deine Sache machst. Gefreut habe ich mich aber sehr. Besonders Vatel ist sehr stolz. Er sagte zu mir, als er gelesen hatte: «Was sagst Du nun zu unserem Gefreiten?» Da merkte ich, dass er sich sehr freute. [...]

Ich war jetzt 14 Tage immer nur einige Stunden zu Hause, soviel hatten wir durch den 1. Mai zu tun. Aber nun ist das vorbei. Seit dem 10. Mai ist kein Tanz mehr und das «Linksche Bad» geschlossen. Nur sonntags gehe ich in den «Drachen» noch kochen. [...]

Noch recht herzliche Grüsse und alles Gute wünschen wir Dir von daheim

Deine Mutter

Sedan, den 16.V.40

Meine liebe Mutter!

Augenblicklich stehe ich auf einem Hauptplatz von Sedan mit einem kleinen requirierten Wagen und kann mit Bestimmtheit behaupten, so dreckig und verlottert hast Du mich noch nie gesehen. Als ich daran dachte, dass Du mich so mal sehen müsstest, kam mir der Gedanke, einen Brief zu schreiben. [...]

17.V.40

Diesen Brief habe ich wieder unterbrechen müssen. Inzwischen habe ich viele Kilometer zurückgelegt. An dem Abend, an dem ich den Brief angefangen habe, haben wir wieder wunderbar in einem Quartier geschlafen, wo wir schon einmal waren. Es ist in einem Kurort in Belgien, herrlich gelegen. In der Wohnung ist bisher noch nie ein anderer Soldat gewesen und so war auch alles noch unversehrt. [...] Die Hausfrau muss sehr ordentlich gewesen sein und die Leute sehr wohlhabend, aber nicht direkt reich. Es war alles schön und geschmackvoll eingerichtet. An den Wänden hingen schöne Bilder, der Wäscheschrank war bis oben heran mit sauberer Wäsche gefüllt. Die Küche war wunderschön eingerichtet und sauber. Jedenfalls war es eine Freude, dort zu leben, wenn es auch nur ein paar Stunden waren. [...]

Heute sind wir wieder den ganzen Tag im Gelände herumgefahren und sind nun in einer grösseren französischen Stadt gelandet. [...]

Vorher habe ich mit ein paar Kameraden Champagner getrunken, nachdem wir ein wunderbares Essen aus unserer Feldküche gegessen haben. Du siehst also, es gibt Stunden im Kriege, in denen es mir

wunderbar geht. [...] Vorhin habe ich mir noch ein Paar Hosenträger organisiert, ich brauchte sie ganz dringend, und das hat wieder geklappt. Heute Abend hat es das erstmal angefangen zu regnen, das macht mir aber auch nichts, denn ich habe mir gestern einen französischen Regenmantel besorgt und so klappt der Laden wieder.

So, nun werde ich sehr schön schlafen, ruhig und in einem Bett.

Viele Grüsse sendet Dir und allen daheim

Werner

daheim, d. 19.5.40

Lieber Werner!

Wir werden wohl diesmal lange auf Post von Dir warten müssen. Ich will Dir aber immer schreiben, vielleicht bekommst Du doch die Post. Denn bei diesem gewaltigen Vormarsch kann die Post gar nicht so schnell nachkommen. [...] Das sind ja ganz gewaltige Ereignisse, die sich jetzt vollziehen. Man kann es manchmal nicht fassen, wie das möglich ist und, dass das Menschen schaffen können. Hoffentlich bleiben wir Deutschen trotzdem bescheiden, denn es ist noch viel zu leisten. [...]

Wie war Dir denn zumute, als Du die Verwundeten und Gefangenen sahst? Hoffentlich bleibt Dir das alles erspart. [...] Vatel ist allerdings in den Orten in Nordfrankreich gewesen. Er wird es Dir wohl noch selber schreiben, wie die Namen heissen. Ich freu mich immer, wie stolz er jetzt von seinem Jungen spricht. [...]

Nun wünschen wir daheim Dir noch eine baldige, gesunde Heimkehr.

Es grüsst Dich herzlich

Deine Mutter

Nordfrankreich am 28. V.40

Liebe Eltern!

[...] Gestern haben wir zum erstenmal den Atlantischen Ozean gesehen, es war ein herrlicher Anblick, erhebend und majestätisch. Da dachte ich daran, was ich in diesem Kriege schon herumgekommen bin. Ich habe eben doch grosses Glück und doch muss ich immer wieder irgendwie dafür entbehren und opfern und ich glaube, das ist für ein richtiges Leben der richtige Zustand. Und ich lerne hier wieder meinen Mann stehen, ich bin zufrieden.

In den letzten Tagen habe ich wieder allerhand gesehen. Wir waren in verschiedenen genommenen Orten am Meer. Manchmal hat mir ja das Herz im Leibe wehgetan, wenn ich gesehen habe, welche Werte durch einen Krieg verloren- und kaputtgehen. Auch habe ich tote Menschen und Tiere gesehen, bei deren Anblick ich dazu gekommen bin, den Krieg zu hassen von ganzem Herzen. Aber nicht, dass ich empfindlich oder ängstlich wäre. Denen in der Heimat kann ich nur sagen, sie sollen mit allem zufrieden sein und glücklich, dass der Krieg nicht in Deutschland ist. [...]

Was ich so aus Euren und anderen Briefen entnehme, scheint in der Heimat alles seinen alten Gang zu gehen, dass jetzt nicht mehr getanzt wird, ist ja eigentlich klar. [...]

Daheim, d. 14.6.40

Mein lieber Junge!

Gestern kam Dein dicker grosser Brief vom 2., 3. und 6. Juni. Die Kinder waren ja besonders stolz. Jeden Tag, wenn sie nach Hause kommen, ist die erste Frage, hat der Werner geschrieben. Und wenn sie nun gar selbst einen Brief bekommen. Nur Annelies beschwert sich immer, dass sie immer den kleinsten Brief bekommt und sie

schriebe Dir am meisten. Aber ich glaub Dir schon gern, dass Du nicht weisst, was Du ihr schreiben sollst Ist schon gut so.

Ich dank Dir schön für Deinen langen Brief. Wie magst Du nur ausgesehen haben, so lange nicht gewaschen und die Wäsche. Wie hast Du die sauber bekommen? Wer wäscht sie Dir? Ich möchte Dich ja gern mal sehen. Ich hoffte immer mal, Dich in den Bildern in der Zeitung zu sehen, aber die Soldaten sehen sich alle so egal. Im Herbst sehen wir uns ja wieder.

Da lernst Du wohl jetzt Wein und Sekt trinken. Denn wenn es kein Wasser gibt, ist es ja für Dich schlimm. Bist Du stärker geworden? Wenn Du nach Hause kommst, wirst Du staunen, wie wir uns alle verändert haben. Wir sind alle schlank geworden. Vatel ist schon mehr wie schlank. Auch Helmut wird lang und dünn, selbst Annelies verändert sich. Annelies will ich jetzt in den grossen Ferien aufs Land zu einem Bauern zu Kindern tun, damit sie bissel Landluft im Gesicht bekommt, und mir ist es mit der Kost bissel leichter. Auch für Ostern habe ich sie ins Landjahr angemeldet, damit sie erst ihr Landjahr wegmacht und dann will sie Friseur lernen. [...]

Wie sehr ich mich über Deinen Kaffee gefreut habe, habe ich Dir schon geschrieben, er ist schon alle, leider. [...] Zigaretten schick ich Dir morgen ab. Es gibt wohl bei Euch keine mehr zu kaufen? In der Heimat sind sie, glaube ich, auch knapp. Es fehlt eben überall an Arbeitshänden. Wenn der Krieg vorbei ist, wird alles wieder gut und noch schöner als erst. [...]

Es grüsst Dich herzlich  
Deine Mutter

[Tagebuch, undatiert]

[...] Heute habe ich unter anderem auf der Strasse zwei Witwen gesehen, vollkommen schwarz, aber äusserst chick gekleidet. Ihre Lippen waren knallig geschminkt. Und wenn sie einen deutschen Solda-

ten ansahen, hätte man nicht merken können, dass sie durch den Krieg Witwen geworden waren. – Und dazu machte ich mir meine Gedanken.

Irgendwo auf Frankreichs oder sonst einer Erde wird ihr Mann liegen. Vielleicht hat er nur einen Herzschuss, dann liegt er friedlich in seinem Grab, so wie man es sich vorstellt. Ich habe aber Männer gesehen, die waren zerfleischt von Splittern, der Körper war in zwei Teile getrennt oder der Kopf fehlte vollkommen. Ich habe jedenfalls genug Leichen

[Hier bricht die Eintragung ab.]

24. und 25. Juni 40 [Kalendemotiz]

«Frieden mit Frankreich»

[Die Eintragung ist mehrmals eingerahmt.]

26. Juni 40 [Kalendernotiz]

«Paris und Versailles. Paket an Mutter geschickt!»

[undatiert]

Liebe Mutter!

[...] Wie ich gestern hörte, sind von unserer Kompanie 30 Mann auf Urlaub gefahren, vielleicht komme ich so in 6 Wochen auch einmal dran. Denn ich stehe auf der Liste doch bestimmt mit ganz am Ende. Nicht verheiratet, keine Kinder, kein Geschäft usw. Aber am liebsten möchten wir ja alle ganz nach Hause. Man hat eben wieder mal Zeit, an zuhause zu denken, und das soll man im Kriege nicht tun ...

Dann denkst Du, Du würdest mich auf einer Wochenschau einmal sehen. In einer Wochenschau, wo Calais gezeigt wurde, wie es brennt, war ich mit drauf, aber so, dass Du mich nicht erkennen konntest. Als ich es sah, merkte ich es auch nur, weil ich es wusste. Aber sonst werde ich wohl der letzte sein, der mit drauf ist, weil ich ja selbst drehe. [...]

[Tagebuch, undatiert]

[...] Auf mich hat Paris in allem einen sehr guten Eindruck gemacht. Typisch grossstädtisch, aber auch sehr schön. Es gibt herrliche Plätze und gepflegte Anlagen und grosse, schöne Gebäude. Alle Strassen sind breit, lang und sauber. Die Schutzleute sehen elegant und sauber aus. Originell ist ihre Art, den Verkehr zu regeln. Alle Geschäfte sind durchaus sauber und modern. Die Frauen sind ein besonderes Kapitel. Vor allem ist es schwer, eine Dame von einer Nutte zu unterscheiden ...

Von den Bauwerken hat eines auf mich in allem den grössten Eindruck gemacht. Der «Dom der Invaliden». Das Innere des Domes hat eine so gewaltige Stimmung. Bei dem Gedanken, dass hier Napoleon ruht, wahrscheinlich der grösste Franzose aller Zeiten ... Ich finde, die ganze Grösse dieses Mannes und seines Werkes spürt man in diesem Dom, ich kann es nicht beschreiben. Aber es war mein grösster Eindruck von Paris. Als ich vor dem riesigen Marmorsarg Napoleons stand, dachte ich mir: Dieser Mann glaubte einmal, ein Zeiten überdauerndes Frankreich aufzubauen und heute stehst Du als Soldat des Siegers an seiner Ruhestatt...

Starnberg, 6. Nov. 1940

Liebe Mutter!

[...] Heute Abend ist es hier so schön, dass ich fast traurig bin. Der See liegt ganz ruhig da und nur ganz leichte Wellen glucksen manchmal ans Ufer, eben komme ich von einem Spaziergang zurück. Der Abend ist ganz lau und der Halbmond taucht alles in ein weiches, schönes Licht. – Ich möchte ein schönes, gutes Mädchen haben. Es wäre einmal wieder etwas ganz anderes, ich wäre wieder einmal zufrieden und würde alles Unangenehme vergessen. Und dann würde ich auch spüren, warum es auf der Erde so schön ist. [...]



Daheim, den 25.2.41

Mein lieber Junge!

[...] Heut war Fastnacht auf der Strasse. Als ich die Kinder alle sah, musste ich an meine Kinder denken, wie ihr noch mitgefeiert habt. Jetzt hat sich keiner mehr von euch angezogen. Ich denke immer, es sei erst voriges Jahr gewesen, als Du mit Deinem Jungen loszogst. Aber es ist eben schon länger her. Ich möchte bald die Jahre festhalten, denn meine Kinder werden mir bald entschwinden und dann bin ich allein. Jedes geht seinen Weg dann allein und es muss ja auch sein, denn es wäre schlimm, wolltet Ihr zu Hause hocken bleiben. Ihr würdet ja nicht das werden, was ich mir von meinen Kindern wünsche.

Ich muss mich bloss immer wundem, dass mein Junge schon 2 Jahre Soldat ist und was Du schon erlebt hast. In Gedanken bin ich doch jeden Tag bei Dir und möchte Dich mal sehen, mal so ganz unverhofft.

Nun gute Nacht, mein Junge

Sonntag, 30. März 1941 [Kalendernotiz] Die Kompanie marschbereit angetreten!... Stiefel, Hemd und alte Briefe nach Dresden geschickt.

daheim, 14.5.41

Lieber Werner!

[...] Ich gratuliere Dir von Herzen zu Deiner Beförderung. Ich war so glücklich und zugleich so sprachlos, dass ich sofort Vatel geweckt habe. Das ist das erstmal, dass ich das gemacht habe, seit Vatel Nachtdienst hat. Da kannst Du Dir denken, wie ich mich gefreut habe, ich konnte einfach nicht warten bis zum Essen. Oft denke ich mir jetzt, das Opfer, Niederkaina aufzugeben, war für meine Jungen nötig, sonst wäret Ihr ja nie das geworden, was Du jetzt bist. Und darum kann ich jetzt viel leichter an früher denken und bin manchmal

dankbar, dass es so gekommen ist. Denn ich habe ja jetzt auch wieder mein Arbeitsfeld, wo ich zeigen kann, dass ich was leisten kann. [...]

Hattest Du denn Ahnung von Deiner Beförderung? Da hätte ich mal Deine Kameraden hören und die Gesichter sehen wollen. [...]

Ich habe mir wieder eine Wochenschau angesehen. Dein Name prangte wieder mit darauf.

Die Bilder in dem Brief sind ja fein. Da sieht man Dich doch mal bei Deiner Arbeit. Es ist aber immer noch mein Junge. Bei dem einen Bild habe ich unwillkürlich gesagt «die Figur». Da war's wieder ein richtiges Fragezeichen trotz der Uniform. Wie wird das denn nun als Vorgesetzter, der muss doch ein tadelloses Vorbild sein. [...]

Sonntag, 22. Juni [Kalendernotiz]

Gott sei Dank! Es geht wieder mal los!

Im Norden Rumäniens, 25. Juni 1941

Liebe Eltern!

[...] ich nehme an, dass ich in 5 Tagen im Ausland bin. Hoffentlich! Ich befürchte, dass wir in diesem Einsatz nicht viel erleben werden. Jedenfalls wissen wir jetzt wenigstens, worum es sich handelt. Als wir abfahren, hatten wir keine Ahnung. – Die letzten drei Tage waren wir also ununterbrochen gefahren. Den ganzen Tag nichts wie Staub, Staub, Staub. [...]

Immer, wenn ich einmal nicht ganz mit dem Augenblick zufrieden bin, denke ich an mein Zimmer nach dem Kriege, und an meinen Anzug, den ich mir dann bauen lasse. [...]

Nord-Rumänien, am 30. VI. 41

Liebe Mutter!

Die letzten Tage des Wartens verbringen wir jetzt in einem sehr schönen, kleinen Zeltlager. [...]

Übrigens, auf unseren langen Fahrten denke ich immer sehr viel an zu Hause und freue mich mächtig auf meinen nächsten Urlaub. Wenn ich dann als Offizier nach Hause komme. Ich versuche mir immer schon vorzustellen, was die Hausbewohner und sonstigen Leute, die mich kennen, für ein Gesicht machen werden. Aber trotz allem bin ich nicht traurig, denn ich weiss, einmal ist alles vorüber und freue mich jetzt, dabei zu sein.

Ich bin sogar stolz! [...]

daheim, 19.7.41 Lieber Werner!

[...] Ich bin nur froh, dass Du uns immer mal schreibst. Denn man macht sich doch Sorgen, wie Ihr da draussen das alles überstehen wollt. Ich habe mir die letzte Wochenschau angesehen, es ist einfach furchtbar. Wie gut haben wir es doch im Land. Wie könnt Ihr das bloss schaffen? Man fragt sich bloss immer, wozu das nötig ist, dieses viele Morden, denn was anderes ist es nicht, was die Russen treiben. Ich hoffe immer, dass Dir das erspart bleibt und Du nicht mal so einem Kerl in die Hände fällst. Aber man sieht auch wieder auf den Bildern, was andere Soldaten leisten. Die Wochenschauen sind doch wunderbare Einrichtungen. Man erlebt alles mit. Ich sehe dann in jedem Bild meinen Jungen und denke dann immer, dass Du dasselbe auch siehst und erlebstest. Von Dir waren noch keine dabei. In welcher Gegend magst Du wohl stecken. Die schlammigen Strassen, die Du beschreibst, haben wir auf den Bildern gesehen. Da sieht man erst mal, was bei uns doch alles geschafft worden ist. [...]

Annelies gefällt es sehr gut in ihrer neuen Stelle. [...] Helmut ist in Döntschen. [...] Er sieht braun aus, nee rotbraun, so verbrannt ist er vom Jungvolkdienst.

Vatel geht jeden Abend noch bei Nachtwächters und ich jeden Tag an den Kochofen. Du siehst, es geht alles seinen alten Gang weiter,

trotzdem Ihr da draussen so einen umwälzenden und gewaltigen Krieg fuhr. Denn das sind manchmal kaum glaubliche Siege, die berichtet werden.

Erst waren wir alle etwas kleinlaut, wie die Kriegserklärung kam, aber als die ersten Siegesmeldungen kamen und noch dazu in den Ausmassen, ist die Stimmung wieder zuversichtlich, trotzdem habt Ihr noch ein tüchtiges Stück Arbeit vor Euch. Aber unsere Soldaten bringen ja die schwierigsten Sachen fertig. Und da bist Du immer mit dabei. Wenn Du mal wieder bei mir in der Küche sitzen wirst, freue ich mich schon auf das Erzählen, denn die Stunden bleiben mal schöne Erinnerungen fürs ganze Leben. Da nehme ich mir bestimmt Zeit, um mit Dir eine Stunde lang zu frühstücken. Da bekommt auch der Grosse ein extra Ei gebraten. [...]

So, nun hätte ich Dir alles berichtet Bleib mir gesund. [...]

8. Sept. 41

Liebe Mutter!

[...] dass du in der Wochenschau vergeblich meinen Namen gesucht hast, kann ich mir denken. Es ist eben ein Jammer, los ist bei uns schon allerhand, aber es sind keine grossen Städte oder sonst etwas in unserm Vormarsch und vom reinen Geländegewinn, der bestimmt genau so schwer ist, wird eben nichts gebracht, ist ja auch uninteressant. Es bleibt eben die Tatsache, dass ich in diesem Feldzug nicht eben gut abschneiden werde. Aber ich habe einige Sachen, die dann bestimmt in dem grossen Film vom Sieg im Osten kommen werden, welche man jetzt aufhebt [...]

daheim, den 20. März 42

Mein lieber Junge!

Du stehst im Goldrahmen auf dem Radio, kannst Du die Ehre schätzen? Du weisst doch, Vatel räumt alles runter, was mal dahin

getan wird und Dir hat er selbst den Platz gegeben. Nun hab ich meinen Jungen immer bei mir, wenn Du gleich weit weg bist. Denn das sind doch unendliche Weiten, wenn man überlegt, wie lange Ihr gefahren seid. Ich bin beruhigt, dass Ihr immer übernachtet habt. Ich habe mir immer Gedanken gemacht, ob Ihr wohl die Nacht durchgefahren seid. Auch, dass Du immer richtig gegessen hast, hast Du richtig gemacht, denn das Geld nützt Dir da draussen doch nichts und so warst Du doch sicher wenigstens satt. [...]

29. Mai 42 [Tagebuch, stenografiert]

[...] Abends habe ich einen moralischen (warum). Ich habe lange wach gelegen und nicht schlafen können [...] Wir müssten eben mehr zu tun haben. Aber wie?!

Sonntag, 7. Juni 42 [Tagebuch]

Mit 2 Gruppen der F. I. um ½ 6 zum Spähtrupp ins Partisanengebiet gestartet. Durch Wald, Sumpf und Wiesen – es regnet ununterbrochen. Wir sehen alles, nur keine Partisanen – für mich keine Ausbeute und diese Schinderei. Aber nun weiss ich etwas von Partisanen.

Montag, 8. Juni 42 [Tagebuch]

Ich bin vollkommen erschlagen. Ob es Muskelkater oder Grippe ist, weiss ich nicht. Ich glaube, beides. – Die anderen fahren abends zu einem Unternehmen. Ich bleibe da. Hoffentlich verpasse ich nichts!

Am 1. Januar 1943 – 2 Uhr [Extrablatt im Tagebuch]

Die Situation ist etwa folgende: Die Kompanie ist ziemlich betrunken. Man kann es ihr nicht übelnehmen, es gab allerhand Wein. Bei nochmaligem Durchlesen muss ich verbessern – nicht ziemlich, sondern völlig betrunken. Warum ich noch verhältnismässig nüchtern,

oder sagen wir, fähig zum Überlegen bin, liegt vielleicht daran, dass ich heute nachmittags schon einmal betrunken war. An sich ist das ja alles völlig egal. Jedenfalls bin ich der erste des Jahres 1943, von der Pz. P.K. 693, welcher von einer deutschen Frau geküsst wurde und eine deutsche Frau geküsst hat. Ich glaube, d.h. ich weiss, ich kann das behaupten. Ich habe jedenfalls das Neue Jahr damit angefangen, dass ich eine Frau (sogar eine deutsche) geküsst habe. Möge es doch in dem kommenden Jahr so bleiben. Ich will bestimmt meine Pflicht tun und was in meinen Kräften liegt, für die Sache und die Kompanie (für mich übrigens auch) tun. Ausserdem wünsche ich mir neben allem Selbstverständlichem eine Frau, die mir tatsächlich das ist, was ich möchte, und das ist viel!!

Es liegen jedenfalls alle im Bett und schlafen. Ich will mich nicht tüchtig preisen, trotzdem, den grossen Mund haben doch immer andere gehabt. Ich sitze noch und schreibe, wenn auch nicht schön, aber ich schreibe.

Was wird Jutta jetzt tun? Wird sie einmal an mich denken? Ich weiss es nicht, aber ich möchte es doch wissen. Nun ist aber genug und reicht als Kuriosum für mein Tagebuch dieses Blatt, nicht wahr??!!

daheim, d. 6. Jan. 43

Mein lieber Junge!

Alles Gute wünscht Dir zu Deinem 22. Geburtstag Deine Mutter. Nun ist wieder ein Jahr vorüber und Du bist immer noch im Krieg. Jedesmal hofft man, es sei der letzte im Feld und dann muss man doch wieder mit Feldpost gratulieren.

Aber ich hoffe, die Jahre sind für Dich doch nicht umsonst gewesen. Bist inzwischen zum Mann geworden, hast viel gesehen und erlebt, hast es auch in jeder Beziehung zu etwas gebracht. Wenn Du

auch viel Schlechtes gesehen und Trauriges erlebt hast, weiss ich doch, dass Du mein Junge geblieben bist, der Du immer warst. [...]

12. Juli 43

Liebe Mutter!

[...] In der nächsten Wochenschau (bzw. der vom 16. Juli) wirst Du meinen Namen sicher wieder lesen und höchstwahrscheinlich einen Panzerangriff nördlich Kursk sehen, mit vielen Panzern, brennenden Häusern, Infanteristen und Rauchwolken am Horizont. Ich habe auch harmlose Sachen gedreht, z.B. Mittagessen bei einer Artillerie-Batterie. Ich konnte jedenfalls mit meiner Arbeit bisher sehr zufrieden sein.

[...] Gestern war mein Fachführer hier, der sagte, alle anderen Filmberichter haben alle nur 60 Meter abgeliefert. Und weisst Du, was ich geliefert habe? ... 660 Meter! Also 11mal mehr. Ich freue mich natürlich. Ausserdem werde ich im nächsten Urlaub mit wieder einem neuen Orden auftauchen. Mit einem Kampfabzeichen. Ich habe es zwar noch nicht, aber es kann sich nur noch um Tage handeln. –

Vor mir sitzt mein Fahrer G. und schreibt an seine Frau einen Geburtstagsbrief... Glaubst Du, ich denke auch manchmal daran, wie es wäre, wenn ich eine kleine Frau zu Hause hätte, der ich schreiben könnte, an die ich denken könnte und von der ich wüsste, dass sie sich um mich sorgt.

Liebe Mutter, sei nicht etwa eifersüchtig auf dieses kleine Traumbild von mir. Oder denke etwa gar, Du bist mir nicht mehr so viel wie bisher! Du bist doch meine Liebe Mutter. Sonst würde ich Dir dies, meine geheimsten Wünsche ja nicht schreiben. Aber es ist doch eigentlich traurig. Die besten Jugendjahre 18, 19, 20, 21, 22 alle verbringt man hier im Krieg. Und etwas, was in diese Jahre hineingeht, muss man völlig missen. Man liest höchstens einmal in einer Zeitung davon oder sieht in einem Film, wie es eventuell sein könnte. Es ist nicht die körperliche Liebe, die einem fehlt, darüber sind wir

hinweg, so lächerlich es klingt, man könnte sagen, abgeklärt sind wir. Aber das seelische Erlebnis. Ich habe manchmal Angst, mir geht etwas verloren. Vor allem, wenn ich ältere Kameraden von ihrer Jugend erzählen höre. –

Nun denke aber nicht, liebe Mutter, dass dies mich alles drückt. Keineswegs. Nur ab und zu werden die Gedanken darauf hingelenkt. Durch das Bild einer schönen Frau, einer Erinnerung (die ja bei mir «trotz allem» auch sooo ärmlich sind!) oder sonst etwas. –

Nun, wo ich weiterschreibe, ist schon wieder ein Tag vergangen, oder zwei? Wir leben hier fast vollkommen zeitlos. Man weiss nicht, was für ein Wochentag ist. Der Wievielte ist? Selbst, ob Vor- oder Nachmittag ist, kann man nicht immer auf Anhieb sagen.

Bei uns regnet es jetzt schon, ich glaube, den dritten Tag. Da aber nichts besonderes los ist und wir ein gutes Zelt haben, und einen Wagen, mit dem wir durch allen Schlamm hindurchkommen, kann es uns nicht stören. Im Gegenteil. Endlich ist einmal der ewige Staub weg. Du machst Dir keinen Begriff davon, was hier an Dreck herumgeflogen ist. Es gab keinen Fleck, wo es nicht gestaubt hätte. Aber auch alles war staubig und überall lag er herum. Die ganze Landschaft war grau gefärbt von ihm. Wir selbst sahen immer aus wie die Schornsteinfeger...

Ich bin in den letzten Tagen verdammt nervös, die Gefechte und was man sonst noch zu tun hat, nehmen einen doch ziemlich mit. Und ich muss auch sagen, dass man nicht mehr so widerstandsfähig ist. Der Krieg macht sich doch bemerkbar.

Doch sicher werden diesen Tagen bald wieder ganz ruhige folgen, wo ich mich richtig aalen kann.

Nun will ich mir den Brief noch einmal durchlesen, um zu sehen, was ich denn so zwischendurch zusammengeschrieben habe. [...]



26. August 1943

Liebe Eltern!

[...] Nun aber sitze ich auf einem Sturmgeschütz [...] Hier habe ich meine Kamera eingebaut und fahre selbst als Geschützführer. Dieses Sturmgeschütz hat nun im Gegensatz zu dem Panzer, in dem ich erst sass, eine richtige Kanone und was für eine! Mit ihr können wir jeden feindlichen Panzer abschiessen, der fliegt bloss so auseinander. Und das will ich eben einmal filmen. Ich will selbst Panzer abschiessen und dabei filmen. Mal richtige sensationelle Aufnahmen machen. Möglichst noch, wie die feindlichen Besatzungen aussteigen und dann mit MG's bekämpft werden. Damit könnte ich mir in Berlin einen Namen machen. Ausserdem, wenn mir diese Aufnahmen gelingen, komme ich mit denen selbst nach Deutschland und natürlich auch einmal bei Euch vorbei.

Wenn Helmut zu der Waffe kommen könnte, könnten wir alle froh sein. Es ist erstens einmal eine der besten Waffen, die wir z. Zt. haben, zweitens schieisst sie unzählige Panzer ab bei kaum eigenen Verlusten. Drittens ist der Geist und die Verpflegung ausgezeichnet. In diesem Geschütz kommt man sich überlegen vor, jedem feindlichen Panzer gegenüber. –

Ich bin hier nun richtig mit in der Sonderverpflegung. Ich bekomme jeden Tag Schokolade, Bonbons, Waffeln u.ä. Den ersten Tag habe ich mir den Magen verdorben. Es sind übrigens die Grosskampfp-Päckchen, die in der Wochenschau zu sehen waren, und die Aufnahmen habe ich gemacht. Es ist natürlich selbstverständlich, dass ich Euch da etwas nach Hause schicke, doch jetzt bin ich erst den zweiten Tag hier und tue mich selbst noch gütlich daran.

Im Übrigen ist das Leben für mich im Moment noch unbequem. Vor allem, ich bin an mein Geschütz gebunden, ich darf ausnahmsweise einmal nicht tun, was ich möchte. Ich muss morgens 3 Uhr

aufstehen, dann fahren wir mit den Geschützen nach vorn und gehen in eine Lauerstellung hinter der HKL.

Wir lauern da auf feindliche Panzer, aber nun wollen beim besten Willen keine kommen. Bei uns ist es nämlich vollkommen ruhig. Es fällt kaum ein Schuss. Ich persönlich bin aber der Meinung, dass gerade hinter dieser unheimlichen Ruhe etwas steckt [...]

Im Lazarett, 3.8.43

Meine lieben Eltern!

Den Brief kann ich nicht mehr numerieren, weil mein Tagebuch, nach dem ich es bisher tat, mit verbrannt ist. Das hat mich im Übrigen am meisten geärgert.

Selbst schreiben kann ich auch nicht, das wisst Ihr ja sicher inzwischen aus den Briefen von meinem Chef und meinem Kameraden Julius. Aber trotzdem muss ich ja nun einmal selbst etwas von mir hören lassen. [...]

Was mir passiert ist, wisst Ihr ja alles. (Diesen Brief schreibt für mich ein Infanterie-Hauptmann und er meint, ich soll es Euch doch noch einmal kurz erzählen.)

Also: Mein rechter Arm ist bis etwa über dem Ellenbogen amputiert. Es war gut so. Ich habe mich überhaupt nicht mit ihm quälen brauchen. Auch scheint es recht ordentlich gemacht worden zu sein, denn ich habe praktisch keine Schmerzen und der Stumpf verheilt ganz ruhig. –

Meine linke Hand ist leider auch nicht ganz ohne Kratzer abgekommen. Es sind verschiedene Fleischwunden an ihr bis hinauf zum Ellenbogen. Doch wie ein Wunder sind alle Knochen des Armes völlig heil. Ich habe es selbst auf dem Röntgenbild gesehen. – Dann habe ich noch an verschiedenen Stellen mehr oder weniger kleine Wunden, von denen ich aber, wenn ich sie nicht gesehen hätte, gar nicht gewusst hätte, dass sie da sind. Im grossen und ganzen muss

ich immer wieder sagen, dass Euer Junge, wie bisher die ganzen vier Jahre, trotz allem ein unverschämtes Glück gehabt hat. Ich soll eben doch noch etwas anderes tun, als hier im Kriege zu bleiben. Es kommt alles, wie es kommen sollte und bei mir sollte es eben so kommen. Dass mir der Arm fehlt, was macht das? Als Kameramann oder gar Regisseur habe ich so viele Assistenten, dass ich sowieso bloss auf einem Stuhl sitzen brauche, wo hinten an der Lehne «B.» steht und angebe.

Den Umständen entsprechend geht es mir jedenfalls gut. Dass der Generalfeldmarschall selbst mir gute Besserung gewünscht hat und mir das EK I geschickt hat, wisst Ihr ja. Überhaupt bin ich dort im Lazarett geradezu aufsehenerregend betreut worden. [...]

Im Moment befinde ich mich auf einer Etappe des Weges in die Heimat. Eine Anschrift, wohin Ihr mir schreiben könnt, kann ich Euch leider nicht geben. Ich schicke sie Euch aber sofort, wenn ich fest in einem Lazarett angekommen bin. Ich will auch öfter etwas von mir hören lassen, denn jetzt brauche ich ja meine Briefe nicht mehr selbst zu schreiben. Und ein Kamerad, der es für mich tut, findet sich immer.

Es grüsst Euch alle daheim für heute vielmals

Euer Junge Werner

Einen herzlichen Gruss von mir unbekannterweise. Ihr Sohn wird's sicher gut überstehen, er ist in guten Händen.

Sehr ergeben

v. K., Hauptmann

*Werner B. war 18, als er an die Front kam. Seine Familie lebte damals in Dresden. Der Vater arbeitete als Nachtwächter, die Mutter ging aushilfsweise kochen. Vor dem Krieg hatte Werner B. bei einer Dresdner Filmfirma als Fotolaborant, Kameraassistent und Kraftfahrer gearbeitet. Ende August 1939 wurde er eingezogen und einer Propagandakompanie zugeteilt, die er in einem Brief an seine Mutter als «die beste Deutschlands» bezeichnet. Im September 1943 – Werner B. ist gerade 22 – wird er in der Nähe von Orjol schwer verwundet. Ein Arm muss amputiert werden. Seine Zukunft als Kameramann scheint zerstört. Mit grosser Mühe gelingt es Werner B. dennoch, nach dem Krieg als Kameramann zu arbeiten. Er hat in der ehemaligen DDR 50 Filme gedreht, darunter 14 Filme mit Konrad Wolff, zu denen auch der Antikriegsfilm «Ich war 19» gehört. Werner B. ist im Oktober 1990 in Tbilissi, wo er junge Kameraleute unterrichtete, bei einem Autounfall ums Leben gekommen.*

*Der vorliegende Text ist ein Auszug aus dem Manuskript «Das verwundete Objektiv», das uns Herr B. noch vor seinem Tod zur Verfügung gestellt hat. Er hat darin seine Tagebücher und Briefe aus der Kriegszeit zusammengestellt und kommentiert. Das vollständige Manuskript wird im Frühjahr 1992 im Aufbau-Verlag als Buch erscheinen.*



Ernst E während einer Pause «auf Fahrt», 1940

**«... trotzdem drängt sich in mir alles danach  
mich zu vervollkommen»**

***Ein Bäckergeselle und Naturfreund  
muss an die Front***

«Sie haben mich oft gedrängt von meiner Jugend auf aber sie haben mich nicht übermocht.» Zur Erinnerung an den Deutschen Bauernkrieg 1525 [Von Ernst E seinem Tagebuch als Motto vorangestellt.]

20.-21.5.39 [Berlin]

[...] Lichtverhältnisse im Buchenwald war das Thema des heutigen Tages. Nur im Frühling haben die Pflanzen, die unter den Bäumen stehen die Möglichkeit, das für sie so notwendige Licht zu erhalten. Infolgedessen finden wir auch dort nur einjährige, recht früh blühende Pflanzen. Das Laubwerk der Bäume lässt in späterer Jahreszeit keine Feuchtigkeit wie auch nicht genügend Licht hindurch. Kreuz und quer streiften wir durch den Wald, sahen recht viel Keimlinge der Rotbuche und gelangten so zum Jugendgelände Brieselang. Die Sonne schien herrlich und so vertrieben wir uns die Zeit mit etwas sportlicher Betätigung. So nebenbei übten wir ein wenig im Bestimmen von Pflanzen nach dem Buch, was jedoch vorläufig noch recht schwierig fällt. Nun lockte bald der Kaffee, und anschliessend daran gings dann zum Bhf. Finkenkrug.

Pfingsten 1939

[...] Vom Bhf Rheinsberg ging es zuerst zum Schloss, dasselbe ist, wie ich erst später erfuhr, im Rokkoko Stil gebaut, besonders eindrucksvoll wirkte es gerade nicht. Doch dagegen der Rheinsberger See macht alles wieder wett. Entlang an demselben führte mein Weg in Richtung zum Zootzen-See. [...] Bald kam dieser See bald jener, wie überhaupt diese Fahrt mit den vielen Seen recht eindrucksvoll wurde. [...] Aber auch an ein Quartier für die Nacht musste bald gedacht werden. Da fiel mir ein Wegweiser auf, der den Weg nach Zempow anzeigte. Zempow, ja vor zwanzig Jahren war ich einmal dort und hütete die Kühe. Bald stand mein Entschluss fest und froh gemuts lenkte ich meine Schritte dorthin gespannt der Dinge, die da kommen würden. Den Ort kannte ich zwar nicht wieder, doch der Name B. fiel mir bald ein. Ich fragte nun nach dem Haus, ein alter Mann öffnete und ich brachte meine Bitte um Quartier vor, was ich dann auch bekam. Schnell kam die Unterhaltung in Fluss, doch an nähere Einzelheiten oder Personen war die Erinnerung ziemlich dunkel. Zum Abendbrot erfolgte dann bald eine Einladung. Mit Schrecken dachte ich an Wurst, doch zu meiner Freude stand eine Schüssel mit Eier auf dem Tisch, dabei konnte ich mir nun gütigst tun. Anschliessend noch einen Rundgang durch den Ort, in dem gerade die mächtigen weit ausladenden Kastanien blühten. Derartige Bäume wie hier bekommt man nicht oft zu sehen. Doch dann gings ins Heu zum schlafen.

Gegen sieben Uhr wollte ich zum Frühstück erscheinen, leider verzögerte ich mich etwas doch schon stand wiederum ein Teller mit Kuchen nebst Kaffee bereit. Bald verabschiedete ich mich von meinem so gastlichen Quartier, wünschte noch alles gute und hineingings wieder bei herrlichem Wetter in den herrlichen Wald. Damals als Kind hatte ich keine Ahnung von der Schönheit der Gegend nur

Arbeit hiess mein Los. Wie recht hat da doch das Lied «Wir mussten schon so früh erfahren, der Arbeit Fron gewallt, in düstern Kinderjahren und wurden früh schon alt.» Doch heut freut man sich über jeden Sonnenstrahl jeden Vogel, frei ist man für einige Tage. [...]

Über Glashütte führte der Weg nach Rheinsberg zurück. Während das ganze Gebiet sich aus herrlichem Laub- oder Mischwald zusammen setzte, so ist das letzte Stückchen mit ödesten Kiefern-Stangenacker bestanden. Hier hat man das beste Beispiel, welch ein Nachteil es ist, wenn der Mensch gewaltsam in das organische Geschehen in der Natur eingreift. Auf der Rückfahrt waren diejenigen, die in den 2 Tagen sich diese Gegend erwandert hatten, in einem Abteil zusammen. Fahrtenerlebnisse wurden ausgetauscht und einige frohe Fahrtlieder gesungen.

26.-27.8.39

Ursprünglich war für den heutigen Tag ein Betriebsausflug geplant, der jedoch abgesagt wurde. Da aber schon alles eingeholt war, so beschloss ich dann, schon sonnabends hinaus zu fahren. Gewitterwolken zogen sich zusammen, dieses mag auch der Grund gewesen sein, das ich erst mit dem Zug um 17 Uhr fuhr. In Zossen angekommen, erblickte ich bald ein Plakat, das die Bahn infolge veränderter Verhältnisse nicht mehr den Fahrplan einhält, sowie auch ab Sonntag Abend keine Gewähr für den Rücktransport besteht. Trotz dieser netten Ankündigung nahm ich meinen Weg entlang am Notte Kanal zum Mellensee. Einen herrlichen Sommerabend erlebt, die Sonne verschwand bisweilen hinter den Wolken und verschwand gar zu bald blutig rot am Horizont. [...]

3.9.39

Etwas kaum Glaubliches hat sich ereignet, der Krieg, schon seit geraumer Zeit wie ein Gespenst alles überschattend ist seit ersten d.M.



im Gange. Wieder einmal stehen sich Menschen einander gegenüber, bereit mit den modernsten Mitteln der Kriegstechnik, Kulturwerte zu vernichten, Menschen zu Krüppeln zu schießen, Not und Elend über alles lebendige zu bringen. Hier wird der Bauer von seiner Scholle gerissen, dort der Arbeiter von seinem Arbeitsplatz, blühende Jugend, froh hinausblickend, mit Plänen für die Zukunft geladen, muss alles im Stich lassend, eingezwängt in den militärischen Apparat nur dem Befehl einer übergeordneten Stelle gehorchen: Da kommt einem dann die Frage, wie lange noch wird man sich selbst noch der Freiheit erfreuen? Da heisst es dann jeden Sonntag auszunutzen. In der Bernauer Gegend sollte der heutige Tag verbracht werden. Mit der Bahn bis Bernau und dann den Ützdorfer Weg ein Stück entlang, dann östlich quer durch den Wald zum Hollsee. Dabei wie üblich etwas verlaufen.

9.6.1940 [Sayda, Munitionsfabrik]

Ziel: Wiesenburg. [...] Hoch über mir zog ein Mäusebussard seine Kreise. Sein Nest mochte sich in der Nähe befinden. Eine  $\frac{3}{4}$  Stunde beobachtete ich denselben. Stets stand er über mir oder kreiste in einiger Entfernung, doch stets war er im Blickfeld. Einige Male hockte er in etwa 10 m Entfernung auf einem dünnen Ast auf, doch seinen Horst bekam ich nicht zu sehen. Herrlich die Flugkunst, still in der Luft zu stehen, manchmal nur als Punkt zu erkennen, doch der Vogel mit seinem klaren Auge erkennt eine jede Bewegung dort unten. Wenn die Sonne seine Flügel beleuchtet, die Anordnung der Federn zu erkennen ist, dann möchte man mitschwingen, möchte mitjauchzen vor Begeisterung und ist doch ein kleiner, unscheinbarer Mensch, der am Waldrand sitzt und sich begeistert an den Werken der Natur. [...]

23.6.40

Am Sonnabend nach Berlin gefahren. [...] Um 4 Uhr war eine Führung durch den Zoo angesetzt, an welcher ich mich beteiligte. Das Pferd und seine Abstammung hiess das Thema. Wir hörten von den grossen Katastrophen im Tierreich, wie sich der Mensch das Pferd zu seiner heutigen Form gezüchtet, erst mit seiner Hilfe war es ihm möglich, die Erde zu beherrschen und sie nach seinem Willen umzuformen. Bis auf spärliche Reste sind die Wildpferde heute vom Menschen vernichtet, so dankte der Mensch dem Pferd, seinem treuesten Kameraden. [...] Erst gegen 10 Uhr trennten wir uns, man freut sich jedesmal, wenn man einige Stunden mit gleichgesinnten beisammen ist. [...]

14.7.40

[...] gegen 9 Uhr war alles fertig, das Rad wurde bestiegen und losging in Richtung Elbe. [...] Kein Mensch war in der Nähe, die Dünen waren frei vom Wasser, ein Streifen weisser Sand hatte sich an ihnen abgesetzt. Das war verlockend genug, herunter die Hose, das Hemd war längst verstaut und hinein ging in das kühle Nass. Mal flache, mal etwas tiefere Stellen, dann etwas Strömung, da heisst es aufpassen, wenn man noch nicht ganz so sicher ist mit seiner Schwimmkunst. Doch mir bereitete es Freude sich so frei austoben zu können, sich in der Sonne zu ahnen, so wie einen die Natur erschaffen. Da blieb ich nun bis 6 Uhr liegen, kurz vorher kam ein Schäfer, er war im Alter von ca. 30 Jahren, sein Hund hörte ihn aufs Wort. In einer Entfernung von ungefähr 500 m sagte er in nicht wesentlich lauterem Ton, als man sich gewöhnlich unterhält, er solle sich legen und willig führte er jeden Befehl aus. Für das menschliche Ohr wäre der Laut kaum vernehmbar. Doch für das tierische Organ war er laut genug,

um ihn sogar zu verste-hen. Wie sind die Menschen doch abgestumpft durch die Kultur, was haben wir doch durch ihr eingeblüsst? [...]

4.8.40

Der 4. August, der Tag, an dem der Weltkrieg begann. Der Tag an dem die Arbeiter ihren Willen gegen den Krieg in vergangenen Jahren kund taten. Doch heut zerfleischt sich so wie einst die Menschheit wiederum, weil einige Staatsmänner es befehlen, wieder rast die Kriegsbestie über die Erde. Wird ihr jemals Einhalt geboten werden, wird jemals die Menschheit in friedlichem Wettstreit für den Fortschritt arbeiten können, ohne ständig damit rechnen zu müssen, dass ein Nachbarstaat versucht, mehr Macht über ihn zu gewinnen? Wer weiss es, doch ein jeder, der nicht die Verantwortung für den nächsten Krieg übernehmen will, muss zu seiner Verhinderung beitragen. Das war nur ein kleiner Sprung, abseits vom Wege, doch er gehört nun auch einmal dazu. Im Übrigen war herrlicher Sonnenschein wohl verlockend für eine Fahrt, doch meine Wirtsleute hatten die Absicht, den Roggen einzufahren, dabei musste ich denn wohl oder übel mit-helfen. [...]

11.8.40

Abschied. Geschieden muss sein! Das Arbeitsamt hatte mich in der Nähe Berlins hin verpflichtet. Da heisst es nun Abschied nehmen von Sayda. [...] Am Vormittag noch ein letztesmal das Rad genommen und hinaus über die Wiesen hinein in den Wald führte mein Weg, doch war derselbe ohne Ziel, nur noch einmal empor zu den Wolken schauen über Wiesen und Felder zu blicken und dann sich ein Weilchen in der Sonne zu ahnen, frei zu sein so wie ich es oftmals getan, sich eins zu fühlen mit der Natur. [...]

18.8.40 [Berlin]

Eine neue Arbeitsstelle, neue Eindrücke stürmen da auf einen ein. Jeden Morgen um 5 Uhr am Schlesischen Bhf. sein, um mit dem Zug nach Drewitz zu fahren. Um  $\frac{1}{2}$  7 beginnt die Arbeit und endet um 5 Uhr doch erst gegen  $\frac{3}{4}$  7 ist man daheim, eine lange Zeit, und wenn man sich noch etwas besorgen muss, so ist es ein hetzen und jagen. Gewiss in Treuenbritten war auch nicht alles so wie es sein sollte und dennoch war vieles besser. Die Autofahrt nahm auch täglich 2 Std. in Anspruch, doch ging dieselbe durch Wälder, vorbei an Feldern. Hier dagegen drängt sich einem die Stadt mit ihrem ganzen drum und dran auf. Reklame, Presse, Verkehr, ja die Menschen selbst versuchen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Draussen in Sayda da gab es Tage an denen man kein gedrucktes Wort las, sondern nur seine Umgebung sah, hier dagegen schreien einem die Firmen ihre Reklame von den Wänden, im Eisenbahnwagen, überall wo auch nur ein Blickfang möglich sein könnte, entgegen. Die Zeitung schreit einem entgegen «Kauf mich, ich bringe das neueste. Das musst Du unbedingt lesen.» Die Kleidung der Menschen nicht zweckmässig, sondern meist nur dazu da um aufzufallen, denn welchen anderen Zweck hat es sonst im Sommer mit Pelzen behangen daherzustolzieren, Handschuhe zu tragen oder gar sich den Blick durch einen Schleier zu trüben? Städtische Gewohnheiten und dennoch sind sie einem lästig. Die Fabrik ein alter Bau, man könnte einen Vergleich mit einer Raubritterburg aufstellen. Ich bin in der Werkzeugausgabe, in einem Raum, der kein Fenster nach draussen hat, wo man nicht die Sonne sieht, fast könnte man sagen in einem Sarge befindet man sich nur dass derselbe Elektrische Beleuchtung hat. [...] Am heutigen Sonntag hatte ich keine Lust nach draussen zu fahren, sondern räumte erst einmal auf, machte mir ein gutes Mittag und ruhte mich ein wenig aus, was ich dann auch nicht bereute.

25.8.40

Obwohl eigentlich der Entschluss bestand am heutigen Sonntag auf Fahrt zu gehen, so wurde doch nichts daraus, [...] bin ich doch recht müde noch, dieses liegt an der Arbeit, doch zum grossen Teil ist nachts der Fliegeralarm daran schuld. Denn fast jede Nacht zwei Std. in dem Keller sich aufhalten, nimmt die vorhandenen Kräfte recht mit. [...]

1. September!

Ein Jahr Krieg! Seit einem Jahr zerfleischt sich die Menschheit! Wofür? Ein jeder Denkende weiss hierauf eine andere Antwort. Eine derartige Entwicklung wie sie jetzt ist, hat aber wohl niemand geahnt. Für mich gab es am heutigen Tag keine Überlegung, auf Fahrt musste ich gehen und mein Ziel war Königwusterhausen! [...]

29.9.40

Der letzte Sonntag im September, da ist es allerhöchste Zeit, wenn noch eine Hirschbrunfftahrt unternommen werden soll, zu fahren. [...] Bis Straussberg brachte mich die Bahn und dann gings mit dem Rad nach Heidekrug. [...] Am Tage rührte nur hin und wieder einer. Doch so langsam vermehrte sich die Zahl. Nach einer Weile, ganz in der Nähe stand er, da schlichen wir uns näher. Noch einmal warf er das Geweih in den Nacken um aus voller Brust den Brunftschrei im Wald ertönen zu lassen. Ein herrlicher Anblick, den Riesen des Waldes sich seiner Kraft bewusst gegenüber den anderen, in einer Entfernung von nur 10 m stehen zu sehen. Bald trabte er ab, anscheinend hatte er Witterung von uns erhalten. [...]

17.11.1940

Nun ist man bald wieder ein Jahr älter, das 32. Lebensjahr ist vollendet. [...] Einen Glückwunsch erhielt ich bereits von Käte, obwohl ihr

das genaue [Datum] unbekannt war, so schrieb sie doch einen Glückwunsch nebst einer kleinen Photographie, nur aus dem Bedürfnis heraus, Freude zu bereiten. Und was für Freude bereitete sie mir, oft las ich den Brief, schon die Anrede «Bubi», wie lange bist Du noch der alte, stets frohgelaunte. O möge es mir gelingen, selbst wenn das Leben einen gar zu hart anpackt, den Menschen niemals mein Innerstes zu zeigen, sich von keinem unterkriegen zu lassen.

Am Sonnabend bei Mutter gewesen, recht ausgelassen war ich dort, mein Wunsch, ein Hemd genäht zu bekommen wurde abgeschlagen mit der Begründung, da zuwenig Zeit vorhanden. Wie wenig braucht man doch dazu, einen Menschen zu erfreuen, oft ist es nur ein Wort mit dem man kränken oder erfreuen kann. [...]

#### 1.1.41

Sylvester. Jahresabschluss. Gern wirft man da einen Blick zurück auf die vergangene Zeit mit ihrem Hoffen, Sorgen, aber auch mit ihren Lichtblicken und kommt dabei zu dem Schluss, so schwarz und schwer verschiedene Dinge zuerst erschienen als einige Zeit vergangen löste sich doch alles zum Guten auf.

Vor einem Jahr sass ich in der kalten Stube in Sayda während die andern das neue Jahr in der Kneipe benebelt erwarteten. Heut war ich bei Käte zu Gast geladen [...] Beim Guten Nacht sagen wünschte Käthe mir noch alles Gute fürs kommende Jahr, nur eine Formsache aber trotzdem strömt doch dabei eine Wärme aus, die wohl tut wobei man sich so recht glücklich fühlt und von Herzen gab ich diesen Wunsch zurück. Am Morgen schnell etwas gegessen noch ein bisschen aufgeräumt und dann mit der U-Bahn nach Haus gefahren. Schon seit Langem hatten wir die Absicht zur 9. Symphonie von Beethoven zu gehen, um zur rechten Zeit zur Volksbühne zu gelangen hiess es sich gehörig beeilen. Mit der U-Bahn schnell hin und

dadurch dass der Anfang nicht gar so pünktlich erfolgte, kam ich noch zurecht. So recht mit Spannung erwartete ich, welchen Eindruck diese Musik auf mich machen würde, ist es doch das erstmal, dass ich zu einem Konzert gehe. Um ½ 2 war Schluss. Schön sang der Chor, doch an alledem wurde ich nicht so recht warm, ich konnte nicht mitgehen, es fehlt mir eben das Einfühlungsvermögen in die Musik. Draussen lachte die Sonne, so recht verlockend um ein wenig hinaus zu fahren. Der Müggelsee sollte das Ziel sein. Von Friedrichshagen ging es an seinen Ufern entlang. [...] Tief verschneit lag der Wald, welch eine Pracht, nun, da wie am heutigen Tage, der Himmel wolkenlos war. Die Sonne erstrahlte und wir beide so recht froh dahinwanderten, was könnte es wohl Schöneres geben? Viel gibt es nicht zu sagen, es war ebend herrlich. [...] Dabei kam mir der Gedanke, hat unsere Freundschaft überhaupt einen Sinn oder aber werden wir uns in einiger Zeit trennen und ich werde einen Menschen den ich schätzen gelernt habe, verlieren? Diese Gedanken kamen mir so und da ich weiss, dass es besser ist mit Käthe sich darüber auszusprechen, so setzte ich mich noch am Abend hin und schrieb ihr einen Brief, dadurch war alle Problematik dahin und froh verbrachte ich die folgenden Tage.

19.1.41

Noch zwei Fahrten mit der Gruppe [...] unternommen, doch dann ist es eine Weile aus damit. Am 15.1.41 erhielt ich den Bereitstellungs-befehl zur Einberufung, die dann auch am 4. Febr. erfolgte. Militärische Ausbildung was wird sie bringen: Neue Erfahrungen, Einblicke gewähren in Dinge, die man bisher nur aus der Theorie kannte. So hiess es Abschied nehmen und in einer neuen Umgebung mit anderen Menschen die nächste Zeit verbringen. [...]

[Letzte Eintragung bis Anfang 1943]

1.1.1943 [Torgau, Lazarett]

Wieder ist ein Jahr vergangen und wie schon so oft stehe ich an der Schwelle eines neuen, da verlohnt es sich einen Rückblick auf die vergangene Zeit zu tun. Viel Gutes brachte das Jahr 42 nicht, es ging so dahin, ohne dass ich eine Lösung für die schwebenden Fragen fand, ist man doch nach wie vor nur ein geschobenes etwas, selbst nicht in der Lage regelnd in meinem Leben einzugreifen. Am Anfang des Jahres lagen wir mit der B.K. [Bäckereikompanie] in Ostrow und ich hatte seinerzeit den Wunsch nur nicht zuviel schiessen zu hören, aber gar bald änderten sich die Dinge zu meinen Ungunsten. Am 15. Febr. hiess es abrücken und hin ging es zur Infanterie. Es war meine Schuld, das Weissbrot tat es mir an, unerlaubt war ich beim Backen überrascht worden, vielleicht nahm ich die Sache auf die leichte Schulter und hatte keine rechte Vorstellung von den Dingen wie sie vom waren. Nun bald lernte ich diesselbe näher kennen und erst jetzt erkannte ich, wie gut man es doch bislang hatte, doch eines kam mir bald zur Erkenntnis, die Wertlosigkeit des einzelnen Menschen. Da lagen sie nun gleich welcher Nationalität, z.T. wohl Russen, doch es ist ja gleich, da stieg man über sie alle hinweg, da verstummt alles Menschliche und man handelt gleichsam als Werkzeug als Maschine und trotzdem, ganz überwinden konnte ich es nicht, werde dieses wohl auch nie können. Was war das für ein Hindämmern, wenn man vor dem Bunker hockte, für nichts Interesse hatte, knapp das man das Essen verschlang und dann wieder vor sich hinstarrte. Man sah die Menschen dort vorn jeder auf sich gestellt. Jeder denkt zuerst an sich, an seinen eigenen Vorteil. Da fand nun nicht der Satz Erfüllung: Not schweisst zusammen. Im Gegenteil, jeder versucht das Bestmögliche für sich zu gewinnen. Der andere spielt hierbei gar keine Rolle. Splittstöber sagte einst: Von Vorgesetzten kann man Abstand halten, wenn nur der einzelne nicht so schmarotzerhaft wäre und zu dieser



Erkenntniss kommt man erst recht dort vom. Hier herrscht der Neid noch stärker als hinten, wo die Dinge nicht so sehr mangelten. Doch etwas gab mir auch diese Zeit; ich kenne das Leben weit hinten und habe auch von vorne einen Eindruck erhalten. Aber das ist wohl auch das einzige, wenn man davon absieht, das ich heut mehr denn je ein Dach über dem Kopf oder gar ein Bett sehr zu schätzen weiss. Vielleicht hätte ich nie den rechten Eindruck vom Krieg erhalten, wenn ich stets bei der Bäcker-Kompanie geblieben wäre. Hätte nie das nutzlose zerstören von Menschen und Sachwerten zu sehen bekommen, die Wirkungen des Krieges auf Frauen und Kinder auch nur geahnt, es bringt eben alles und sei es auch noch so schlecht sein gutes mit sich und sei es auch nur die Erfahrung. Ob nun allerdings dieser ganze Krieg notwendig war um dieses zu erhalten ist eine andere Frage. Haben nicht diejenigen, die 14-18 dabei waren am Schluss nicht auch genug gehabt? Und wie schnell wurde dieses vergessen. Wieviele denken noch an die Zeit in Frankreich als der Seckt floss, als sie Stoffe heimschickten, als sie Dinge heimschickten, die sie vorher kaum kannten, viel weniger sich erwerben konnten. Oh, welch niedriger Stand der Gesinnung. – Und wie oft habe ich mir da die Frage vorgelegt: Und mit diesen Menschen soll eine bessere Welt aufgebaut werden, ich glaube fast dieses verneinen zu müssen. Eine höhere Gesinnung, ja auch nur ein wenig Anstand seinen Mitmenschen gegenüber zu verlangen erscheint mir fast etwas Unmögliches. Und darin glaube ich auch in mir eine Verwandlung zu verspüren zu können. Was hatte man noch vor dem Krieg alles für Ideale, da glaubte man an eine gesellschaftliche Umgestaltung, da war die Frage des Vegetarismus und des Alkohols. In allem ist man loialer geworden, setzt nicht die Grenzen mehr so enge. Wohl gilt mir Obst und Gemüse noch als etwas besonderes und das Fleisch wird nur seines Geschmackes wegen verzehrt und doch lass ich es jetzt auf

dem Teller bestimmt nicht mehr liegen. Und zum Alkohol – gewiss auch der wird nicht nur so hineingegossen, aber man macht auch keinen grossen Bogen mehr um ihn herum. Man ist in allem weniger konsequent als früher.

Womit dieses zusammenhängt, z.T. mit dem Kriege und seinen Folgen, so z.B. das man in einen völlig anderen Lebenskreis hineinkam und den Menschen nun mit seinen Fehlern von einer anderen Seite sah. Aber auch für mich persönlich, das ich glaube durch meine besondere persönliche Einstellung zu den Dingen mich stets von gesellschaftlichen Kreisen ein wenig zu isolieren und infolgedessen an so manchem nicht teilhaben kann. So entdeckte ich auch, das ich infolgedessen im Beruf noch manches aufzuholen habe, was einem noch fehlt und dabei sieht man dann die Zeit dahinfließen. Jahre vergehen ungenützt und manchmal empfindet man dieses besonders schwer. Das 34ste Jahr habe ich vollendet und wie wird sich alles weiterentwickeln, was hat das Schicksal noch mit mir vor. Wohl kann ich nicht regelnd eingreifen und noch weiss ich nicht werde ich diesen Krieg heil überstehen, wohl liegen diese Dinge noch ungeklärt vor mir und trotzdem drängt sich in mir alles danach mich zu vervollkommen. Doch wo dabei anfangen, das weiss ich noch nicht. Man wird älter, empfindet es selbst gar nicht so und trotzdem, die 20 Jährigen drängen nach und man spürt es so recht an den Mädels und so sagte ich mir schon einige Male: Du bist zu alt. Eine Erkenntnis, die da ganz plötzlich kommt, aber vorläufig stört mich dieses noch nicht.

Am 21. Juli erfolgte meine Verwundung. Oh, wie verzweifelt war ich die erste Woche als ich im Bett lag, während die anderen ausgingen und wie war mir zu Mute kurz nachdem ich verletzt war. Doch verheilt alles besser als gedacht und nun bin ich wieder oben auf. Wie es jedoch später bei grösserer Beanspruchung bestellt sein wird,

ist abzuwarten, besser als anfänglich von mir gedacht, bestimmt ein besonderer Trost für mich war der Briefverkehr mit Käthe aber auch manches andere bedeutete mir derselbe. Wie freute ich mich, wenn Post kam, einem Menschen sein Herz ausschütten konnte, jemanden hatte an den man dachte und der auch an mich dachte. Doch das Jahr ging seinem Ende zu und mit ihm auch die Innigkeit dieser Freundschaft. Gewiss von Dauer konnte diese nie sein, dafür waren die finanziellen Unterschiede zu gross und trotzdem bot mir diesselbe manchen Halt. Bereuen tue ich diesen Briefverkehr nicht. Ein besonders schwarzer Strich zog sich wohl durch das ganze Jahr. Kurt R. ist gefallen, einer der besten, nun ist er schon ein Jahr nicht mehr. Dejenige mit dem man über alles sprechen konnte, der versuchte mich zu verstehen, er ist nicht mehr, gefallen, für was, man könnte nur mit den Achseln zucken. Was für ein froher Fahrtenkamerad war er, wie viele schöne Stunden mit ihm verbracht. Angefangen von damals als ich arbeitslos war, als wir treppauf, treppab gingen, beseelt von unserer Idee. Nun er musste ins Gras beißen, genau wie so manch einer. Doch für mich ist es ein recht grosser Verlust, der nicht so leicht zu ersetzen ist. Und so beginnt das Jahr 43 fast genauso wie das vergangene und so habe ich auch diesmal nur den Wunsch, nur nicht mehr zu sehr hineingezogen zu werden in diesem Kriegsgeschehen. Vielleicht ist diesmal noch stärker als ehedem, da ich nun alles aus eigener Anschauung kenne und das Verlangen habe, nun nachdem ich bereits drei Jahre nicht mehr über mir selbst bestimmen kann, endlich mal wieder die Zeit, die mir zu Verfügung steht selber zu gestalten und nach meinen Wünschen auszufüllen. Ob nun dieses sein wird, ist eine zweite Frage. Fast möchte man glauben, wir sind noch längst nicht am Ende und man ist nach wiederum 12 Monaten froh, wenn man noch am Leben ist.

## **Armer Wanderkamerad!**

(In Memoriam Kurt R. † 23.XII.1941)

Als Spähtrupp gingen sie zum Wald, doch keiner kehrt zurück!  
Den einen traf es in das Herz, den andern ins Genick.  
Der dritte kniet am Waldesrand, wie Feuer brennt's im Leib.  
Laut möcht' er schrein, doch darf er's nicht, verrät sonst sein Verbleib.

So kriecht er in den Fichtenbusch, die Hand fest vor dem Mund,  
und lauscht, ob noch geschossen wird, vor ihm im weissen Grund.  
Da alles still, fasst er den Mut zu schleppen sich noch durch den Wald,  
doch schon beim ersten Birkenstamm, befiehlt der heisse Schmerz ihm Halt.

Laut stöhnend sinkt er in den Schnee, auf seiner Stirne perlt der Schweiss.  
Die heissen Tränen aber frier'n auf seinem grauen Rock zu Eis.  
Noch einmal richtet er sich auf mit wildem wehem Schrei,  
dann stützt sein Haupt ein Sumpfporstbusch, und alles ist vorbei. –

Durch Russlands Wald schleicht stumm die Nacht, und leise fällt der Schnee.  
Im Stangenholze heult ein Wolf. – Mein Wanderfreund ade!

(II. 1942 an seine Eltern)

[undat]

Auf Torgau folgte mein Aufenthalt in Bad Schmiedeberg. Es war nicht ganz so wie Torgau, doch immerhin wurde der Aufenthalt im Lazarett um eine Zeit verlängert. Gar manch schöne Fahrt durch die Dübener Heide unternommen, vom Winter in den Frühling hineingewandert. Doch stets drängte mich der eine Gedanke: wo werde ich nachdem hinkommen, und als ich am 19.3.43 dann entlassen wurde, da sah ich noch keineswegs klarer, doch eines beruhigte mich etwas: als ich mich daraufhin in der Böttgerstr. [Berliner Kaserne] meldete, wurde ich aufgenommen, immerhin ein kleiner Lichtblick für mich. [...]

Am 19. April hiess es wieder die Uniform anziehen und Dienst machen bei den Verwaltungstruppen. Es begann nun wieder wie vor 2½ Jahren von vorn. Da gab es Apelle, da wurden Ehrenbezeugungen geübt, Wendungen ausgeführt und jeder kleine Unteroffizier fühlte sich wiederum als ein mit aller Gewalt ausgestatteter Herrgott. Doch ein Gutes hat es, wenn man in Berlin ausgebildet ist, man kann zu Hause schlafen. Oh was ists für ein wonniges Gefühl, nach Dienstschluss, 5 Uhr abends, nach Hause gehen zu dürfen und einige Stunden zu verbringen wie es mir passt. [...]

1.8.43 [Berlin]

Natürlich wieder auf Fahrt, um 57 und 27 fährt der Zug nach Königswusterhausen, doch was, wenn eine lange Schlange am Schalter steht, doch da kam mir der Gedanke, an den Schalter zu gehen und eine Karte für 20 Pfg. gelöst und hinein in den Zug. Ab ging es und von Königswusterhausen mit einer Karte nach Zeesen gelöst von Heini ging es weiter. Früher lief man ja nach Körbiskrug, doch heut nutzt man jede einzelne Stunde aus und sieht auch nicht mehr auf einige Groschen die ausgegeben werden. Hin zum See und nichts als

Baden und Faustballspiel und noch heisser war der Tag als der vorhergehende Sonntag. Doch in einem war es verschieden von dem vorhergehenden, während am Stolzenhagener See nur für kurze Augenblicke die Badehose abgelegt wurde, lösten wir diese Frage hier anders. Unschlüssig standen wir am See, besonders die Mädels drängten darauf «ohne» zu baden; schnell wurde gehandelt: und bald tummelten wir uns in toller Ausgelassenheit im See. Alles ohne Zwickel oder sonstige Körperteile bedeckende Bekleidung. Wir gingen noch etwas weiter und beim Faustballspiel, das wie stets mit altem Eifer betrieben wurde, wurde sich auch im Adamskostüm bewegt. Herrlich doch dieses Bild, ein strahlender Sommertag, dazu ein märkischer See umrahmt von Kiefernwald und dazu Menschen in voller Freiheit, geniessend den Augenblick, den man im Hetzen und Treiben für sich noch behält. Werner und Atze, zwei alte Kämpen beteiligten sich mit an unserem Spiel und als der Heimweg angetreten wurde, trafen wir noch manch alten Bekannten. Es ist so, dass Menschen, die einmal die Schönheit der Natur erkannt, immer wieder zu ihr zurückfinden werden mag da kommen was da wolle, sie bleiben die Alten, trotzallem. Vom Bhf. Zeesen aus wurde die Heimfahrt angetreten und als ich in der Skalitzer Str. ankam war ich rechtschaffen müde, na und wie sollte es auch anders sein.

24.10.43

Wie man beim Militär einmal weiss, woran man ist, so war es auch heut wieder. Hatt mich so recht darauf gefreut auf Fahrt zu gehen, da machte man mir bekannt, das ich von Sonntag mittag an auf Wache gehen müsste. [...] Am Sonntag war das herrlichste Wetter das Laub war herrlich gefärbt ein schöner Herbsttag und ich stand vor den Autos und machte meine Runden. O was hatte ich für eine Stinkwut doch als ich dann da stand hatte ich mich damit abgefunden, wieviel

Sonntage hatte ich nun bereits so verbracht und man gewöhnt sich an alles, denkt sich nur, wie lange noch wird dieses Theater gehen, wieviel Jahre werden noch vergehen bis man frei über sich verfügen kann und wie kommt man dann zurück, als Krüppel oder wird man es überhaupt überstehen das ist bei jedem die Frage die vor jedem steht. Noch dazu da es nun wieder zur Infanterie geht, es ist alles noch unklar vor mir so als wie vor 15 Monaten als ich verwundet wurde. Doch man wird ja sehen was die Zukunft bringt, Gutes oder Schlechtes.

7.11.43

Ein Sonntag ist wieder rum, doch war nicht die Möglichkeit vorhanden aus der Kaserne zu kommen. Brandwache gegen Fliegerangriffe nennt man dieses hier, eine gute Bezeichnung und worin besteht unsere Tätigkeit, denn nicht ich allein bin dazu verurteilt, nein, es sind insgesamt 60 Mann am Verlassen der Kaserne verhindert, wir sitzen rum angetan mit voller Ausrüstung und warten darauf, das man pfeift und wir wie wild zum Antreten rennen. Man dressiert erwachsene Menschen so, das dieselben wie Automaten reagieren. Und wenn dann alles so klappt wie der Betreffende es wünscht, dann hat man den ideal Zustand wie ihn der Staat braucht, erreicht. Und so sass ich den Tag über rum, schrieb etliche Briefe und war froh um 6 Uhr ins Bett zu gehen.

14.11.43

Zwei Tage fast hatte ich wiederum frei, am Sonnabend mittag 1 Uhr verliess ich die Kaserne und brauchte erst nach 36 St. zu erscheinen, eine herrliche Zeit. Eine kleine Sache wäre noch zu erwähnen, da der Regimentschef eine Feier veranstaltete holte man zirka 20 Mann heraus zum Singen, infolgedessen schon recht früh schon nach Hause gekommen. Am Sonnabend gegen 6 Uhr fuhr ich nach Köpenick um

dort einen Vortrag von H. zu hören. Das Thema lautete: Der Orient und das Abendland. Wie schon so oft, zeigte er uns die Zusammenhänge + Gegensätzlichen dieser beiden Kulturkreise auf. Es sind zwei Welten die grundverschieden in ihrer Einstellung zum Leben sind. Weit umfassender ist der Begriff «Kulturkreis» als wie der des nordischen Menschen. Ständig schwebt dem Menschen des Abendlandes der Gedanke der Zweckmässigkeit vor Augen, während der orientalische Mensch vielmehr auf das Erkennen als solches Wert legt. Schon bei der Sternenkunde tritt dieses zu Tage. Der eine verfolgt den Lauf der Sonne um sein Jahr richtig einzuteilen, die beste Zeit zur Saat bestimmen zu können, während dem anderen es genügt den Lauf der Sterne im Voraus berechnen zu können, er steht ergriffen vor all dem Unbegreiflichen und erkennt wie klein er doch gegen all dem Gewaltigen selbst ist. Daher auch die Entscheidung zur Religion, diejenigen welche bis heute noch vorhanden sind, sind orientalischen Ursprungs, haben das mystische als Grundlage, der Mensch des Nordens wollte mit seinen Göttern reden, wollte dieselben um sich haben, im Wald, im Gewitter u.s.w. Die Naturwissenschaft hat sie enthronet, der Mensch nahm zu andern Göttern seine Zuflucht. China ewig gleichbleibend, stets beibehalten seiner Eigenart, uraltes Erkennen, dem Schicksal verbunden, sich nicht von anderen beeinflussen lassend wie sein Nachbarjapan. Und möge Japan noch mehr von China erobern, den Menschen wird er nie für seine Gedankenwelt einspannen können. Leibnitz sagte einstmal, jeder der philosophieren will, solle erst das chinesische Volk studieren. Indien, ein Volk das in seiner Umwandlung begriffen ist. Die uralte Kraft der Yogis ist nur noch wenig vorhanden. Er verkörpert den altindischen Typ der alles um sich vergessen kann, ein in sich ruhender Funke sein ganzes Wesen auf eines konzentrieren, es ist nicht der Mensch der auf Märkten steht und seine Seilkunststücke zeigt, sondern ein



für sich lebender Zurückgezogener. Doch bei weiten Volkes-Kreisen ist ein Ableben der morgenländischen Kultur festzustellen, sie schwanken im Winde, lehnen sich an Europa an und führen so ein Sklawendasein, geraten in kultureller Abhängigkeit. Doch bei uns wie schaut es da aus? Sind wir nicht auch am Rande des Erkennens, die Wissenschaften, wie Chemie, Physik, Mathematik sind an einem Punkt angekommen, wo man fast wieder eine Vereinigung erkennen kann, es scheint so als haben wir die Grenze der Wissenschaften erreicht. Wo sehen wir etwas Neues, in der Baukunst ist als letzter Stil von Wert der Klassizismus gewesen. Seit dieser Zeit ist nichts Grosses, Neues entstanden überall nur Verfallserscheinungen. Das Buch von Spengler «Der Untergang des Abendlandes» wurde erwähnt. Auch in der wirtschaftlichen Entwicklung sind wir am Ende, überall herrscht das Element des Betrugers, des Hasses. Wenn wir auf dem Gebiete nicht zu etwas grundsätzlich anderem gelangen, dann gibt es nur ein Untergehen, ein Abtreten als Erdgestaltender Faktor. Dieses waren die Ausführungen H.s, vielleicht nicht mit allem einverstanden und doch viele Gedanken mitbekommen, die Wert sind überlegt zu werden. Wir sprachen noch lange Zeit über alles, doch dann kam noch ein Fliegeralarm dazu der uns zwang länger als beabsichtigt dort zu bleiben. Wir sangen noch einige alte und auch neue Lieder doch dann als alles vorbei war, ging es heim zu «meiner Behausung» und Militär sein lassen was es wollte. [...]

12.12.43

Im Laufe der vergangenen Woche hatte man das Ausgehverbot gelockert, man gestattete den in Berlin Ansässigen, täglich zwei Mann aus jeder Gruppe, Urlaub einzureichen. Zum erstenmal machte ich am Donnerstag hiervon Gebrauch. Nichts ahnend ging ich zur Skalitzer Str. um von dort einige Kleinigkeiten zu holen. Es war dunkel,

so dass ich die Hausfront nicht sah. Die Haustür brauchte ich nicht erst zu öffnen da dieselbe durch einen Sack ersetzt worden ist, und die Treppen nun sie standen noch nur die Fenster waren fort und die Öffnungen mit Brettern verstellt. Immer höher kam ich. Die Tür meiner Wohnung war auf, das elektrische Licht war noch in Ordnung, doch sonst sah es wüst aus. Die Decke war zum Teil heruntergekommen, das Fenster nebst Rahmen herausgeschleudert, die Tür demoliert auf jeden Fall machte alles einen wüsten Eindruck und noch mehr da ich von dem allen vorher nichts erfahren hatte und mich fest darauf verlassen hatte in einem derartigen Falle von Gertrud benachrichtigt zu werden. Doch verlasse dich auf jemanden und du bist verlassen genug und selbst wenn es die eigene Schwester ist. [...] Am Sonnabend Gertrud gehörig die Meinung gesagt. Den Sonntag in der Skaltitzer Str. mit Aufräumen verbracht. [...]

1943-1944

Wieder eine Jahreswende, nicht jedoch ist es eine Zeitenwende. Der Krieg geht weiter, ob er wohl im kommenden Jahr seinem Ende entgegen geht. Ich erwarte es wohl, doch ist dieses mehr ein Wunsch vielleicht auch mit einem kleinen realen Hintergrund doch zur Zeit hofft man nur. Doch soll dieses ja nicht ein Schauen nach vorwärts sein, als vielmehr ein Rückblick auf das Vergangene sein. Über ein Jahr bin ich bereits in Deutschland, wenn auch dasselbe vom militärischen Leben beeinflusst war, so gab es doch manche herrliche Stunden, so manch schönen Sonntag verbrachte ich. Denke der Fahrten im Frühjahr durch die Dübener Heide, so mancher Unterhaltung mit Eduard M., der mir wieder neuen Mut gab und was mir so notwendig war, das ich mich erst einmal selbst Klarheit verschaffte über alles. Es war ein Jahr wie ich es mir am Anfang nicht vorgestellt hatte, sah ich doch schon ständig Russland mit all seinem Elend, das

der Krieg mit sich bringt vor mir und was für ein Grauen hatte ich davor, wiederum dort hinzumüssen. [...] Mit der Zeit verblasst die Erinnerung an den Osten und doch packt mich so bald ich daran denke ein Grauen wie wohl jeden andern auch der einmal die Wirkungen des Krieges mit ansehen musste. Am Ende des Jahres Abstellung zu den Pionieren, wohl bleibe ich noch eine Zeit in Berlin doch wer weiss wo es dann hingeht. Gern wäre ich früher fortgegangen, wenn es zur Bäckerei Komp, gegangen wäre, hätte gearbeitet nur nicht im Kampf mit eingreifen müssen, doch leider ich bin eine Nummer und so wurde ich geschoben vertraun auf ein bisschen Glück, hoffe, das mir dasselbe wie auch im vergangenen Jahr nahe sein wird. Das das Düstere was ich so manches Mal sehe nicht zur Wirklichkeit wird und ich am Ende wiederum sagen kann: Du hast es geschafft, bist durch gekommen hast noch Deine Knochen beisammen und läufst nicht als Krüppel einher. Das ist mein Wunsch, nicht viel und doch für die heutige Zeit, wo der einzelne Mensch so wenig gilt, so ungeheuer viel. So starte ich ins neue Jahr [...]

31.12.43 / 1.1.44 / 2.1.44/

Tage war dienstfrei und doch ich hatte Brandwache, sass in der kalten Bude und musste damit rechnen ständig heraus gerufen zu werden. Am Vormittag dazu bestimmt Steine von zerstörten Häusern auf zu laden und dann wurden dieselben zur Kaserne gefahren. Eintönig sass ich da und hatte nur den einen Gedanken, dass es trotz allem besser sei als ein Aufenthalt in Russland. Denn gerade am 1.1. war der erste Schnee gefallen, grau war der Himmel und der Sturm fegte um die Häuserecken, so recht eine Erinnerung an Russland in all dem fehlen nur noch das die Häuser strohgedeckt und windschief dastehen dann ist alles vollkommen.

[Einen Monat später wird Ernst E nach Russland eingezogen. Erst zwei Jahre später nimmt er sein Tagebuchschreiben wieder auf.]

1.1.1946

Ein neues Jahr hat begonnen, so ganz verschieden habe ich das alte Jahr verabschiedet das neue begonnen, doch in der Art wie dieses Mal wohl noch nie. Ich sass in meiner Klause, den Tag über ja nicht gearbeitet also war ich ausgeruht und die Zeit spielte gar keine Rolle. Um 11 Uhr setzte mein Radio aus, so das nun nur so ungefähr angenommen werden konnte, wann der entscheidende Moment gekommen doch im Grunde genommen ist ja das auch ganz gleich, ob nun 5 Min. früher oder später. Am Abend kam Elwira zu mir gemeinsam das Jahr zu beschliessen. Raum ist in der kleinsten Hütte und wenn man dann noch so ganz für sich ist, wie wir es waren, nun dann bildet sich ein gemeinsames Band und es werden herzliche Stunden die man verlebt, die ersten Stunden verbrachte ich in einer Innigkeit, wie ich wünschen möchte das ganze Jahr zu verbringen. Spät wurde es, doch man geht ja nicht am Neujahrstag schon früh auf Fahrt, wie es in früheren Jahren wohl manchmal geschah und so habe ich ja Zeit um genügend lange zu schlafen.

*Ernst F. wuchs in Berlin-Neukölln auf. Nach acht Jahren Volksschule kam er mit 14 Jahren in eine Bäckerlehre, nach deren Abschluss er sechs Jahre arbeitslos war. In dieser Zeit näherte er sich, nachdem er erst der christlichen Jugend nahegestanden hatte, über den Arbeitersportverein der KPD und den Naturfreunden an. 1939 wird er in eine Munitionsfabrik nach Sayda dienstverpflichtet. 1940 wird er auf sein Ansuchen hin nach Berlin versetzt. 1941 erfolgt seine Einberufung. Den Überfall auf die Sowjetunion macht er bei einer Bäckereikompanie mit. Er wird beim Weissbrotbacken erwischt und zur Infanterie strafversetzt. Im Juli 1942 wird er verwundet – Hand- und Oberschenkeldurchschuss – und liegt längere Zeit im Lazarett. Wieder genesen, macht er bis Anfang 1944 in verschiedenen Berliner Kasernen Dienst. Wie er befürchtet hatte, kommt er im Februar 1944 wieder an die Ostfront. Im Mai 1945 befindet er sich in Süddeutschland, wo er in amerikanische Kriegsgefangenschaft gerät.*

*Als Soldat sei er «ein grosser Minuspunkt» gewesen, sagt Herr E. Einmal habe er vor einem Angriff Wasser aus einem Graben getrunken, hätte danach den erwünschten Durchfall bekommen und sei – da der Arzt Ruhr befürchtete – nach hinten in ein Lazarett befördert worden. Wieder entlassen, habe er sich Mehl in die Armebeuge gestäubt, worauf er eine Drüsenentzündung bekommen habe und wieder im Lazarett gelandet sei. All das habe er nicht in sein Tagebuch schreiben können, ebensowenig wie politische Äusserungen, obwohl oder gerade, weil er damals noch Mitglied der KPD war: Das Tagebuch hätte gefunden und gegen ihn verwendet werden können. Auch andere Erlebnisse habe er nicht niedergeschrieben, solche, die ihn noch immer belasten. Die damalige Zeit sei eine Zeit gewesen, die Anforderungen gestellt habe, denen man oft nicht gewachsen gewesen sei.*



Aus dem Wehrpass von Karl D.

«Ja, Angst kenne ich wirklich nicht!»

### *Ein Busschaffner zieht in den Krieg*

«Mit dem Kriegsbeginn am 22.6.1941 gegen Russland gebe ich nachweislich dokumentarisch 1t. Wehrpass bewiesene Feldzüge und Schlachten mit täglichen Daten, Wochen und Monaten sowie Orte und Städte nebst gefahrenen Kilometern bis zu meiner Verwundung am 28.11.1941 in Loskutowka im Donetzbecken bekannt.»

[Einleitung der von Herrn D. 1989 veranlassten Abschrift seines Tagebuchs mit dem Titel «Tatsachenbericht eines Kraftfahrers»]

Am Sonnabend, d. 17.5.41 [...] Wir liegen ungefähr 100km vor der russischen Grenze Richtung Chiminau [...]

Am 28.5.41 nachts um 11.00 Uhr wurden wir geweckt. Alarm. Um 11.45 Uhr sollte alles stehen. Mich schickte man rum um den Tross zu wecken obwohl ich nicht wusste, wo die Kameraden einquartiert sind. Mir wurden zwar die Nummern gesagt, doch ohne Lampe oder Streichhölzer ist es schlecht. Um 24.00 Uhr rückte die Kompanie ab. [...]

Um 11.00 Uhr am 29.5.41 kehrte die Kompanie zurück. Es war nur eine Nachtübung. Das Wetter ist sehr schön, nur starker Wind. Ich sass bei meinem Wagen und sonnte mich mit nacktem Oberkörper.

Dann kam unser Kompaniechef, Freiherr von K., und fragte mich, was ich eigentlich immer machte. Ich erzählte, dass ich doch in der Küche mithelfe und tagsüber drei- bis viermal Wasser holte und ausserdem mithelfe beim Reinigen der Küche. Da meinte er «die wird ja auch mal fertig», was ich sonst machte. Ich sagte, ich war noch nie ohne Arbeit. Ich habe immer zu tun. Da sagte er «Na, dann wollen wir es hoffen» und ging weiter.

Am 31.5.41 war mir sehr schlecht. Ich hatte Erbrechen und Durchfall.

Am 1.6.41, Pfingstsonntag, 9.30 Uhr, antreten zum Abmarsch zum Feldgottesdienst bei der 13. Kompanie. Es war unter einer blühenden Linde eine kleine Kanzel errichtet worden. Davor stand ein schweres Infanteriegeschütz, 15 cm, daneben ein 4,3 cm Packgeschütz von uns. Nach dem Anfangsgesang: «Lobet den Herren...» hielt der Pastor eine kleine Ansprache. Dann kam das Lied: «Eine feste Burg ist unser Gott...». Hiernach die Predigt: Kämpfe im guten Kampf des Glaubens. Dann kam das Lied: «Oh Deutschland, hoch in Ehren...». Dann ging es mit Klängen unserer Regimentskapelle zurück zu unserm Ort. [...]

In der Nacht vom 21. zum 22.6.1941 um 1.15 Uhr wurden wir geweckt. Unser Oberleutnant, Freiherr von K, gab bekannt, die ernste Stunde sei gekommen, um 3.15 Uhr geht es gegen unseren ärgsten Feind «Russland».

Wir liegen 10 km vor der Grenze. Ein einziger Aufklärer überflog eben die Grenze. Man hört noch nichts. Die Uhr ist schon 4.05 Uhr.



Sonntag, d. 22.6.41. Vom Osten her leuchtet uns schwach das Morgenrot entgegen. Der Himmel ist blau und wolkenleer. Um 4.30 Uhr, die Sonne steigt am Horizont auf und mit ihr hört man die ersten schweren Geschosse. Tagsüber wurde es ruhig und abends ging es wieder los. Von unserer Division ist zuerst das Regiment 203 eingesetzt worden und hatten gleich am frühen Morgen 2 Tote.

Am 24.6.1941 war es ruhig. Ein Stosstrupp unternahm das Regiment 230 und wurde abgeschlagen. Dies geschah immer am Fluss Prut. Endlich war das Vorgehen geglückt. [...]

Am 30.6.41 abends um 21.00 Uhr ging es weiter zur Front, ohne Licht bei schwerem Gewitter in lehmigen ausgefahrenen Feldwegen und Wiesen. Plötzlich blieb ich stecken und musste bis zum Morgen grauen warten. Mein Hintermann und noch mehrere Fahrzeuge hatten sich festgefahren.

Am Morgen, d. 1.7.41 wurden wir nach und nach von einer Luftwafeneinheit gehörenden Raupenschlepper rausgezogen. Dazu das Geheule der schweren Geschosse. Zwischen all diesen Dingen kamen vereinzelt rumänische Sanitäter mit ihren zweirädrigen Karren von der Front mit Verwundeten. [...]

Mittwoch, d. 2.7.41 gings weiter über den Fluss Prut. Die neue ehemalige russische Grenze. Die Uhr war genau 15.45. Herrliches heisses Wetter. Mit uns ein Geschwader deutscher Bomber. Am anderen Morgen schossen unsere Ari sehr stark, so dass die Russen sich nicht zum Kampf gestellt haben und das Weite suchten. Die Uhr ist 16.20 Uhr. Wir befinden uns in vorderster Stellung. Kein Dorf zu sehen. Wir sind auf einer herrlichen Anhöhe. Eben war Essensausgabe. Gerade kommen 9 unserer Flieger vom Feind zurück, begleitet von 2

Jägern. Plötzlich tauchen 2 russische Jäger auf und greifen an. Doch unsere Jäger nehmen den Kampf auf und verjagen die Russen. Es war ein schöner Kampf. Es war 17.30 Uhr. Um 18.00 Uhr kamen 12 russische Bomber und warfen gut erkennbar etwa 2 km hinter uns liegenden Artilleriestellungen mit Bomben, über 20 Stück. Jetzt ist die Uhr 18.30. Wir liegen am Rande eines herrlichen Eschenwaldes. Rechts von uns Getreidefelder. Eben hat ein Zivilist auf unsere Soldaten aus dem Kornfeld geschossen. Nun wird das Kornfeld durchsucht. Ab und zu fallen noch Schüsse. Es müssen Heckenschützen sein, es sind auch noch russische Soldaten, die sich im Wald versteckt haben. Immer wieder knallt es. [...]

Heute ist der 4.7.1941. Ich hole vom gestrigen Tag alles nach im Schreiben. Aufgeweckt bin ich durch die Knallerei. Es ist ganz schlimm. Kaum glaublich, was die zu uns rüberknallen. Alles hat Deckung genommen. Ich sitze und schreibe schnell, um alles mitzukriegen. Flieger kommen. Alles schießt, was die Rohre halten. Ja, Angst kenne ich wirklich nicht. Bombe auf Bombe wird abgeworfen, es ist ein Lärm und Getöse. Die Granaten hauen links und rechts, vor und hinter uns ein. Der Tag fängt gut an. Die Uhr ist erst sechs. Nun, es hat nicht lange gedauert und unsere haben das fünffache zurückgeschickt. Die Russen haben sich weiter zurückgezogen. Alles ist wieder ruhig. [...]

Wir liegen hier in Zaikani, direkt an der Chaussee unter mehreren Bäumen. Auf einem Platz neben uns ist ein Feldlazarett mit 3 grossen Zelten aufgeschlagen. Seit abends, d. 4.7.1941 haben die Ärzte über-voll zu tun. Transporte kommen und gehen.

Am 5.7.41 sah ich eine Stunde zu, nein, ich will es nicht beschreiben, schrecklich. Wie ich vom Arzt selbst erfuhr, wurden vom 4. bis

5.7.41 abends um 23.00 Uhr bis mittags alleine in einem Zelt 207 Operationen vorgenommen. [...]

Montag, d. 7.7.41. Nun kann man sich ein Bild machen über die Wege. Vollkommen zerfahren. Wir fahren nur noch quer übers Feld. Ein einzigen zerschossenen russischen Panzerwagen sah man an der Strasse stehen. Die Russen vollziehen einen planmässigen Rückzug. Er nimmt alle toten und verwundeten Kameraden und die zerschossenen Panzer mit. Die einzelnen Dörfer kann ich nicht alle aufschreiben, da es meistens nach kurzer Rast weitergeht. [...]

Heute ist Dienstag, d. 15.7.41. Gestern erfuhren wir, dass unser vermisster Kradmelder beim Austreten hinterrücks mit seinem eigenen Seitengewehr erstochen worden ist. [...]

Heute ist Sonntag, d. 20.7.41. Um 3.30 Uhr fuhren wir weiter. Den steilen Felsenberg ging es hinauf. Mehrere zerschossene und ausgebrannte Panzer sahen wir am Wege liegen. Wir fuhren 25 km weiter. Immer der gleiche Anblick von den zerschossenen Panzern und toten Pferden. Unsere Ari hatte volle Arbeit geleistet. [...]

Ehe ich es vergesse, die Kilometersteine an der Chaussee, standen alle auf einem zementierten Sowjetstern. Man sah sogar einen grossen Gedenkstein liegen, daneben Lenins und Stalins Kopf. Unsere Landser hatten auf beiden Köpfen einen Haufen gemacht. [...]

Am 25.7.41 früh ging es weiter. Der Tag war regnerisch. Da wir von der Strasse abbiegen mussten, kamen wieder schlechte und lehmige Wege. Es war statt fahren nur noch ein schwimmen der Fahrzeuge. Wir legten Schneeketten drauf und nun ging es besser. Die Gegend ist bergig. Nun kamen wir an die Stelle, wo gestern der Tross überfal-

len wurde. Ein furchtbarer Anblick. Für die Gefallenen war schon ein Massengrab gemacht, direkt am Waldrand. Nach einer Rast von 3 Stunden kaufte ich in dieser Zeit von einem Zivilisten ein Schwein von ca. 150 Pfund für ca. 15,- Reichsmark, welches auch gleich von unserem Koch, Herbert K. für uns allein geschlachtet wurde. In dieser Zeit wurde auch noch Essen ausgegeben und gleich wieder Wasser besorgt. Damit wollte ich nur sagen, dass auch wir von der Küche immer alle Hände voll zu tun hatten.

Dienstag, d. 5.8.41, 4.00 Uhr wecken und um 6.00 Uhr Abfahrt. Heute mussten wir so getarnt fahren, nur durch Korn- und Maisfelder. Wir waren den Russen im Nacken. Nach 12 km Fahrt hielten wir auf einem ganz abgelegenen Gehöft, denn die Russen schossen mit Schrabnell und die russischen Ari schossen über uns hinweg. Weiter hinter uns steigt eine riesige Rauchwolke zum Himmel, sie steigt wie ein Vulkan. Der Russe muss gut getroffen haben.

[...] gegen 15.00 Uhr finden wir unsere 2 verwundeten Kameraden, Unteroffizier P. war durch eine MG-Garbe im Leib verstorben und der Gefreite Sch. hatte einen Geschlechts- und Oberschenkel-schuss sowie einen Streifschuss am Arm. Wie der Gefreite Sch. uns erzählte, hatten die Russen ihn verbunden und eine Feldflasche mit Kaffee hingestellt und seine leere Flasche mitgenommen. [...]

Am 7.8.41 rückten wir, der Tross, gegen 10.00 Uhr früh nach. Wie ich eben erfahre, ist der Gefreite Sch. seinen Verletzungen erlegen. Heute ist es wieder regnerisch und ein schlechtes Fahren. [...]

Sonnabend, d. 9.8.41 machten wir, ich meine nur unsere Küche, das erste Mal mit unserer Kompanie eine Vorausabteilung auf Anordnung unseres Oberleutnants und Hauptmann, Freiherr von K. Ich muss sagen, es machte mir direkt mal Spass.

Seit dem 7.8.41 bin ich so glücklich über unseren Vormarsch, dass ich wohl heute schon sagen kann, es geht dem Ende zu. [...]

5.9.41 [Am Fluss Jeppa] [...] Nach langem Warten konnten wir mittags um 12.45 Uhr endlich über die Brücke. [...] So kamen wir gegen 15.00 Uhr in die vorgesehene Ortschaft an. Kaum war ich mit der Küche am Platz, da musste ich ganz nach vorn in die Stellung fahren zu unseren Zügen und Mittagessen ausgeben. Die Front war etwa 10 km weiter von unserem Standort. Hier sah ich mir auf der Höhe die gut ausgebauten Stellungen der Russen an. Schwere harte Kämpfe hatten hier stattgefunden. Mit aufgepflanztem Seitengewehr ging es hier Mann gegen Mann. Das konnte ich selber hier noch feststellen. In jeder unglaublichen Stellungen lagen und standen die Toten in den Schützengräben durchbohrt, bei welchen steckte das Seitengewehr noch im Körper. Auch diesen Anblick werde ich nie vergessen. Zum ersten Mal bekam ich hier die schweren 50-Tonnen-Tanks zu sehen, auch konnte ich von hier aus sehr gut beobachten, wie die russische Artillerie noch immer auf die andere liegende Seite das Ufer unter Feuer nahm. Viele Einschläge gingen direkt ins Wasser, wobei eine Wasserfontaine bis zu 20 m in die Höhe stieg. Gegen 18.30 fuhren wir zurück. Vorher hatte ich mir noch ein Massengrab von uns angesehen. Gegen 19.45 Uhr ging ich schlafen, denn man war totmüde. [...]

Gegen 5.00 Uhr, d. 14.9.41 setzte unsere Artillerie ein. Der Himmel ist wolkenleer und im Osten zeigt sich das Morgenrot. Da wir, der

Gefechtstross, am Ausgang des Dorfes liegen, haben wir eine Einsicht zum Kampfgelände, wie es selten geboten ist. Neben und vor uns sind gut getarnt die Geschütze unserer Ari in Stellung. Bei jedem Abschuss drönt die Erde, dazwischen das Knattern der MG's und Pfeiffen der schweren Geschosse. Die Russen antworten zurück. Aber wie lange noch und wie bisher müssen sie sich zurückziehen. Die Uhr ist jetzt 6.40 Uhr. Eben fällt mir ein, dass heute Sonntag ist. Am liebsten wäre ich jetzt Ansager vom Frontbericht, so mitreissend sind meine Gedanken und frohen Mutes meine Stimmungen. Gegen 9.30 Uhr kam dann doch der Schlaf über mich, denn ich hatte in der Nacht nur von 11.00 bis 2.00 Uhr geschlafen. So legte ich mich trotz Kanonendonners hin. [...]

In der Nacht zum 30.9.41 hat es feste gereift und gefroren. Früh um 7.00 Uhr griffen unsere wieder an. [...] Die Uhr ist jetzt 16.30 Uhr und der Regen hört nicht auf. Wie ich eben erfahre sind wir 100 Meter vor den Russen. Kein Wunder, dass die Gewehrschüsse an uns vorbeisausen. Ja wirklich, heute kann man von grossem Glück sagen, wenn man nichts abbekommt. Ich sitze in meinem Führerhaus und habe wirklich keine Angst. [...]

Am Morgen des 18.11.41 kam ein Befehl, ca. 4 km vor zum Dorf Loskutowka, das unmittelbar kurz vor dem Donez liegt. [...] Ich hatte die Aufgabe, 10km zurückzufahren um Bekleidung und Verpflegung zu holen von unsrem Regimentsstab. So kam ich nachmittags gegen 16.00 Uhr zu meiner Kompanie zurück, durchgefroren und von Hunger bedrückt; sofort musste ich auf Wache ziehen, denn der Obergefreite K. war wenige Minuten vor meiner Rückkehr von einem Volltreffer von der Höllenmaschine oder Stalinorgel genannt, gefallen und der Gefreite K. aus Treuenbritzen am Schenkel verwundet.

Schon nach einer halben Stunde liess mich der Spiess ablösen, denn ich war an diesem Tage stark erkältet und hatte Fieber. Nachdem ich mich nun aufgewärmt hatte und gegessen kam ich um 21.00 Uhr wieder dran mit der Wache [...] Meine Aufgabe galt nur den Blick nach rechts, da der Feind nur etwa 100 Meter vor uns in einem Wald lag und die Strohmieten, die an unser Haus grenzten mit Leuchtkugeln beschossen. Da kam schon ein Soldat von einer anderen Kompanie und sagte zu mir, ich solle reingehen, denn die Stalinorgel wurde eben abgeschossen. Ich blieb wo ich stand und wollte beobachten, da stiess derselbe Soldat mich rein zur Tür in die Schreibstube und nun machte ich meine Meldung beim Spiess. Sofort rief derselbe «Deckung» und schon explodierte da, wo ich vorher stand, eine von den 36-40 Abschüssen; im selben Augenblick spürte ich etwas Warmes am linken Auge, ich legte meine Hand ans Auge und nahm Deckung und dachte an zuhause, an Frau und Kinder. Dann hiess es auch schon «alle aufstehen». Ich sagte zum Spiess, ich glaube das linke Auge ist raus, ich bin verwundet. Da sprang ein Unteroffizier zu mir, nahm meine Hand weg, sah sich das an und legte mir einen Verband um. So wurde ich noch an demselben Abend mit einem Beiwagenkrad zum Batallon gebracht. Nachdem wir mit noch anderen Verwundeten eine feurige, schiessende Nacht hinter uns hatten, wurden wir an dem anderen Morgen zum Hauptverbandsplatz gebracht und von dort aus weiter zum Kriegslazarettplatz Druschkowka und Kremenschuk bis weiter nach Wien [...]

[Nachtrag in der Abschrift 1989]

Am 28.12. [42] bekam ich Urlaub bis auf Weiteres und musste dann am 15.3.43 bei meiner früheren Firma BVG [Berliner Verkehrsbetriebe] wieder anfangen zu arbeiten. Am 22.4.43 (mein Geburtstag)

wurde ich dann [...] als Unteroffizier entlassen von Generalfeldmarschall Erwin von Witzleben, geb. 4.12.1881 in Breslau. Nun war für mich der Krieg zuende und ich erlebte in Berlin Bombenangriffe Tag und Nacht bis zum Zusammenbruch im April 1945.

[Undatierte Eintragung auf der letzten Seite des Tagebuchs, die Herr D. in seiner Abschrift nicht hat abtippen lassen.]

«Ich habe einen Wunsch, sollte ich nicht wieder kommen, alle meine Lieben, Frauchen und Kinderchen, vergesst Euren herzensguten Vati nie, für Euch wird gesorgt, der Sieg ist unser, das weiss ich genau, haltet alle meine Arbeiten in Ehren, und Dich, mein liebes gutes Frauchen bitte ich, heirate nie mehr wieder u. sei zu meinen Kindern weiter so lieb u. Du wirst Deine Freude aus Ihnen auch mich weiter sehen. Lasst es Euch allesammen weiter so gut gehen wie bei mir, dieses wünscht sich von ganzem Herzen Euer lieber guter Papa.»

*Beim Einmarsch in die Sowjetunion war Karl D. 34 Jahre alt und hatte fünf Kinder. Sein Auge blieb ihm erhalten. Herr D. blieb bis zu seiner Pensionierung Busschaffner und lebt heute noch als Rentner in Berlin.*





Hellmut K. im Jahre 1942

**«So im Graben ... denkt man unwillkürlich  
an ganz bestimmte Ungezogenheiten»**

*Ein 19jähriger an der Ostfront*

Warschau, den 6.4.41

Liebe Eltern,

Heute Nacht habe ich die erste Wache in Polen. Die Gegend hier ist ganz nett. Das Klima ist wärmer als zuhause. Ich war gestern im Judenghetto. Die Juden haben hier alle den Davidstern am Ärmel. Kaufen kann man hier auch noch alles, aber er ist viel teurer als bei uns. Ein kg Butter kostet 10,- RM, eine Tafel Schokolade 3 RM. Was sagt Ihr zujugoslawien und Griechenland. Anschliessend wird wohl ein anderer Staat Schläge kriegen. In Kürze werden wir hier aber wieder fortkommen. Die Welt ist eben rund und schön. Aber noch jetzt sieht man, wie unsere Soldaten hier kämpften. Ganz tolle Ruinen gibt es da. Die Bevölkerung ist aber zum Teil noch sehr verhetzt. Wir bekommen pro Tag 1,50 RM, also alle 10 Tage 15 RM. Ein recht frohes Osterfest und alles Gute sendet Euch

Euer Hellmut

Polen, den 22.4.1941

Liebe Eltern,

Soeben kam das erste Päckchen. Recht herzlichen Dank. Vor allen Dingen kann ich die Hustenbonbons und die Lakritzperlen gut gebrauchen. [...]

Gute Nacht

Euer Hellmut

P. S. Ich liege auf meinem Strohsack und denke an die friedliche Heimat. Hier wurden einem Mann beide Ohren am hellen Tage abgeschnitten. Dafür aber 30 Polen X.

im Felde, 22.6.41

Liebe Eltern,

nach langer Bahnfahrt bin ich hier gelandet Ich hab gleich nach Posen hier sehr viel geleistet und erlebt. Schildern darf ich es ja nicht und würde es sicher auch nicht können. Aber schon in Kürze werdet Ihr es annähernd ahnen können. Es wird im Juli eine Entscheidung fallen, von der die Welt ewig sprechen wird. Die Verpflegung ist wieder verdammt knapp. Heute habe ich gerade Wache. Diese Nacht werde ich nie vergessen. Hoffentlich habt Ihr Euer Paket schon erhalten. Mutters Brief und Apfelsinen und Honig habe ich dankend erhalten. Über ein Glas Marmelade würde ich mich natürlich freuen.

Die besten Grüsse sendet Euch

Euer Hellmut

P.S. Die Post wird jetzt sicher länger gehen. Schreiben werde ich auch weniger können. Wir liegen auf einem Feldflugplatz. Vorwiegend Stukas. Geld habe ich genug, ihr braucht mir nichts schicken.

Seit heute Nacht um 2 Uhr stehen wir mit dem Russen im Kampf. Ich bin stolz, dieses miterleben zu dürfen. Die Stukas gehen so ran, dass uns hier ungefähr 20 km zurück sogar der Hut hochgeht.

Warschau, den 9.7.41

Liebe Eltern,

Besten Dank für den lieben Brief von Mutter. Gestern bin ich mal wieder hier eingetroffen. Wir haben Räder nach vorn gebracht, dann Infanterie an die Front gefahren, anschliessend Verpflegung und

Brennstoff gefahren. Wieder sind 5 Tage grösster Strapazen hinter uns. Morgen fahren wir wieder nach Minsk. Hier werden wir bald unseren Standort hin verlegen. Der Russe zeigt sich so ganz als niederes Lebewesen. Abgehackte Hände und mit Benzin übergossen ist wohl das häufigste. An die grausigen Anblicke gewöhnt man sich. Die Städte und Kasernen sind besser und sauberer als in Polen. Nur die Menschen sind stur und dumm. Meistens trafen wir Mongolen an. In der Technik sind sie wohl so weit wie wir. Die Beute ist sehr gross. Ich selbst habe auch schon 6 mal neue Unterwäsche, ein neues Gewehr und vieles mehr. Gestern in Minsk schossen aus zwei Häusern Flintenweiber auf uns. Wir hielten an und ich ging von hinten auf ein Schuppendach, sah ein Weib und knallte sie ab. Ein Wagen hatte 6 Einschläge, der Fahrer nur einen Streifschuss am rechten Arm. Unsere Gruppe hat bis heute 80 Tote, davon 32 durch Hecken-schützen. Allgemein nimmt man an, dass der Russe Gas anwenden wird. Er tat es an einer Stelle, aber unsere Hitze-Granaten und Bomben brachten ihn wieder davon ab. Im Umkreis von 250 bis 300 Metern brennt alles, sogar Metall. Die Zahl der Gefangenen ist ungeheuerlich. Die meisten Russen haben schon im Kampf Zivilzeug unter, um nachher unauffällig davon zu kommen [...]

Es grüsst Euch Euer Hellmut  
Bitte schickt Umschläge und Papier

im Felde, den 12.7.41

Liebe Eltern!

Mir und meinem Auge geht es wieder gut. Das Auge ist rot, so wie das von einem Wiener Kaninchen. Heute war es wieder sehr warm. 35°. In der kommenden Nacht fahre ich von hier (Minsk) nach Warschau zurück. Meine Fracht sind zwei russische Generäle und 16 Volkskommissare. Eben habe ich ein russisches Verpflegungslager

aufgestöbert und mich dick und dumm gefressen. An den schönen Sommerabenden denke ich oft an Wernigerode. In Warschau haben wir immer bis 12 nachts Ausgang. Leider ist es dort sehr teuer. Ein Eis kostet 3 RM, ein Kaffee 2,50 RM. Mein Geld reicht aber! Bloss zum Sparen kommt man nicht. Heute Morgen fiel ein Kamerad von mir durch einen Heckenschützen. Es ist ekelhaft und grausig so etwas zu erleben. Nach 30 Minuten hing der Mongole am Galgen und zwar mit den Händen. Das ist der gerechte Tod für ihn.

Es grüsst Euch Euer Hellmut

Warschau, 13.7.41

Liebe Eltern,

heute ist Sonntag und wir haben Ruhe. Letzte Nacht um 12 Uhr kamen wir aus Minsk hier an. Da ich vorm Essen nicht ausgehe, will ich Euch meine Erlebnisse schildern. Vorweg möchte ich die Wochenschauen empfehlen. Sie sind wohl die gewaltigsten des ganzen Krieges. Insbesondere auf Wucht und Schnelligkeit. Die jetzige rücksichtslose Kampfweise hat sich der Russe selbst zuzuschreiben. Als wir am 6.7.41 in Brest waren, war die Stadt schon einige Tage in deutschem Besitz. Die Zitadelle wurde aber noch gehalten. Zweimal hatten die Roten schon die weisse Fahne gehisst, und jedesmal, wenn eine Kompanie Waffen-SS drin war, fielen die Türen wieder zu. So wurden am 6.7. zwei Kompanien von uns dort abgeschlachtet. Kurze Zeit darauf fuhren 2 LKW von uns, darunter meiner, dicht an die Zitadelle heran. Wir gingen in den am Vormittag eroberten Teil und wollten mit unserem Feldmeister Beute machen. Da kamen deutsche Stukas und warfen Bomben. Etwa 300-400 Meter vor uns gingen sie kaputt. Es war sehr unangenehm für uns. Wenn ich ehrlich bin, ein Tropfen is mir doch in die Hose gegangen.

Als nach einer halben Stunde die Scheisse vorbei war, sahen wir alle ganz blass aus, und zitterten mit den Knien. An Fahren war fürs erste nicht zu denken. Unsere Kameraden waren froh, wie wir alle heil wieder ankamen.

Gestern Vormittag wurden zwei Offiziere in Brest auf der Strasse erschossen. Von der Zitadelle zu den Kasernen, etwa 3 km, sind Gänge unter der Erde, in denen noch Russen sitzen. In den Kasernen lag unsere Abteilung. Die Strassen sind oft mit Nägeln bestreut. Die Reifen haben wir schon viel geflickt. In Minsk hab ich mit meinem Beifahrer einen Waggon geöffnet. Wir fanden «Verpflegung». Sie war sicher für die Kommissare bestimmt, denn es waren die feinsten Sachen. Einen kleinen russischen Personenwagen haben wir auch schon. Heute Nachmittag werden wir mit ihm an die Weichsel zum Baden fahren. Unsere Truppen sind heute schon 300 km vor Moskau. Sicherlich wird es so wie mit Warschau. Nun lebt wohl

Euer Hellmut

Smolensk, den 30.7.41

Liebe Eltern!

Eben sitze ich neben dem Steuer und bin froh, dass ich mal nicht fahren brauch. Ein Uffz der Luftwaffe fährt, er muss von Petersburg nach Smolensk zurück. Leningrad muss früher eine sehr schöne Stadt gewesen sein. Jetzt sieht sie böse aus. [...] Die Flieger sagen, eine so fabelhafte Abwehr wie sie Moskau hat, hätten sie noch nirgends gesehen. Den Maschinen nach ist es auch wahr. Fast jede hat Treffer. Hier leisten deutsche Soldaten das höchste, was ein Mensch leisten kann. Wenn ich abends aus meinem Auto falle, reisse ich mich immer nochmal zusammen und denke, andere leisten ja noch viel mehr als du. Beim Fahren werde ich nicht abgelöst, denn jetzt hab ich nur einen Arbeitsmann als Beifahrer. Der erste sass leider

damals in meinem Praga, als dieser beschossen wurde. Als man mir das sagte, war ich für einen Tag wie benommen. Man lernt im Krieg eben Dinge begreifen, die so furchtbar sind. Feige bin ich nicht, aber oft wird mir kalt, wenn ich unsere Toten, oder tote Kameraden sehe. Dann denke ich, kommst du auch noch dran, oder nicht. [...]

Es grüsst Euch und alle anderen Euer Hellmut

Berlin 1.12.41 [Postkarte]

Liebe Eltern!

Bin endlich dem Osten entronnen

Euer Hellmut

Russland, den 7.10.42

Ostronowkaja

Liebe Eltern!

Nun komme ich mal dazu, einen Brief zu schreiben. Vor Rostow etwa 120 km wurden wir ausgeladen und sind von da ab immer tapfer marschiert. Es waren fürchterliche Tage für mich. Nachts haben wir gezeltet. So sind wir ungefähr 600 km gelaufen. Jetzt liegen wir in einem Dorf 50 km vor Mostok. Die Front ist über den Terek hinweg. Hier in dem Dorf sollen wir noch einige Zeit bleiben und etwas Schliff bekommen. Ob ich dann als LKW-Fahrer eingesetzt werde oder Infanterist bleibe, müssen wir erst mal sehen. Ich denke noch den ganzen Oktober über hier zu bleiben. Unser Gepäck haben wir bis jetzt noch nicht wieder gesehen, wer weiss, wo es ist. Ich liege hier mit meinem Kameraden Fritz B. ganz allein in einem Haus. Die Leute sind sehr gastfreundlich. Morgens und abends geben sie uns warmes Essen. Ihr Brot schmeckt recht gut. So können wir uns wenigstens mal wieder satt essen. Bei den Märschen hatten wir oft viel Hunger. Ich hab auch gewaltig abgenommen. Aber alles geht vorüber! [...]

Gruss an alle Lieben! Es grüsst Euch

Euer Hellmut

Von Hitze, Durst, Hunger und Blasen kann ich ein Lied singen.

Mineralywoody, d. 12.11.42

Liebe Eltern!

Nun hab ich mich mit meinem kaputten Finger abgefunden. Wenn es auch Schlimmeres gibt, sagt man doch sehr leicht, ja, warum gerade ich!? Aber noch oft wird es mir im Leben so gehen. Nicht umsonst bin ich ein nordischer Mensch, der selbst bei grösseren Schicksalsschlägen einen Trost finden wird. Meine Verwundung war bei Mosdok. Ja, hier sieht es böse aus. In der Hauptsache fehlt es an Leuten bei uns. Fast alle Einheiten stellen Infanteristen ab. Die Verpflegung ist im Allgemeinen tadellos. Schokolade + Bonbons gibt es auch des Öfteren. Im Westen von Europa werden wir ja nun auch noch zu würgen kriegen, na, die Zukunft wird's lehren. Anfang Dezember denke ich wieder bei der Truppe einzutreffen. [...]

Taganrog, 13.3.43

Liebe Eltern,

heute finde ich nun die Zeit, in aller Ruhe an Euch zu schreiben. Am 15.2.43 bin ich von Taganrog kommend bei meiner Kompanie, die ganz in der Nähe liegt, eingetroffen.

Die Kameraden waren mir alle! unbekannt, weil sie neuer Ersatz sind. Von meinem Marschbattalion ist auch nicht einer mehr in der Kompanie. Viele tot, mehrere verwundet. So lernte ich 14 Tage lang den Stellungskrieg kennen. Besonders schlecht war es, weil Tauwetter war.  $\frac{1}{4}$  Meter Wasser im Graben, also immer nasse Füsse. Nachts froren die Strümpfe in den Stiefeln an. Aber bis jetzt bin ich bis auf



erfrorene Ohren und Nase (aber ganz leicht) um Erfrierungen herumgekommen. Als alter Soldat bekam ich gleich ein MG 42. Wenn man schon dem Feind so nah ist, ist doch die MG 42 die beste Waffe. Während noch beim MG 34 der Russe bis auf 20 Meter rankommt, also Handgranaten werfen konnte, ist ihm dies jetzt unmöglich. [...]

Der Weihnachtsbrief sowie die Päckchen wird wohl der Russe haben. Egal, nicht ärgern! Andre müssen noch viel mehr hergeben als wir!

Nun dürfte die Post ja klappen, solange die Front steht. Nun grüsst bitte alle von mir und gebt Oma an ihrem Geburtstag beiliegenden Brief.

Es grüsst Euch Euer Hellmut

Taganrog, d. 28.3.43

Lieber Vater!

Heute ist Sonntag und da will ich Dir zu Deinem Geburtstag ein Briefchen schreiben. So ganz von Herzen wünsche ich Dir zu Deinem Geburtstag alles Gute. Mögest Du recht leicht die schwierigen Situationen im Geschäft meistern. Zu allem gehört die Gesundheit, die Dir Gott geben wird. Ja, was wird in Deinem neuen Lebensjahr sich alles ereignen? Ich hoffe, dass die Ereignisse alle einen freudigeren Charakter haben, als die im Jahre 1942. Gern würde ich mal nur einen Abend unter Euch weilen, um miteinander zu erzählen. Es ist ja möglich, dass ich in diesem Jahr nochmal das Glück habe, und auf Urlaub fahren kann. Ja, wenn dieser Krieg auch viele Schattenseiten hat, macht er aus den meisten völlig abgeklärte Menschen. Wenn man hier in Russland so das Leben sieht, dann ergreift einen oft das Schaudern. In mir steigt dann die Dankbarkeit auf, die ich meinen Eltern für alles schuldig bin. Leider ist dies oft nicht der Fall gewesen, aber damals habt Ihr schon gewusst, dass auch wir später mal dankbar sein würden. Wenn man so im Graben steht, denkt man

unwillkürlich manchmal an ganz bestimmte Ungezogenheiten. Später werden aber auch wir bei unseren Kindern über manches hinweggehen und sagen, lass sie nur erst älter werden. Hier in Taganrog bin ich nun noch eine Woche. Vieles haben wir mm schon gelernt. Im Kino sah ich nochmal «Amphitryon» und «Hab mich lieb» mit Mrika Röck. Der Film ist sehr gut. Jetzt im Frühjahr werden wir wohl wieder vorgehen. [...]

Es grüsst Dich mit den besten Wünschen für das neue Lebensjahr  
Dein Hellmut

Russland, d. 11.4.43

Meine liebe Mutter!

Heute erhielt ich Deinen Brief vom 30.3.43 (Luftpost). Hab recht schönen Dank dafür. [...] Wollt Ihr in diesem Jahr kein Schwein wieder füttern? Wenn es möglich ist, tut es nur doch. Denn gerade der Herbst und Winter 1943 wird noch einmal recht hart werden. Ich denke, dass der Russe erst bei einer deutschen Winteroffensive kaputt zu kriegen ist. Hoffentlich läuft er nicht wieder zu weit davon. Aber allem Anschein nach stellt sich diesmal der Russe zum Kampf, weil er selber das Kriegsende herbeisehnt. Nun will ich schliessen und wünsche Euch alles Gute. Dass der Winter diesmal so milde war, freut mich. Wie steht es mit Schuhcreme, Brausepulver, Zucker, Saccharin? Wenn möglich, schickt bitte.

Es grüsst Euch alle Euer Hellmut

Russland, d. 11.8.43

Liebe Eltern!

Nun geht das vierte Kriegsjahr zu Ende. Die Soldaten haben wohl schwerstes geleistet. Trotz der grossen Siege, haben doch die gelichteten Kameradenreihen, die Krankheiten und erlittenen Verwundun-

gen sowie die Nachrichten von den Terrorangriffen und seinen Opfern den Weg der Begeisterung dahin gelenkt, dass jeder Soldat ein rasches Ende herbeisehnt. Jeder will nach diesem Kriege, wie er auch immer ausgehen mag, mit seinen Angehörigen die kommende schwere Zeit durchkämpfen. So wollen wir getrost mal in das neue Testament sehen und und das herauslesen, was uns stärkt. Es ist ja bis heute vielen ein Kräftiger und Stärker gewesen. «Wir machen unser Kreuz und Leid nur grösser durch die Traurigkeit!» Dies ist ein schlichtes Wort. Die, die nicht verstehen können, wie ein anderer gerade zum neuen Testament greift, weil sie gerade einen anderen Glauben haben, oder überhaupt noch nichts Schweres im Leben durchgemacht haben, mögen das unkluge Lächeln vermeiden. Sicher werde ich nie ein ständiger Kirchgänger. Aber den Glauben beibehalten und hin und wieder neben dem neuen Testament aus der Musik Kraft schöpfen, das wird meine Seele gesund erhalten. Wie und wann wird nun der Krieg sein Ende finden? [...] Ich glaube, es ist für den kleinen Menschen keine Schande, sich in dieser schweren Zeit bei seinem Gott Kraft zu holen. Wenn ich so im Bett liege, dann grüble ich ganz gerne mal, wenn ich nicht lese. In Gedanken baue ich dann meine nahe und ferne Zukunft vor mir auf. Dass ich mich nicht zum Offizier bewerbe, steht gut überlegt fest. Grosser Mangel an Offizieren und das innere Ehrgefühl hat mich bis vor Kurzem dazu getrieben, zu versuchen, auch hier mitzuhelfen. Aber leider tauchte da ein grosses Aber auf??? und wurde bei mir zu einem nein! Vielleicht wird sich nach diesem Krieg mancher aus dem Heere seines innegehabten Dienstgrades schämen, ich aber brauche es bestimmt nicht. – Abwarten und Teetrinken ist wohl das Beste.

Nun hab ich mich ausgeklönt und müde geschrieben. Lebt wohl! Schreibpapier ist alle! also Pause mit Post!

Es grüsst Euch alle Euer Hellmut

Lemberg, 18.8.43

Liebe Eltern!

Ich liege hier in einem Durchgangslazarett. In den nächsten Tagen geht es nun ins Reich zum endgültigen Lazarett. Mein Bein sieht wieder gut aus. Heute bekomme ich neuen Gips. Schmerzen habe ich fast gar nicht mehr. Die Fahrt war bis auf die Hitze sehr schön. Hier ist es kühl, aber sonnig. Ich hoffe, Euch geht es gut und das Wetter für die Ernte ist befriedigend. K.O.K. erlebt nun den Krieg sicher auch mit seiner ganzen Härte. Gegen die Übermacht kämpfen ist eben kein Kriegenspielen [...]

Alzey, 28.8.43

Lieber Vater,

nun bin ich hier in einer Gegend, die Du sicher auch kennst. Wie gesagt, Land und Leute sind sehr nett. Hier werde ich nun bald die Schreckenstage vom Mius gänzlich zu vergessen suchen. Eine derartige Materialschlacht hätte ich nie für möglich gehalten. Was der Iwan da alles an schweren Waffen rangeholt hatte, ist unglaublich. Wenn wir da keine Stukas und Reserve-Waffen, wie Nebelwerfer gehabt hätten, wäre dem Iwan sicher sein Plan geglückt. Aber noch haben wir ihm nicht alles zu spüren gegeben, was wir haben. Zu all den guten Waffen gehören ja auch die Leute und die richtige Führung. Gott gebe, dass diese immer bei unserer Wehrmacht sind. In dem Krieg an der Ostfront können nur noch schwere Waffen die Entscheidung bringen. In dem kommenden Winter werden unsere Gegner an allen Fronten und mit allen Mitteln versuchen, uns zu erdrücken. Aber mit neuen Waffen werden wir uns zu wehren wissen. Und die Macht, die dem Gegner Menschen und Material in grösserer Zahl vernichtet, bleibt der Sieger. Ein solches Blutbad wie diesen Krieg dürfte die Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts eigentlich nicht dulden. Wa-

rum sind die massgebenden Männer, sagen wir mal, geistig so schwach, um solch ein Morden einfach laufenzulassen, wie es läuft? Manch Pfarrer würde vielleicht sagen, der Herr will, dass die Menschen seine Stärke und Macht erkennen. Ein Staatsmann wieder wird sagen, meine Macht besteht darin, dass ich siege. Ein anderer Staatsmann sagt, ich muss mich gegen meinen Feind wehren. Ja, jeder Mensch weiss für sein Tun und Lassen eine Rechtfertigung. Nun, wir können ja doch nichts ändern am ganzen Weltgeschehen. Nun will ich schliessen und hoffe, Du bist gesund und mit dem Lauf des Geschäfts zufrieden.

Es grüsst Dich Dein Hellmut

Hannover, d. 12.1.44

Liebe Eltern! Liebe Renate!

Habt herzlichen Dank für die viele Post in den ersten bösen Tagen. [...]

Hier herrscht strammer Dienstbetrieb. Ich war doch wieder mehr Zivilist geworden. Die ersten Tage waren recht schwer. Dazu das nasse Wetter. Nachts raus ohne Mantel zur Abhärtung. Bis zum Morgengrauen frieren und dann angreifen. Ganzer Irrsinn. [...]

Ich bin immer lustig. Obgleich mir der ganz Betrieb zum Hals raushängt, kann mir doch keiner!! Schon öfter habe ich etwas besser gewusst oder gekonnt als meine Ausbilder. Morgen gehen wieder Leute nach Russland. Im Frühjahr werden sicher an allen Fronten von unseren Gegnern gleichzeitig neue Offensiven anbrechen. Dazu Landung der Tommys. Es wird eben nur noch Überlebende dieses Krieges geben. Als K. O. B. [Kriegsoffiziersbewerber] melde ich mich erst, wenn ich wirklich als Grenadier im Graben lande. [...]

Alexanderstadt, d. 16.2.44

Liebe Eltern und Renate!

Die Kleidung von Granatsplittern zerfetzt will ich mal kurz schreiben. Wir wurden gleich eingesetzt! Wenige teilen mein Schicksal. Wir sahen den Dnjepr noch einmal und dann lief alles um sein Leben. Wie mag alles noch enden, wenn wir weiter so schwach sind? Ich sah, wie von unseren Leuten welche gefangen wurden. Ich bin überzeugt, es ist nicht das Schlimmste. Morgen gehts wieder durch den gottlob gefrorenen Schlamm nach vorn. [...] Oft denke ich an Euch, diesmal wird es mir so furchtbar schwer hier in Russland.

Es grüsst Euch Euer Hellmut

Krim, d. 4.4.44

Liebe Eltern + Renate!

Heute bin ich gerade beim Zahnarzt und da will ich Euch ein paar Zeilen schreiben. Morgen geht es an die Front nach Perekop (Richtung). Heute geht Euer 1 kg Tabak hier ab. Für Mutter oder Renate habe ich zwei Haarkämme aus Blech allerdings, in den Tabak gelegt. Schreibt mal, was Ihr jetzt im Krieg davon haltet! Eventuell verchromen lassen! Vor Ende Mai werdet Ihr wohl kaum in den Besitz kommen. Manches säuft auch ab. So die Post vom Februar. Ich hoffe weiter auf Post. Nach und nach vergisst man aber die Sehnsucht, man wird stur. Vorgestern hatten wir Unteroffiziersabend. Unser Leutnant wollte uns mal näher kennenlernen. Es war sehr nett. Aus mir wurde er nicht schlau! Viele Russen staunen darüber, dass ich ziemlich perfekt sprechen kann. Ganz plötzlich kam ich so weit. Dadurch lernt man auch die Leute in Ihrer Auffassung kennen und bekommt eher Butter, Eier und Speck von ihnen. Viel bringe ich jeden Abend nach Hause, 2-3 kg Butter, 40-50 Eier und 2 Liter Milch. Alles wird in meiner Gruppe verteilt. Andere Landser gehen los und bringen

nichts mit, weil sie sich mit den Russen nicht unterhalten können.  
Möge es so bleiben! Bitte grüsst k.O.K. von mir. Für heute genug  
Euer Hellmut

Krim, d. 27.4.44

Meine lieben Eltern + Renate!

Sicher lauert Ihr in Sorge um mich schon lange auf Post. Aber Ihr wisst ja, ich schreibe, so oft ich kann. Schlimme Tage liegen hinter mir. Seit Ostern hab ich Stunden und Tage erlebt, die nicht ihresgleichen haben. Die Führung der Truppe hat hier auf der Krim restlos versagt. Von meiner Kompanie bin ich mit 5 Kameraden vier Tage lang vorm Iwan geflüchtet. Mal rechts, mal links mussten wir ausweichen. Die übrigen unserer Kompanie sind tot oder in Gefangenschaft. Auf der Krim spielte sich eine regelrechte Flucht der Deutschen ab. Gestern kam der Führerbefehl raus, Sewastopol wird gehalten. Sicher gibt es hier in Kürze sehr schwere Stunden für uns. Zur Zeit sieht es für uns leider auf dem Schlachtfeld sehr ungünstig aus. Es ist ja auch ein Unding, wenn kleine Leute beschliessen, Politiker zu werden. Am 2. Osterfeiertag bekam ich den ersten Brief von Mutter vom 28.3.44. Also Wgrd. auch ein Opfer dieses verbrecherischen Krieges! Hoffen wir, dass bald der Schuldige an den Pranger kommt und gerichtet wird. [...]

Sewastopol, d. 27.4.44

Meine lieben Eltern + Renate!

Seit Ostern habe ich schwerste Tage hinter mir. Es war eine Flucht bis Sewastopol, die kaum ihres Gleichen hat. Von meiner Kompanie sind wir mit 5 Kameraden rausgekommen. Alles andere tot oder in Gefangenschaft. Wie mag alles enden? Wir wollen hoffen. Zur Zeit geht nur Luftpost, grüsst die anderen. Ein Brief von Mutter erreichte

mich 28.3.44. Wernigerode zerstört! Sehr traurig. Tante B. gestorben. k.O.K. in New York. Renate und alle gesund. Haltet durch, es wird und muss was kommen.

Es grüsst Euch

Euer Hellmut

Sewastopol soll gehalten werden. Es ist zum Kotzen.

Krim, 4.5.44

Lieber Vater! Mutter und Renate!

[...] Seit 1. Mai bin ich als Fernsprecher beim Battallionsstab. Der Platz ist doch schon stundenweise etwas erträglicher, als ständig 30 Meter vorm bösen Feind. [...] Mein voriger Battaillonskommandeur reichte einen Tag vor Ostern den Unteroffizier und EK I für mich ein. Es waren bei Armjansk auch wirklich härteste Kämpfe. Man kann so etwas kaum schildern. Leider fiel am nächsten Tag mein Kompaniechef Leutnant von T. aus Chemnitz. Am zweiten Feiertag schwerstes Trommelfeuer von 6<sup>00</sup> bis 20<sup>00</sup>, schwerste Verluste!! In der Nacht wurde abgesetzt. Am anderen Morgen war der Russe rechts und links an uns vorbei. Überall standen seine Panzer im Gelände. Es waren meine schwersten und härtesten Tage. Von unserer Kompanie brachte ich meine Gruppe vollzählig nach Sewastopol durch. Alles andere ist beim Iwan, auch das Battaillon mit Stab. Nun bin ich gespannt, ob EK und Beförderung durchkommen oder ob Papiere noch beim Battaillonsstab waren. Na, das wichtigste ist das Leben! Wir wollen Gott danken, dass es nochmal gut ging. Auf 30 Meter waren die Russen hinter uns und sie schossen wie die Wilden, der Dreck spritzte ständig auf, aber es wurde keiner getroffen. Natürlich warfen wir alles, was wir hatten, weg, um leichter laufen zu können. Die Strasse von Jalta nach Sewastopol ist wie an der Riviera. Sewastopol liegt in einer langen Bucht und hat schöne Häuser. Interessant sind die Felsenwohnungen. Vor Jahrtausenden Klöster. [...] Für



heute will ich schliessen. Briefpapier ist alle! Es grüsst Euch, sowie alle Lieben

Euer Hellmut

P. S. Gruss an Wulf und er soll auf der Penne ruhig hängenbleiben, der Krieg dauert leider noch an. Ich halte den Daumen für guten Gartenertrag. Klima tags warm, nachts kalt. Rheuma! Nieren!

Herzlichen Gruss an Lia! Ich kann Ihr leider nicht schreiben, weil kein Papier. Es wird dunkel, gute Nacht.

Finsterwalde, d. 17.6.44 [Lazarett]

Liebe Eltern + Renate!

Habt Dank für die vielen Illustrierten, sie kamen alle an. Heute erhielt ich Renates Brief vom 14+15., hab Dank. [...] Das neue Schwein scheint ja recht munter zu sein. Ob wir es schon im Frieden schlachten können? An der Vergeltung scheint ja nun doch etwas dran zu sein. Na, mal sehen, was die nächsten Wochen bringen. Bei meinem Bettnachbarn haben sich die Schmerzen gelegt. Leider scheint das Aprilwetter hin und wieder zu stören.

Es grüsst Euch und alle Lieben für heute

Euer Hellmut

20 Uhr: Eben bin ich an Krücken bis zum Klo gelaufen. Natürlich nur auf dem linken Bein. Wenn auch der Weg noch eine Qual, der Schiss war wundervoll.

*Hellmut K. wuchs in Wernigerode in einem deutschnationalen Elternhaus auf und wurde 1932 Mitglied der Hitlerjugend. Er kam als 19jähriger im Rahmen des Reicharbeitsdiensts im Frühjahr 1941 nach Polen. Obwohl er noch nicht bei der Wehrmacht war, wird er beim Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 als Fahrer eingesetzt. Nach seiner militärischen Grundausbildung kommt er 1942 als Scharfschütze einer Infanteriekompanie in den Kaukasus und flieht nach den militärischen Niederlagen der deutschen Wehrmacht im Winter des Jahres an Stalingrad vorbei in Richtung Westen. Im Juli des Jahres 1943 sieht er keinen anderen Weg mehr, dem Krieg zu entkommen, als durch einen Selbstschuss ins Bein. Er wird jedoch nach einem längeren Lazarettaufenthalt Anfang 1944 erneut zur Ostfront abkommandiert und nimmt an den Kesselschlachten um Sewastopol teil. Hellmut K. wird bei den Kämpfen um Sewastopol verletzt und verbringt die letzten Kriegsmonate im Lazarett.*

*Die offene Kritik in manchen Briefen erstaunt, wenn man bedenkt, dass die Feldpost, wenn auch nur stichprobenhaft, der offenen Zensur unterlag. Manche Äusserungen hätten den Briefschreiber zweifellos vor ein Kriegsgericht bringen können.*

*Wir haben die Briefe Hellmut K.s von seinem Sohn bekommen, der sie vor einigen Jahren – durch zeitgenössische historische Dokumente ergänzt – abgetippt hat.*



Ingeborg und Wilhelm T. im Sommer 1938

## «Ich kapituliere demnächst»

### *Aus dem Briefwechsel einer Offiziersfrau mit ihrem Mann*

Berlin, 25.9.1939 [Tagebucheintragung]

Seit dem 1. September ist Krieg, – alles verheerender, alles verzehrender, alles vernichtender, jede Freude erstickender Krieg. – Ach, und wenn ich an die Zukunft denke, klage ich das Schicksal an, das mir für mein so heiss ersehntes und endlich erobertes Glück so schlimme Zeiten bescherte. – Ich zittere vor jedem neuen Tag und möchte doch so gern in Frieden leben dürfen. –

Warum nur muss es immer wieder Kriege geben?! Ist das Elend, ist die Not in dieser Welt nicht schon gross genug auch ohne sie? – Ist es wirklich zuviel verlangt, dass denkende Lebewesen, die angeblich als einzige mit Vernunft begabt sind, sich dieser Gabe auch bedienen? – Können wir Menschen wirklich nicht auskommen ohne Neid und Hass, ohne Betrug, Missgunst, Mord und Totschlag und was man sich sonst noch an Greueln ausdenkt?! – Man trachtet geradezu danach, die Mühseligkeiten, mit denen wir ohnehin beladen sind, noch zu verschlimmern, anstatt sich gegenseitig zu helfen und damit das Leben zu erleichtern, ja zu verschönen. –

Seit ich verheiratet bin und ein Kind habe, liebe ich das Leben, aber ich möchte leben ohne dauernde Angst, ohne Sorgen vor dem Morgen, ohne ständig den Tod vor Augen zu haben. – Eine Gnade, dass wir nicht wissen, was alles uns bevorsteht! –

21.11.1939 [Tagebuch]

Bill ist immer noch nicht nach Hause gekommen. – Ich bin mit Bübchen allein, der mir süsse Geschichten erzählt, – dabei steckt er sich den linken Zeigefinger ins Mäulchen. – Seit einigen Tagen hebt er schon das Köpfchen und versucht, sich aufzurichten, was ihm aber nur gelingt, wenn ich ihm beide Hände entgegenstrecke. [...]

Ach, wenn nur der bitterböse Krieg schon zu Ende wäre und man wieder froh und frei lachen könnte! – Noch immer ruft Bill nicht an! – Unser Zusammensein ist gar nicht mehr so innig wie anfangs – man ist irgendwie befangen, scheut sich voreinander. – Wie ich ihn hasse, diesen Krieg, der Zwietracht sät in alle Seelen, der alles Glück in Leid verkehrt. – Es ist bereits schwierig zu wirtschaften, man kann nicht mehr aus dem vollen schöpfen. Die Lebensmittel sind knapper bemessen, und die Seife taugt rein gar nichts: die Windeln werden nicht mehr blütenweiss wie vorher, und das Baby kann ich auch nicht mehr so pflegen wie früher. – Bill kommt immer sehr spät, manchmal nachts überhaupt nicht nach Hause.

28.11.39 [Tagebuch]

Bill ist nervös und schlecht gelaunt, und dabei brauche ich soviel Zärtlichkeit und Liebe, – vielleicht zu viel? Ich kann es nicht ertragen, wenn er ärgerlich ist mit mir, ich mag seine manchmal heftigen Worte nicht hören. Er sagt, ich sei kein Kamerad – (bin ich es wirklich nicht?), ich sei *nur eine* Frau! – Was kann ich denn dafür, dass er Ärger hat im Amt und Probleme und viel zu wenig Schlaf?!

15.4.40. [Tagebuch]

Eben habe ich Volkerle besorgt und ihm saubere Höschen angezogen. Jetzt steht er vergnügt in seiner Box und erzählt ganz aufregende Geschichten. Ich beobachtete ihn heimlich, als er mit seinem Rehlein

spielte. Er hielt es mit dem linken Händchen fest, mit dem rechten patschte er auf dessen Hals, gurrende Laute ausstossend. – Dies Bild hätte Steine rühren können. – Nachmittags begann ich mit der Lektüre des Buches «Mme Curie», von dem seine Mutter so geschwärmt hatte. Ich gestehe, ich ging etwas skeptisch daran, weil ich im Allgemeinen nicht viel von Frauen halte, und dabei ist das Buch auch noch von einer Frau – ihrer Tochter Eve – geschrieben. – Ich muss zugeben, auch ich bin von Mme Curie angetan. Aber einen bitteren Beigeschmack kann ich nicht verhehlen: wie sehr war seine Mutter für diese Frau eingenommen und wie winzig klein und unbedeutend erschien ihr daneben die Frau ihres vergötterten, über alles geliebten Sohnes. Solch eine grossartige Frau hätte sie ihm gewünscht. Fürwahr, ich komme mir neben dieser genialen Persönlichkeit tatsächlich wie ein Nichts vor, beseelt mich doch, seit ich «erwacht» bin, nur ein Wunsch: einen geliebten Mann glücklich zu machen, ihm gesunde Kinder zu schenken und sie allesamt zu betreuen und zu verwöhnen. – Immer wieder wird mir schmerzlich bewusst, wie wenig Selbstvertrauen ich habe. – Wenn er mir nicht hilft, etwas mehr Selbstbewusstsein zu erlangen, werde ich wohl bis an mein Lebensende das kleine, unscheinbare Veilchen bleiben, das im verborgenen blüht. Er sollte inzwischen wissen, dass ich wie eine Mimose bin, die sich bei jeder unvorsichtigen Berührung verschreckt zusammenzieht. Er allein könnte mir helfen und mich stärken, weil ich ihm vertraue. – Wenn er mich doch von den Fesseln befreite, die meinen Nacken so tief zur Erde beugen. Ich möchte so gern mein Haupt frei erheben, – stattdessen fühle ich mich zu ewigem Dienen verdammt. – Ich wünsche mir eine Stunde mit ihm, in der er mit all seinen Gedanken und Sinnen bei mir ist, damit ich das Gefühl haben kann, mit ihm eine wirkliche Einheit zu bilden, obwohl wir aus zwei ganz verschiedenen Hälften bestehen. – Und noch einen Wunsch habe ich,

und zwar den, immer aufrichtig sein zu dürfen, ohne fürchten zu müssen, durch mein Tun oder meine Gedanken sein Missfallen zu erregen. –

Berlin, 16.4.40.

Liebster!

Du Wortbrüchiger, warum hast Du nicht telegraphiert, wie Du es versprochen? Im geheimen fürchte ich natürlich wieder, dass Dir etwas zugestossen sein könnte. – Voll Spannung erwarte ich den 24. April. Wenn er das Ersehnte nicht bringen sollte, werde ich den Kopf nicht hängenlassen. – Vor mir steht ein Strauss «Spanischer Wicken». Er zaubert mir in seiner duftigen Zartheit alle Schönheit dieser Erde vor meine Seele, und ich kann nicht begreifen, dass draussen Tod und Grauen und Verzweiflung herrschen müssen – wider alle Vernunft!... Hast Du mich inzwischen vergessen? Ich habe ein wenig Angst vor Deinem ersten Brief, dem ersten, seit wir miteinander verheiratet sind. – Du weisst ja, dass ich noch immer wie ein romantisches junges Mädchen bin, das auf seinen ersten Liebesbrief wartet. Und dabei sehe ich ja ein, dass Du gar keine Liebeshymnen singen magst, da die Briefe alle vom OKW zensiert werden. – Es heisst, man solle seinen Mann nicht zu sehr verwöhnen, und vor allem soll man ihm nie verraten, wie lieb man ihn hat. – Leider bin ich keine grosse Diplomatin, die sich auf diese Weise die Liebe ihres Mannes sichern will, sondern nur ein liebedurstendes, liebeverschenkendes Herz. [...]

Gute Nacht, Du Lieber

Dein Frauli

Berlin, 27.2.1941 [Tagebuch]

Heute wurde unsere Tochter Irina geboren. – Etwa zur gleichen Zeit liess eine eigens engagierte Kinderschwester unsern Erstgeborenen unbeaufsichtigt auf der Wickelkommode liegen, um sich einem pri-

vaten Telefongespräch zu widmen. Wie nicht anders zu erwarten, fiel das Kind hinunter und schlug dabei mit dem Hinterkopf auf die metallene Rippe der Zentralheizung, wobei es sich eine klaffende, mehrere Zentimeter lange, stark blutende Wunde zuzog, die genäht werden musste.

Venedig, 19.8.41. [Tagebuch]

Soeben erhielt ich über das deutsche Konsulat die schreckliche Nachricht, dass mein jüngster Bruder Alfred am 29.7.1941 gefallen sei. Er starb – etwas über 18 Jahre alt – nur einige Tage vor seiner Rückkehr in die Heimat, wo er nach kurzem Frontkommando die Kriegsschule besuchen sollte. – Ich habe fassungslos geschluchzt auf der Piazza di San Marco, mein Schmerz ist unbeschreiblich. Nicht einmal der bisher ungeklärte gewaltsame Tod meines Vaters 13 Jahre zuvor hatte mich so tief getroffen. –

Berlin, 5.9.41.

Liebster Bill!

Am Vorabend Deines Geburtstages, den Du leider nicht bei Deiner kleinen Familie feiern kannst, gedenke ich Deiner mit viel Liebe. Von Herzen wünsche ich, dass Dir das kommende Lebensjahr mehr Freude und Erfolg bescheren möge als das vergangene, und vor allem, dass Du vor Schaden bewahrt bleibest. Ich werde morgen so heiss und innig an Dich denken, dass Du Dich ganz von Liebe umgeben fühlen wirst und Dir an diesem Tage alles, was Du beginnst, gelingen wird. – Bevor ich an Dich schrieb, haben Mutti und ich auf der Landkarte nach dem Ort gesucht, wo Alfredchen sein süßes junges Leben lassen musste. Er liegt etwa 75 km nordostwärts von Smolensk und sei in Potschepowa begraben worden. Diesen Ort konnten wir nicht entdecken. – Von Gerhard hat Mutti noch immer keine Nachricht. – Ich hoffe ja so sehr, dass das Schicksal sich mit diesem einen unendlich grossen Opfer begnügt.



Gestern Abend ertönte schon um 21.35 die Sirene – bis 23.30 dauerte der grausame Spuk. – PUPPA behagte die Unterbrechung ihres schönen Schlafes bzw. die Unterbringung im kühlen Keller absolut nicht, und sie quittierte ihr Missfallen hierüber mit lautem Zetergeschrei, so dass wir die Entwarnung fast überhörten. – Jetzt ist Mitternacht, und der Deutschlandsender hat noch nicht abgeschaltet, so dass wir ruhig schlafen gehen werden. [...]

Berlin, 7.9.41. Lieberster!

Wie habe ich mich gestern Abend über Deinen lieben Anruf gefreut! – Übrigens gab es auch in der Nacht vom 5. zum 6. doch noch Alarm. – Vater schrieb, dass es nun auch von der Schweiz aus nicht mehr möglich sei, über das Ausland Kaffee als Liebesgabe nach Deutschland zu schicken. – Könntest Du dort etwas Nützliches aufreiben? Ich wäre sehr empfänglich für Wolle sowie Strümpfe (Gr. 8) und Schuhe für die Kinder. – Kann man Dir Feldpostpäckchen schicken? Wieviel Gramm dürfen sie wiegen? – Von Gerhard immer noch keine Nachricht, – auch Helmut hat noch nicht geschrieben.

Um 22.35 stellte der Deutschlandsender ab. Da habe ich PUPPA schnell fertig gemacht. Jetzt ist es 23.15, und Mutti und ich harren der Dinge, die da kommen werden. – An Vater schrieb ich, dass Du ein 3-monatiges Frontkommando hast und im Südosten bist. – Das durfte ich ihm doch verraten, ohne dass Du Schwierigkeiten bekommst? – 23.30: jetzt heult die Sirene!!!

8.9.41., 11 Uhr 30 Es

war eine ganz scheussliche Nacht! Erst um 3.30 früh kam die Entwarnung. – Es wurde sehr viel und heftig geschossen, so dass wir jeden Augenblick dachten, jetzt seien wir an der Reihe. Angeblich

seien 7 Flugzeuge abgeschossen worden. – Pappa brüllte eine Stunde lang, und auch Bubi hat mich dauernd «beschäftigt». – Als ich Pappa um 6.00 stillte, bin ich vor Erschöpfung fast vom Stuhl gekippt. Um 10.00 standen wir auf, aber wir fühlen uns völlig zerschlagen und leer wie ausgekommene Heringe. [...]

Berlin, 10.9.41.

Liebster Bill!

Dein Anruf gestern Abend war wieder eine Herzensfreude für mich. Wie schön, den vertrauten Klang Deiner geliebten Stimme zu hören! – Wenn ich nur nicht so voller Angst wäre, dass Dir etwas zustossen könnte. Man erzählt hier von entsetzlichen Seuchen, die im Südosten herrschen sollen. – Hast Du Dich wenigstens zu Ende impfen lassen? – Bitte, gib mir so oft Du kannst Nachricht, und wenn es nur vier Worte sind: «mir geht es gut!» [...]

o.U. [Ortsunterkunft], 14.9.41.

Liebstes Ingele!

Endlich komme ich in aller Eile zum Schreiben, – sei nicht böse, wenn ich mich kurz fasse. – Natürlich haben wir etwas vergessen: Handtücher! Es gab grosse Schwierigkeiten, Ersatz zu beschaffen. Überhaupt kann man sich schwer eine Vorstellung machen, in welchen Verhältnissen wir hier leben, und was erst die Truppen ganz vorn zu ertragen haben – das ist unbeschreiblich. – Es geht gegen die Heimatstadt von Annik, wo der Feind äusserst hartnäckig Widerstand leistet.

Hoffentlich geht es Euch allen gut. – Hab Vertrauen, Du liebs Frauli.

Herzlichst Dein Bill

Berlin, 21.9.41.

Liebs Heimele!

Seit Du fort bist, waren schon 4 Alarme. Der Himmel ist auch heute wieder strahlend, so dass wir mit dem Kommen der Tommies rechnen. Die Tage vorher hat es viel geregnet, und die Nächte waren pechschwarz. – Übrigens, hast Du schon davon gehört? Seit dem 19. September müssen Juden einen gelben Stern auf der linken Brustseite tragen. – Wie schrecklich, «gekennzeichnet» zu sein, – es kommt mir vor wie ein Kainsmal.

Eben eine Sondermeldung: «Ösel fest in unserer Hand!» – Ach, Liebster, wie wird das weitergehen? – Meine Sehnsucht nach Dir ist unendlich gross. [...]

O.U, 25.9.41.

Liebes Ingele!

Von Dir ist immer noch keine Nachricht hierher gelangt. – Inzwischen bin ich immer weiter in die Wildnis gekommen. – Ein Glück, dass ich meinen Schlafsack mithabe, – mit Mühe konnte ich noch eine Decke bekommen. Der Ledermantel muss zusätzlich wärmen. – Obwohl ich hier in einem «Divisionsstab» (o.ä.) bin, habe ich es nicht mal so «gut» wie als Leutnant einst bei den Ulanen – das bringen die besonderen Verhältnisse mit sich. – Mir fehlt ein Feldbesteck sehr! «Haben oder nicht haben», das ist *hier* die Frage! – So muss ich eben sehen, wie ich ohne die notwendigen Dinge, die man schmerzlich vermisst, durchkomme.

Ich denke immer an Euch! – Wenn ich mal den Wehrmachtsbericht zu lesen kriege, sehe ich immer gleich nach den «Einflügen» und bin dann sehr froh, wenn es heisst: «weder bei Tag noch bei Nacht» oder ähnlich Beruhigendes.

Herzlichste Grüsse an Euch alle

Dein Bill

O.U., 6.10.41.

Liebstes Ingele!

Vielen herzlichen Dank für Deine lieben Briefe – es ist jedesmal ein richtiges Fest, wenn einer oder mehrere zusammen ankommen. – Sechs Briefe erhielt ich von Dir am 1.10.-, das war wie eine Weihnachtsbescherung. – Du fragst, ob ich mich hier wohler fühle als im OKW in Berlin. – Das ist so eine Frage, die man schlecht mit einem Wort beantworten kann. Man hat nicht immer Kameraden und Vorgesetzte wie z.B. v. F. usw., man bekommt auch nicht immer Dienststellen, die einem vollkommen zusagen. Es ist auch nicht alles Gold, was glänzt. – Obgleich ich noch besondere Mittel gegen Ruhr genommen habe, bin ich von diesem Übel doch nicht verschont geblieben, ich hatte Mühe, mich aufrechtzuhalten. Man muss eben versuchen, aus allem das Beste zu machen (nach englischem Rezept), und man müsste noch kleiner und bescheidener werden beim Anblick all dieser Opfer und dankbar sein für die Gnade, verschont zu bleiben. Es ist ein Zustand: «zwischen Furcht und Hoffnung schwebend». – Die Bildchen im neuesten Brief sind goldig: da sieht mich – mit der Puppä im Arm – eine so süsse, fremde Frau an – ich muss das Bild wieder und wieder anschauen und bin beglückt von dem Anblick. – Deine Briefe duften alle so wundervoll, – ich beschnuppere sie von allen Seiten. [...]

Berlin, 9.10.41.

Liebster Bill!

Wie geht es Dir, hoffentlich bist Du gesund?! – Heute Nacht träumte mir von Dir, wir waren gar nicht nett zueinander. Wie kann man nur so etwas träumen, wenn man sich in Sorge um den anderen verzehrt?! – Volker macht mir z.Zt. grossen Kummer: heute mittag wieder dieselbe Bescherung wie etwa schon 3 bis 4 mal zuvor. Mit Schelte und Schlägen ist da nichts zu machen, vielmehr fürchte ich,

dass die Ursache für diese Unart psychisch bedingt ist, aber wie soll ich das herausfinden bzw. Abhilfe schaffen?! Vielleicht hängt es mit den Alarman und der ständigen Unruhe zusammen. – In der Apotheke gibt es nur noch beschränkt Alete-Milch. Womit soll ich nur Puppas satt bekommen? – Das Wetter ist wieder so schlecht, dass wir annehmen, ohne Fliegeralarm zu bleiben. In schönen, klaren Mondnächten sind sie auch nicht gekommen. – Von Gerhard kam heute endlich ein Brief. Er ist von seines «kleinen» Bruders Tod so erschüttert, dass er bei Erhalt der Nachricht geweint habe wie zuletzt als Kind, ohne sich dessen zu schämen. Er habe sich in seinem Zelt verkrochen, während die Granaten über ihn hinwegpiffen. Er fühle sich völlig leer und apathisch. Er fleht Mutti an, sich ihm zu erhalten, weil sie jetzt das Einzige in der Welt sei, was ihm das Leben überhaupt noch lebenswert erscheinen lässt. – Liebster, lass es Dir immer gut gehen und kehre gesund zu uns zurück! [...]

Berlin, 21.10.41.

Liebs Heimele!

Es hätte mich so sehr gefreut, inzwischen mal wieder eine Nachricht von Dir zu erhalten, denn auch mir bedeutet dies ein «Fest» – fast immer! – Allerdings sehe ich ein, dass es für Dich weit schwieriger ist, mir zu schreiben – wegen der «widrigen» Umstände, mit denen Du ständig konfrontiert bist. – Anbei ein Block zum Schreiben und «für andere Zwecke». – Gestern sah ich mir den Film «Ich klage an» an. Ich finde ihn nicht schlecht und glaube, dass er auch Dich sehr interessieren würde. – Er behandelt das Problem, ob ein Arzt einen unheilbar Kranken durch Verabreichung von Medikamenten töten, also Sterbehilfe leisten darf, um ihn dadurch vor schrecklichen Schmerzen und Qualen zu befreien und sein Sterben, d.h. seinen hoffnungslosen Kampf mit dem Tode, wesentlich zu erleichtern,

oder ob er es unter keinen Umständen tun darf, wie der hippokratische Eid und das bestehende Gesetz es verlangen. – Eine Antwort auf diese Frage erteilt der Film nicht, da das Gesetz ja noch besteht, jedoch ist ersichtlich, dass die Bejahung dieser Frage erwünscht und eine Änderung des Gesetzes gefordert wird. – Vielleicht kannst Du Dir den Film später einmal in der «Kamera» Unter den Linden ansehen. Hoffentlich ist Dein Platz im OKW nicht besetzt, wenn Du zurückkehrst! – Mein Herz ist traurig und sehnt sich nach jemand, – Du kennst ihn doch, er wird von seiner Frau «Heimele» genannt. – Lass es Dir immer gut gehen, mein Liebster.

Berlin, 22.10.41.

Liebster!

Heute traf Dein 5. Brief bei mir ein – er war 13 Tage unterwegs. «Durch Kurier» ist immer durchgestrichen. – Im Übrigen wird es höchste Zeit, dass Du wieder heimkommst, die Sehnsucht nach Dir zehrt an meinen Kräften, da Du für mich so viel bedeutest wie mein täglich Brot. Ich bin schlank geworden wie ein Knabe und werde zu meinem Kummer immer noch mit «Fräulein» angedet, gleichgültig ob ich mit Kind oder ohne bin. Neulich erst sagte ein Schaffner in der Elektrischen zu mir: «Hier, Fräulein, Ihr Fahrschein», worauf ich zur allgemeinen Belustigung erwiderte: «Erstens ist das nicht *mein* Fahrschein, und zweitens bin ich auch kein Fräulein mehr!» – Lass es Dir immer gut gehen, Heimele, und kehre gesund zu uns zurück.

O.U, 8.11.1941

Liebstes Ingele!

Hoffentlich glückt mir jetzt endlich eine gebührende Antwort auf Deine zahlreichen und so unendlich lieben Briefe. Sie kommt mir wie eine schwere Arbeit vor, die fast nicht zu bewältigen ist, aber ich werde es wenigstens versuchen.

Dein Foto, das einer «süssen, fremden Frau» gleicht, kommt gerade an einem sehr kritischen Tage (17.10.) in meine Hände; kurz darauf bin ich einer grossen Gefahr glücklich entronnen. – Es tut mir sehr wohl, dass Du unsere bescheidene «Wohnung» als «schönes Heim» empfindest. – Bitte, über meine Briefe nie böse sein, – sie sind sicher nie so gemeint! – Als Offiziersfrau solltest Du wissen, dass man in Feldpostbriefen nie Städtenamen nennen darf, das könnte mir, uns schaden [...]

P.S. Stell doch abends – wenn es geht – gegen 9.55 den Belgrader Soldatensender ein. Mir gefällt das «Lied von der Laterne» so gut. Wenn ich Gelegenheit habe, höre ich es immer, es kommt jeden Abend.

Herzlichste Grüsse Euch allen  
Dein Heimele

Berlin, Ende März 1942 [Tagebuch]

Am 5. März ist nun auch mein Bruder Gerhard gefallen – 7 Monate und 7 Tage nach Alfredchens Tod. Von einem Sprenggranatsplitter schwer verwundet, wurde er bei dem Versuch seiner Bergung noch einmal getroffen. So kann man nur hoffen, dass er bereits tot war, als man ihn beim überstürzten Rückzug zurücklassen musste. Und wenn es nicht die schweren Verletzungen waren, die er erlitten, dann war es die unvorstellbare Kälte von bis zu -32°C. Er fiel bei Zemena, südöstlich des Ilmensees, nach 3monatiger Einkesselung durch die Russen. – Mutti ist erstarrt vor Schmerz und Trauer, – nahm ihr doch das Schicksal innerhalb ganz kurzer Zeit zwei ihrer drei Söhne, sinnlose Opfer eines grausamen, brutalen, mörderischen Krieges. – Gerhard war der dritte der Familie, der eines gewaltsamen Todes sterben musste. – Ich habe keine Worte des Trostes für sie, – bin selbst untröstlich und sehe auch überhaupt keinen Sinn in seinem allzu frühen Sterben. – Hoffentlich begnügt sich das unerbittliche

Schicksal mit diesen beiden jungen Kriegern und müssen wir nicht noch weitere Blutopfer auf dem Altar des Vaterlandes darbringen! – Die Angst und Furcht aber werden bleiben in meinem Herzen, bis der schreckliche, grausige Krieg endlich vorüber ist. –

Berlin, 25.3.43 [Tagebuch]

Am 20. Januar erblickte unsere Tochter Regina das Licht einer zerstörten Welt, und zwar in der Lentze-Allee, gegenüber der Villa Rosenbergs, die tags zuvor Ziel eines Bombenangriffs gewesen war. Alle Fensterscheiben in der näheren und weiteren Umgebung waren dabei zu Bruch gegangen und gerade erst wieder eingesetzt worden. Es war ungemütlich kalt im «Haus Dahlem» und der Blick aus dem Fenster tröst- und hoffnungslos. – Fünf Tage später war ich bereits wieder zu Haus bei meiner Familie, die inzwischen von Mutti betreut wurde. Für den «Fall der Fälle» wollte ich bei ihnen sein, mit ihnen überleben oder auch zugrunde gehen. – In den kommenden Tagen und Wochen folgten schwere Luftangriffe. Besonders der schreckliche vom 1. März 1943 regte mich derart auf, dass ich in meinem äusserst geschwächten Zustand an Gelbsucht erkrankte und mit dem Baby ins Krankenhaus eingewiesen wurde.

z.Zt. Eberswalde 18.8.43

[...] Heimele, Liebling, könnte der schreckliche Krieg nicht schon morgen zu Ende sein?! Es wäre doch eine solche Erlösung, obwohl dann alle bisherigen Opfer vergebens gewesen wären und der Krieg dazu auch noch verloren!! – Vielleicht bin ich morgen in Berlin, um endlich mal wieder zu baden. – Für Sonnabend – 28.8. – habe ich einen Schlafwagenplatz bestellt, – ob vom Potsdamer oder Anhalter Bahnhof aus, weiss ich noch nicht.



25.8.43.

Es sah gestern entsetzlich aus in Berlin, überall brannte es noch, überall stürzten noch Häuser in sich zusammen, – der Anhalter Bahnhof war gesperrt. In Steglitz sei es wieder ganz schlimm gewesen, desgl. in Lankwitz und Lichterfelde-Ost. In Steglitz sollen 50 Häuser hintereinander in Flammen stehen. – Im Norden Berlin ist nur wenig passiert: angeblich will Stalin die Arbeiterviertel schonen, sagt man. – Der Fehrbelliner Platz ist abgeriegelt, und auf dem Luciusplatz ist eine 250kg-Bombe niedergegangen. Das Haus Rosenbergs – gegenüber von «Haus Dahlem» in der Lentzeallee – hat einen Volltreffer abbekommen usw. usw. – Da auf die wenigen Verkehrsmittel ein regelrechter «run» stattfindet, kannst Du Dir vielleicht vorstellen, dass man kaum mitkommt. Ohne Herta wäre ich gestern völlig «aufgeschmissen» gewesen. – Heute Nacht wurden wir bei Fliegeralarm von einem etwa 15-jährigen Jungen, der angeblich beim Luftschutz eingesetzt ist, regelrecht angepöbelt. Weil meine Taschenlampe beim Befestigen des Bügels eine Zehntelsekunde aufgeleuchtet hatte, drohte er gleich, uns mit «ner Klamotte die Fenster einzuschmeissen», und will uns die Polizei auf den Hals schicken. Alles in allem ein scheusslicher Auftritt, in den sich noch andere Leute hässlich einmischten. – Bei all dem Elend, das der Krieg verursacht, noch die Feindseligkeiten der «lieben» Mitmenschen untereinander!

Es umarmt Dich  
Dein Frauli

Eberswalde, 27.10.43.

Geliebter!

Wie schön ist es zu wissen, dass man nicht ganz allein ist auf dieser Erde, dass man jemanden hat, der ab und zu an einen denkt, selbst wenn dies nur Einbildung sein sollte. Es ist vor allen Dingen schön,

jemanden zu haben, den man von ganzem Herzen lieben darf und kann. – Du wirst Dich manchmal fragen, warum ich Dir so häufig schreibe, selbst dann, wenn nichts Besonderes zu berichten ist. Ganz einfach meine Briefe sollen ein Lasso sein, das ich nach Dir auswerfe, um Dich zu fangen und zu fesseln! – Könntest Du nicht mal wieder «romantisch» werden? Auch wenn wir «schon» 5½ Jahre miteinander verheiratet sind – d.h. auf dem Papier –, denn kann man das wirklich eine Ehe nennen, wenn man ständig voneinander getrennt leben muss und nur gelegentlich für ein paar Monate, Wochen oder auch nur Tage (zumindest seit 1940) zusammenkommt und obwohl wir schon 3 Kinder haben? – Bin ich zu anspruchsvoll? – Ich sehne mich unendlich nach Dir! – Werden wir wenigstens Weihnachten zusammen verleben dürfen? Ach, könnten wir doch wieder miteinander leben! – Erinnerst Du Dich eigentlich gelegentlich noch an Dein «Romeo-Debut» in der Menzelstr. 18? – Volkerle, der Schlingel, sagt neuerdings «liebes Mütterchen» zu mir. [...]

Berlin-Charlottenburg, 23.11.43.,  
9.3. Blitz-Telegramm

Oberstleutnant T. – Münster, Priesterseminar  
Gänzlich abgebrannt – leben noch – erlöse uns – Zoobunker = Inge.

Soest, 7.12.43.

Lieber Bill!

Warum habe ich noch keine Nachricht von Dir? Du hast es mir versprochen! – Habe ich irgendetwas verbochen oder willst Du keine Gemeinschaft mehr mit mir? Wäre es Dir lieber gewesen, ich wäre in den Flammen umgekommen? Du brauchst es mir nur zu sagen, wenn Deine Kinder und ich Dir zuviel sind! In diesem Fall wäre ich dankbar, wenn Du mir dabei behilflich wärest, mich in ein besse-

res Jenseits zu befördern. – Vergiss nicht, welche Schrecken hinter mir liegen. –

Inge

Soest, 16.12.43.

Lieber Bill!

Der Arzt hat bei allen drei Kindern einen heftigen Bronchialkatarr festgestellt. Volker klagt dazu über Bauchschmerzen. Er sieht sehr blass aus, hat Untertemperatur und ist immer kalt, auch wenn er noch so warm zugedeckt ist. – Ich habe starke Kopfschmerzen, besonders über dem rechten Auge. – Morgen in einer Woche ist Weihnachten. Wirst Du bei uns sein? [...]

Soest, 19.12.43.

Lieber Bill!

Jetzt hat es mich erwischt: ich fühlte mich den ganzen Tag masselos elend und legte mich mit einer Temperatur von 38,6, Puls 120 ins Bett. Um 21 Uhr hatte ich bereits 40,4, Puls 160. Samstagmorgen nahm ich ein heisses Bad und wog mich anschliessend: noch ganze 44 brachte ich auf die Waage. – Mutti ist auch nicht in Ordnung. – Wenn wir nicht bald eine Hilfe bekommen, kannst Du uns beide demnächst begraben. [...]

Soest, 24.12.43.

Lieber Bill!

Heute wurde ich ins Krankenhaus eingeliefert: Mittelohrentzündung. Diese Bombennacht mit nassen Sachen stundenlang im Freien, dazu die Aufregungen und Strapazen, – ein Wunder, wenn sie ohne Folgen geblieben wäre, und Wunder gibt es nicht! – Ich muss voraussichtlich bis Anfang Januar hierbleiben.

Inge

Soest, 31.5.44.

Liebster Bill!

Zur Zeit ist es mal wieder nicht zum Aushalten: Tag und Nacht unaufhörlich Alarme. Das zerrt derart an den ohnehin schon «zerplietserten» Nerven, dass ich fürchte, doch noch verrückt zu werden, wenn der Krieg mit all seinen furchtbaren Auswirkungen nicht in allernächster Zeit ein Ende nimmt. – Ach, ist das Leben schwer! – Ich sollte Dir das Herz nicht auch noch belasten, aber zu wem soll ich denn sprechen, um meine Seele ein klein wenig zu erleichtern? – Ich finde es ganz einfach schlimm, dass Du nicht mehr bei mir bist: zu allen Sorgen, die ich ohnedies schon habe, kommt nun auch noch die Sorge um Dich. Wenn Du bei mir wärest, hätte ich nicht ganz soviel Angst vor den entsetzlichen Bombardements. – Gestern und heute waren die Bomber in Münster, heute mittag in Hamm. Wann kommt Soest an die Reihe? Ich wage nicht, aus dem Haus zu gehen, ich wage nicht, mich schlafen zu legen. Ich schwebe in steter Not und Pein. – Zwar kannst Du es nicht ändern, und meinetwegen den Abschied nehmen, aber mein bedrücktes Herz hat ja nur Dich, dem es sich anvertrauen kann. [...]

O.U., 8.6.44.

Liebste!

Im Femsprechbunker bei mangelhaftem Drumherum in Kürze und Eile mein 1. Brief an Dich. [...] Hier erheblicher Betrieb: ich freue mich, endlich mal wieder etwas wirklich Soldatisches tun zu können. Mein General ist anscheinend ebenfalls erfreut, einen Stabsoffizier von meiner Art zu haben. –

Du, Liebste, sollst wissen, dass alle Mühen und Beschwerden, die ich zu ertragen habe, für Dich sind. Hab Vertrauen und Mut. Ich habe Sorgen um Deine Gesundheit. Schreibe mir über alles und so oft Du

kannst. Ich freue mich auf Deine Briefe wie ein Kind auf Weihnachten. [...]

O.U., 11.6.44.

Herzliebste!

Keine Gelegenheit, Herzliebste, will ich ungenutzt lassen, Dir zu sagen, dass ich Dich, Du meine süsse Heimat, wahnsinnig liebe! Sehnhchist warte ich auf Deinen ersten Brief und die folgenden. – Ich sitze hier in meinem Turmzimmer – uraltes Schloss – die grosse Stadt schläft schon – die Frösche vom Fluss geben ihr Abendkonzert und die Schwalben dazu. Neben dem Bett das Feldtelefon. Es ist nicht so gemütlich wie zu Hause: hier lege ich mich angezogen ins Bett – nur Reitstiefel und Bluse ausgezogen. – Eben kam ich von einer Inspektionsfahrt mit dem General zurück, – es war hochinteressant, aber es ist eben «viel los» hier. – Ich hoffe von Tag zu Tag, dass ein Ferngespräch möglich wird. [...]

O.U., 13.6.44.

Liebste!

Es ist jetzt 2 Uhr früh – Du schläfst hoffentlich und träumst süss?! Von Dir habe ich noch nichts bekommen! Recht übler Zustand. – Die grosse Entscheidungsschlacht nördlich von uns regiert die Stunden, und ihre Auswirkungen sind für die Verhältnisse von wesentlicher Bedeutung. [...]

O.U., 15.6.44.

Herzliebste!

Heute ein Festtag! Dein süsser Brief vom 6.6. als erster hier mit 5 nummeriert. Du hast also schon 5 Briefe geschrieben? – Bin sehr in Eile! [...]

O.U., 16.6.44.

Herzliebste!

Du sollst Dich nicht beklagen können, dass ich zu wenig schreibe. – Ich glaube, soviel hintereinander habe ich noch nie geschrieben, – dabei muss alles immer so schnell gehen. – Noch tobt das grosse Ringen im Nordosten – heute endlich die «Vergeltung»?!

Wenn ich nur wüsste, ob Du meine Briefe hast. Dein süsses Bild beglückt mich und steigert meine Kraft. Ich warte auf Deine weiteren Briefe mit grosser Sehnsucht. [...]

Soest, 23.6.44.

Liebster!

Es ist schon recht ärgerlich, dass Du bis zum 14.6. noch keinen Brief von mir erhalten hattest. Und ich dachte schon, Dir sei es völlig schnuppe, ob ich mich um Dich Sorge. Du weisst ja, wie leicht ich zweifle an dem Guten und Schönen, was die Erde beut, und wie schnell ich ein Pessimist werde. – Wenn Du schreibst, Du erträgst alle Beschwerlichkeiten für mich, so ergötzt mich das keineswegs, abgesehen davon trifft das auch nicht zu. Das Schwere, was Du jetzt zusätzlich zu ertragen hast, erträgst Du für Dich, für mich, für uns und nicht zuletzt fürs Vaterland. Habe ich nicht auch schon unzählige Schweisstropfen und nicht nur das im Laufe des Krieges auf dem «Altar des Vaterlandes» dargebracht, ohne zu sagen, es sei für Dich gewesen?! – [...] Keine Nacht kann man mehr richtig schlafen, die entsetzliche Angst vor den Alarmen verlässt mich keinen Augenblick. – Soll ich die Kinder wecken, soll ich's nicht? Welche Verantwortung! – Der Drahtfunk ist nachts auch *so* zu bekommen. – Kehre gesund zu uns zurück.

Dein ziemlich verzweifelter Frauli

P. S. Wenn es nun schief geht und Du noch nicht da bist, muss ich dann mit den Kindern Gas nehmen?

Soest, 28.6.44.

Mein Herz ist namenlos schwer, Liebster, Warum nur geht es mit uns beiden seit Jahren bergab? Als wir heirateten und Du «nur» Rittmeister bzw. Hauptmann warst, schwammen wir sozusagen im Glück. Wenn wir inzwischen auch manches errungen haben – denk nur an unsere Kinder –, so war das ja eigentlich immer nur Glück im Unglück. Gewiss, es hätte uns noch schlechter gehen können, aber wieviel Schweres haben wir – seit der Krieg ausgebrochen ist wie eine verheerende Seuche – durchmachen müssen, und zwar in jeder Beziehung!

Soest, 29.6.44.

Heimele!

Und wenn es nur ein Gedanke ist, den ich zu Papier bringe, ich kann nicht umhin, Dir täglich zu schreiben. Diese Briefe und Gedanken, die ständig zu Dir eilen, seien eine Kraft, die Dich umhüllen soll wie ein unsichtbarer Mantel, um Dich vor allem Unheil zu bewahren. – Kaum ein Tag bringt mir Freude – und wenn es nur eine ganz, ganz kleine wäre! Ich bin gespannt, wie lange ich das aushalten werde. Und dazu noch jede Nacht Alarm. – Hat es überhaupt noch Zweck, dieses schwere Dasein länger zu ertragen? Wozu, wofür?? Ich kapituliere demnächst. – [...]

Soest, 2.7.44.

Lieber Bill!

Heute wieder kein Brief von Dir. Das saugt mir langsam aber sicher das letzte bisschen Mark aus den Knochen – diese ewige Sorge um Dich, das Hangen und Bangen und Warten und Hoffen jeden Tag auf Nachricht. Und wie oft warte ich vergebens! – Heute Morgen träumte mir, Du habest einen 10tägigen Sonderurlaub, und wir wollten nach Italien fahren. Was sonst noch geschah, weiss ich nicht mehr, denn der Traum war plötzlich zu Ende, und leider war es auch

nur ein Traum. – Ich fürchte, wenn das mit dem Krieg und allen dadurch entstandenen Erschwerungen und Entbehrungen, Leiden und Sorgen, Ärger, Überbeanspruchung der ohnehin schwindenden Kräfte, den allnächtlichen Alarmen und Aufregungen und dem täglichen zermürbenden Kleinkrieg so weiter geht, lande ich doch noch in einer Irrenanstalt! – Ich werde verrückt, wenn die Kinder sich zanken und dabei schreien. Ich bin eklig und unleidlich und oft ungerecht zu ihnen, was mir hinterher gleich wieder leid tut. [...]

Soest, 5.7.44.

Liebster Bill!

Warum schreibst Du mir nicht??? – Hier geht ein Tag nach dem anderen traurig und freudlos und angefüllt mit vieltausendfältiger Arbeit an uns vorüber. – Ich mache mir so entsetzliche Sorgen: jetzt sind die Russen schon «nordöstlich von Wilna» (das sind ungefähr 150 km von der deutschen Grenze entfernt!), und im Westen und Süden und Norden schwere Kämpfe. – Und wenn Du nicht rechtzeitig nach Hause kommst – ich will mich nicht vergewaltigen und/oder nach Russland deportieren lassen und auch nicht meine Kinder –, dann bleibt also doch nur der Gashahn? – Aber vorläufig hoffe ich noch. – Ich habe immer noch nichts Rechtes anzuziehen und komme mir vor wie ein echtes Aschenbrödel, seit ich all meine schönen Kleider und die ganze Wäsche dem Feuer zum Frass überlassen musste. – Kehre gesund zu uns zurück! [...]

O.U., 11.7.44.

Liebste!

Jedesmal, wenn ich einigermaßen gute Nachrichten von Dir habe, atme ich auf. – Du hast natürlich recht, dass es nicht ganz logisch ist zu sagen, ich ertrüge alles Ungemach für Dich! – Richtig ist aber,



dass es mir leichter wird, wenn ich weiss, dass es doch auch für Dich ist. – [...]

Verona, 5.12.44.

Geliebte!

Weisst Du noch, Geliebte, wie wir – es war wohl im Sommer vor vier Jahren – auf einer der umseitigen Bänke sassen? Oder war es vor drei Jahren? – Wieviel Blut ist seither vergossen worden – welche Stürme und Wetter sind über uns seit diesen Tagen gekommen! Und jeder von uns muss sein kleines Schiff allein durch die zahllosen Gefahren steuern. Das ist schwer. Du sollst wissen, dass es auch für mich schwer ist, – ja oft an der Grenze des Erträglichen in mehrfacher Bedeutung, – aber dass ich alles ertragen will und um die Kraft hierzu das Schicksal bitte, wenn Deine Liebe mir bleibt.

Dein Mann

Soest, 16.2.45.

Mein über alles Geliebter!

Heute herrschte hier ein wonniger Frühlingstag, das Blut pulste doppelt so heiss durch die Adem – und Du bist sooo fern! – Schwere Terrorangriffe – etwa 4 Stunden lang – auf das westfälische Industriegebiet einschliesslich Hamm. Es war mal wieder grauenhaft. – Die Kinder sind wieder krank und fiebern stark, und die Atmosphäre im Haus schier unerträglich. – Heimele, Liebster, je abscheulicher die Umwelt ist, je furchtbarer der Krieg und seine unmittelbaren Folgen, desto grösser und heisser werden meine Liebe und meine Sehnsucht zu, nach Dir. – Wie sehr entbehre ich Deine Anerkennung, Deinen männlichen Schutz, Deine Fürsorge, Deine Zärtlichkeit, Deine Liebe! – Das Leben ist so entsetzlich schwer geworden, dass ich es ohne Dich nicht mehr lange zu leben vermag. – Heimele, mein liebs Heimele, was hat das Schicksal über uns beschlossen?! Wird es uns

alle glücklich wieder vereinen für eine schöne, lange Zeit auf Erden  
– in Frieden und Beschaulichkeit? Mein Liebster, ach, dass Du nicht  
bei mir, bei uns sein darfst! – [...]

Ich umarme Dich  
Dein Weib

O.U., 16.3.45.

Liebste!

Endlich, endlich ist es geschafft! – Oberst!, und zwar schon mit  
Wirkung vom 9.11.1944. – Wie hätte ich mich gefreut, die Beförde-  
rung so frühzeitig zu bekommen, um sie Dir ins Kasino melden las-  
sen zu können. Jetzt bist Du wohl schon ausquartiert? – Wohin nur?  
Gestern – an den «Iden des März», zugleich dem Geburtstag meiner  
Mutter, habe ich zum erstenmal drei Sterne tragen dürfen. – Ich bin  
in grosser Sorge um Euch. – Von B. hörte ich auch von dem schwe-  
ren Angriff auf Soest am 7.3.! Und wie ist das mit dem Umzug? Dein  
Telegramm: «Kasino muss geräumt werden – unbekannt wohin»,  
macht mich rasend. – Für Deinen süssen Brief vom 13.2., der am  
10.3. hier eintraf, herzlichen Dank. Es hat mich tief ergriffen, wie Du  
Deiner Liebe so schön Ausdruck zu geben vermagst! Denk Dir, Lieb-  
ste, ich bete für Dich, für Euch! Wie danke ich dem Schicksal, dass  
Du dieser furchtbaren Gefahr unbeschadet entronnen! – Leider seit-  
her nichts gekommen. Ich hoffe, Du hast bei der Standortkomman-  
dantur Nachrichten für mich hinterlassen. – Ich denke an Dich, jede  
Stunde des Tages und jede wache Minute in der Nacht.

Dein Mann

O.U., 24.3.45.

Liebs Ingele!

Immer noch dunkler und schwärzer werden die Wolken! Unsere  
Hoffnungen haben schwer zu kämpfen. Ein Hauptmann kam aus dem

Westen zurück – vom Urlaub – ich bin entsetzt, trostlos! Wo bist Du?  
Wie geht es Euch? Alles will ich weggeben, verlieren, wenn ich nur  
Dich, Du Geliebte, retten kann, behalten darf, und unsre süssen Kin-  
der!

Soest, 20.11.45.

Mein liebster Bill!

Heute der angekündigte Brief. Ich bin zwar todmüde, kann es aber nicht unterlassen, Dir einen Tag nichts zu senden. – Als ich Dich s.Zt. «degradierte», *ahnte* ich erst, dass Du Oberst seist, hatte von Dir aber noch keine Bestätigung, – ich wollte Dich auch nicht blossstellen. – Wie traurig bin ich – nicht nur aus Eitelkeit –, dass ich nun nie mehr das Vergnügen haben werde, mit einem richtigen Oberst, der dazu mein Mann ist, oder – besser ausgedrückt – mich mit Dir in Oberst-Uniform sehen lassen zu können! Ich wäre neben Dir einherstolz wie ein Pfau, jedenfalls das erste Mal, und es hätte meinem völlig dahin geschmolzenen Selbstbewusstsein wieder etwas auf die Beine geholfen! – Es will gar nicht in meinen Kopf, dass wir keine Wehrmacht mehr haben sollen. Eine Nation ohne Militär ist wehrlos, und das ist gleichbedeutend mit ehrlos, nicht etwa, weil es sich zufällig reimt! – Dass wir nicht siegten und *alle* Opfer dadurch sinnlos geworden sind, ist eine Tragödie, ob mitverschuldet oder nicht, spielt dabei keine Rolle. *Kein* Volk – und fühlte es sich noch so frei von Schuld (was es übrigens überhaupt nicht gibt – Schuld ist *immer* auf beiden Seiten!) – darf sich anmassen, eine *ganze* Nation zu verdammen, ihr sämtliche Freiheiten zu nehmen, nur mit dem Recht des Siegers. *Vae victis!* – *Ich* fühle mich nach wie vor *nicht* schuldig am Krieg und an allen Grässlichkeiten, an den K.Z.'s sowie den Schandtaten, die in unserm Namen begangen worden sind. – Du, Mutti, meine Brüder und viele, viele unter uns sind genauso wenig schuldig.

Daher lehne ich auch eine Kollektivschuld kategorisch ab! – Ich habe die Bonzen des vorigen Regimes gehasst; heute hasse und verachte ich die Leute, die sich durch Devotion, Denunziation und vor allem durch Anklage des ganzen deutschen Volkes, am Krieg und allen Verbrechen teilgehabt zu haben, bei den Alliierten «lieb Kind» zu machen versuchen. – Ich gebe ohne Weiteres zu, dass es unter den Deutschen viele ganz widerwärtige «Schweinehunde» gegeben haben muss (die unzähligen Verbrechen hätte Hitler ohne Tausende von willfähigen Helfershelfern allein nicht begehen können!). Aber welches Volk, welche Nation darf sich, kann sich rühmen, in seinen Reihen nur «Edelinge» zu haben?! – Mir geht die Galle über, wenn ich an all die Ungereimtheiten denke! – Ein Engländer sagte mir unlängst, sie hätten uns die Meinungsfreiheit gebracht. Gut, so äussere ich mich hier also frei, auch wenn ich fürchten muss, dass meine Post kontrolliert wird.

Wie ich Dir wohl schon schrieb, ist unser sog. Schlafraum entsetzlich feucht: die Wände sind regelrecht nass und von oben bis unten schimmelig – sogar die Kleider im Schrank sind es. Ausserdem hat es z.Zt. darin nur etwa 8°C. Wenn der Winter richtig einzieht, dann sehe ich «schwarz». – Krank bin ich nicht, nur entsetzlich schlapp und müde und vor allem übernervös. Meine armen Kinder haben's manchmal nicht zum Lachen mit mir. Oft bin ich ein Engel an Güte und Geduld, und dann mal wieder eine Hexe, und trotzdem oder gerade deswegen sind sie nicht richtig erzogen. Wenn ich sie doch so gut erziehen könnte, wie ich sie «bekommen» habe, aber wer kann das eigendich schon? Und ausserdem ist die Erziehung unter diesen erschwerten Bedingungen, in so beschränkten Verhältnissen und in solchen Zeiten geradezu eine Kunst – das musst Du doch zugeben? Schon aus diesem Grunde ist es höchste Zeit, dass Du mir endlich dabei hilfst.

Auf Wiedersehen, mein süßes Lieb, tu alles, sobald wie möglich freizukommen. Ich sterbe vor Sehnsucht nach Dir.

Deine Frau

*1938 heiratete die 23jährige Ingeborg T. in Berlin den 22 Jahre älteren Offizier Wilhelm T. Wilhelm T. hatte nach einer militärischen Laufbahn im Ersten Weltkrieg – 1918 dankte er als Rittmeister einer Ulanenkompanie ab – ein juristisches und medizinisches Studium abgeschlossen. Er arbeitete seit 1937 als Offizier im Reichskriegsministerium. Ein halbes Jahr vor Kriegsbeginn wurde der erste Sohn geboren. Nach Beginn des Krieges bleibt Wilhelm T. zunächst in Berlin. Ab 1940 wird er jedoch zu unterschiedlichen Frontkommandos abkommandiert (Frankreich, Rumänien, Italien). Ingeborg T. wird im November 1943 in Berlin ausgebombt und lebt danach mit ihren drei Kindern – 1941 und 1943 waren noch zwei Mädchen zur Welt gekommen – in Soest/Westfalen. Im Mai 1945 gerät ihr Mann in amerikanische Kriegsgefangenschaft und wird im Juni 1946 entlassen. Er ist nun arbeitslos, und Ingeborg T. verdient den Familienunterhalt als Sekretärin und Dolmetscherin bei einer belgischen Sanitätseinheit. 1951 gelingt es Wilhelm T., seinen knapp vor Kriegsende erworbenen Dienstgrad als Oberst und eine 70prozentige Kriegsversehrtheit behördlich anerkannt zu bekommen, und die Familie lebt von da an von diesen Rentenbezügen.*

*1973 – kurze Zeit nach dem Tode ihres Mannes – beginnt Ingeborg T. ihre Tagebuchaufzeichnungen und den Briefwechsel mit ihrem Mann zu einem Buchmanuskript zusammenzustellen, das sie unter dem Titel ‚J'accuse! Junge Ehe im Schatten des Zweiten Weltkrieges« mehreren Verlagen anbietet. Für sie ist die Arbeit am Manuskript ein Stück Trauerarbeit um eine, wie sie sagt, «durch den Krieg beschädigte grosse Liebe».*

## «Was ist gemein?»

### *Kameradenbriefe an den Kriegsberichterstatter Günter G.*

[Briefe von Paule S.]

Abs. Schreiber der Abt. I a der Vergnügungskompanie 4711 z. Zt.  
Frankfurt/Oder  
Hindenburgparadies Frankfurt/Oder, den 26. Mai 1942

Was ist gemein? – *«Antwort auf der letzten Seite.»*

Mein lieber Günter!

Nun sind die schönen Feiertage, die ich bei Muttern verlebt habe wieder vorbei und man muss nun hier, um nicht zu kurz im Leben zu kommen, wieder versuchen, fremd zu gehen. [...] An und für sich ist ja nun auch hier in Ffo., der so lang ersehnte Frühling in vollen Massen eingetroffen. Ich dachte ja schon, dass man, wenn man hier in diesem Jahr zum Frühlingsfest einen Baum blühen sehen will, sich dann selber die Knospen aufpolken muss. Es ist aber nicht an dem, denn ich war des Öfteren auf dem Rummel oder Volksfest und habe gerade bei den Pflaumen feststellen müssen, also man braucht nur mit dem Finger die Knospe berühren und schon öffnet sie sich. Der Frühling zieht eben in dieser Zeit in jeden Winkel und durchflutet mit seiner sanft ausströmenden Wärme jedes in der Natur erdenkliche Lebewesen.

Nun zu meinen Kameraden. Zuerst muss ich Dir einiges von unserem Dicken, Erwin mit dem Langen berichten. Mit dem ist es, im Gegensatz zu mir alten Knochen überhaupt in der letzten Zeit nicht mehr auszuhalten und ich hatte direkt Bange um den schönen Bengel. Ich habe ja auch schon ziemlich früh angefangen, aber der hört ja jetzt überhaupt nicht mehr auf und alles gutes Zureden hilft bei ihm jetzt nichts. [...]

Sei Du nur zufrieden, dass Du nicht mehr bei uns bist; denn hier werden jetzt tolle Dinge beim Kartenspielen aufgezogen. Schlesische Lotterie, Häufeln, 17 und 4, und noch mehr solcher wahnsinnigen Spiele und dann das Geld, Geld, kann ich Dir sagen, das ich schon manchmal dachte, der Tisch bricht in der Mitte zusammen, son grosser Haufen. 40.- und 50.- RM Umsatz in einer Nacht ist gering ausgesprochen das Minimalste, was ich bis jetzt gesehen habe. Wenn Erwin nun die Taschen wieder gefüllt hat dann wird er sich wohl wieder für einige Tage verkrümeln und in irgendeiner stillen Gegend von Ffo. mit so einem Schmetterling das Gewonnene in heissen Zügen geniessen. Ja, ja, wie gewonnen, so zerronnen.

Oma ist ja nun nicht ganz so aufgelegt bei seinem etwas zurückhaltenden Temperament. Aber auch er will jetzt, wo die Sonne schon von Tag zu Tag höher kommt, bestimmt wissen, was hinten und vorne ist. In der Zeit, wo er nun Sonderbeauftragter für das Urlaubswesen geworden ist, hat er sich ganz und gar umgestellt. Er hat bereits bei seinen Kameraden soooo viele Freunde erworben, dass es kaum noch auszuhalten ist mit ihm. Am liebsten geht er Abends allein in irgendein Kino und lässt sich die Sache von der Liebe fast täglich am laufenden Band vorführen. Es hat eben jeder seine besonderen Reize und technisch betrachtet hat er auch garnicht so unrecht; denn wer weiss, was uns noch allen bevorsteht und dann bekommt eventuell noch der einen Orden, der es später kraftstrotzend da anzu-

wenden versteht, wo wir es in unserer Jugend so belanglos haben an den Lenden runterlaufen lassen. [...]

Nun aber Schluss damit. Ich habe wohl jetzt genug vom Frühling gefaselt, und hoffe, Dir damit nicht langweilig geworden zu sein. [...]

Die Feiertage in Berlin wurden nicht gerade so, wie ich es mir ausgemalt hatte. Konnten wir doch in Berlin ausser Ausflüge in die nähere Umgebung von Berlin nichts unternehmen, da meine Tochter im Krankenhaus liegt und sich den Blinddarm hat herausnehmen lassen müssen. Ja, ja was tun die Menschen nicht alles, um bloss nicht mehr so viel Essen zu brauchen. Lassen sich einfach ein Stück Darm herausnehmen, und in 10 Tagen ist dann alles wieder soweit in Butter, dass man von der ganzen Sache nichts merkt. Schön wäre ja heute, wenn man sich einen Ziegenmagen einsetzen lassen könnte; denn denke mal an, gerade in Berlin in der Nähe des Tiergartens, da könnte man den ganzen Tag grasen und man würde auf die Brot- und Fleischmarke was pfeifen. Bei Frauen ist es ja so wie so schon angebracht, da fällt es wenigstens nicht so auf, denn die können ja schon von Geburt aus meckern.

Gottseidank hat sie alles gut überstanden und braucht sich nicht mehr über Schmerzen des Blinddarms zu beklagen. [...]

Ich habe, da ich ja aufgrund meines Alters bereits an Verkalkung leide, doch noch das meiste Sitzfleisch und bin deshalb derjenige, welcher Dir diese Zeilen als Antwort auf Dein Schrb. v. 22.5.42 sendet.

In der Hoffnung, Dich bald mal wieder zu sehen, werde ich jetzt schliessen und verbleibe mit den besten Grüssen

Dein Paul S.

*\* Wenn der Lanzer so einen langen... hat und steckt ihn blos ein bisschen rein.*



Frankfurt a/Oder, den 23. November 1942

Lieber Günter!

[...] es ist doch immer wieder zu bewundern, dass Du noch nicht an die richtige geraten bist, hast Du doch nun schon bald das Mannesalter und die nötige Reife dazu erreicht, dass Du Dir nun auch bald unter die Haube begibst. Letzten Endes kannst Du doch Zeit Deines Lebens nicht allein vom Kegeln und Preisschiessen existieren. Nein, nein, lieber Günter es gehört schon noch etwas anderes zum Leben als blos Vergnügungen nachzugehen, die dem Staat in keiner Weise von Nutzen sind. Denke Dir nur an, wieviel Soldaten noch gebraucht werden. Wenn der Krieg noch so seine zwanzig Jahre dauert. Also rann an den Speck, nicht lange gefackelt. Habe letztens erst mit jemand hier über die Ehe gesprochen und er sagte mir: «Die Ehe sei des Glückes Schiff.» Ja, mein lieber Günter, der hat noch keine Ahnung von der Ehe, oder es ist überall anders. Naja, er ist ja auch noch lange nicht so lange verheiratet wie ich und das wird sich ja auch mit den Jahren bei ihm noch ändern. Es kann aber auch sein, dass ich dabei an ein Kriegsschiff geraten bin. Na denn habe ich eben Pech gehabt, im grossen und ganzen muss es aber in der Ehe gut sein; denn es begeht doch jede und auch jeder immer wieder dieselbe Dummheit. Du selbst hast ja nun schon so manche Vermählung miterlebt und ich muss mich wirklich wundern, dass Du Dich in dieser Hinsicht immer noch so neutral verhältst. Also getrost ran an den Feind, ich spiele auch gern bei Dir Pate. Du sollst mal sehen, was das für Freude macht. Ich denke da an meinen Goldsohn, der ja nun auch schon wieder einige Wochen bei den Fliegern ist und der Inhalt seiner Briefe, die hier so nacheinander landen, sind bestimmt des sammelns wert, um später mal aus ihnen einen Roman schreiben zu können. Z.B. Erster Brief. Verpflegung reichlich und gut. Zweiter Brief. Verpflegung ist noch gut. Man muss sich nur mit einrichten.

Dritter Brief. Verpflegung geht noch, ist aber schon ein bisschen mau. Da kann man lachen, wenn man dann von den Kindern, den eignen, die, als sie hier immer zu Besuch kamen, angenommen hatten, wir haben bei den Soldaten den Himmel auf Erden. Sonst gefällt es ihm sehr gut. Hat ja sehr viel Dienst; denn theoretisch und praktisch und denn alles im Galopp, ist ja auch ein bisschen viel. So nun bin ich ja schon wieder in meiner Familie gelandet und das war ja nicht der Zweck der Sache. Also zurück zur Kegelbahn. [...]

Nun werde ich schliessen und hoffe, auch von Dir bald wieder einige Zeilen zu erhalten.

Paule

O.U. d. 9. April 1943

Lieber Günter!

[...] Ich liege im Augenblick zwischen Dünaburg und Wietebesk. Habe vor zwei Tagen eine H.K.L. Stellung verlassen und fühle mich von den Strapazen ein wenig erholungsbedürftig. [...]

Ich bin jetzt bereits am M. G. (russ. u. tsch.) und an der Pak. ausgebildet und werde mit meinen «Katschmareks» ganz gut fertig. Habe jetzt bereits einen Stützpunkt erhalten und freue mich, es schon so weit gebracht zu haben. Hier fehlt nur der Schlaf und im Augenblick viel Arbeit. Es ist eben keine Schreibstube und man wird auch damit fertig. [...]

Mit den besten Grüssen und viel Soldatenglück wünscht Dir aufs Kameradschaftlichste

Dein Paule

Mein Sohn ist irgendwo in Süddtschld. um Ffo./Main herum. Hat anscheinend schon einige Flüge hinter sich. Als was, weiss ich noch nicht.

Sonst geht es ihm und mir gut.

Nochmals Gruss

4 Std. Schlaf und dann weiter.

O.U. den 24. März 44

Mein lieber Günter!

[...] Mein Sohn ist jetzt in Italien, beim Geschwader Mölders, wird aber, seinem letzten Schreiben nach zu urteilen, bald zur Infanterie übersiedeln, da die jüngeren Jahrgänge aus der Luftwaffe herausgezogen werden sollen. [...]

Bei uns ist im Augenblick ein jämmerliches Wetter. Heute Nacht haben wir Schneefall und wieder etwas Frost. In dieser Hinsicht ist hier eben alles Scheisse, wie der Lanzer so mit Humor sagt. Und ich muss ehrlich sagen, dass ich mich nun auch einmal nach ein paar warmen Tagen sehne; denn Rheuma durchzieht schon langsam meine müden Glieder. Gesundheitlich habe ich mich in letzter Zeit überhaupt etwas verändert. Ersten musste ich mir ein Bruchband verschreiben lassen, da ich einen Leistenbruch habe und zweitens mussten auch meine Augen einer Kontrolle durch einen Fachmann standhalten und ich kann Dir nun auch noch verraten, dass ich diese, sowie auch schon andere Briefe vorher, nicht nur mit dem Kopierstift, sondern auch mit einer Brille geschrieben habe. Ja, ja, man merkt an allem, dass man alt wird. Zu meinem Geburtstag, den ich ja nun, man kann gerade nicht sagen «zu Hause», aber im Kreise meiner Familie erleben durfte, gab es wenigstens aus dem Führerpaket noch ein Stück Kuchen und beim Kaffeetrinken habe ich an die Feier vor 2 Jahren im «Paradiesgarten» zu Ffo. gedacht. Ja, Günter, dass war noch eine andere Zeit und solange wir bei «Preussens» sind, wird solche Zeit nicht wieder in Erscheinung treten. Da konnte man doch noch ab und zu etwas für den Gaumen bekommen. Heute kann man kommen wohin man will, es ist alles wie tot.

[...] Ich wünsche Dir weiterhin Hals- und Beinbruch und verbleibe mit den herzlichsten Grüßen

Dein alter Ostkämpfer

Paule

«Die Liebe steigt ja bekanntlich im Quadrat der Entfernung.»  
[Brief von Gerhard R.]

Russland, 11.4.43

Lieber Günter!

Deinen Brief vom 31.3. heute bekommen. Dass Du nun auch bald die kämpfende Truppe mit der Waffe in der Hand unterstützen willst, ist ja... nun, es kommt auf den Standpunkt an. Jedenfalls hast Du einen netten Trip durch Europa hinter Dir, teilweise sogar Afrika. Andere Leute lassen sich das immerhin viel Geld kosten. [...]

Dass Paule S. auch in Russland ist, das war eine Überraschung. Dazu noch bei den Partisanen. Das hört sich so, na, harmlos an, aber das ist ein ganz gemeiner Krieg, so im Dunkeln. Wir waren im Winter auch verschiedene Male zur Partisanenbekämpfung eingesetzt und haben auch ein paar Dörfer eingeäschert. Da schießt es dann plötzlich irgendwoher und man weiss gamicht, was los ist. Und dann wird alles umgelegt in der Aufregung, was vor die Flinte kommt. Na, armer Paul. Pardon wird nicht gegeben. Das war mal eben ein bisschen Krieg. Genug davon. Dass der Krieg nun bald ein Ende nehmen muss ist mir auch klar, wenigstens hier im Osten. Aber wie? Russland ist gross und der liebe Gott weit. Warten wir es eben in Ruhe ab. Wir können nichts ändern. [...]

Ohne Frauen komme ich sehr gut aus. Ich habe mich wieder auf mich selbst besonnen und habe festgestellt, dass die eigene Frau doch die beste ist. Die Liebe steigt ja bekanntlich im Quadrat der Entfernung. Ich bin wieder geläutert und reinen Herzens und bin schon wieder imstande, anderen wegen ihres Lebenswandels ins Gewissen zu reden, wie es früher geübt wurde in Ffo.

Ja, da hast Du recht, auch für mich gehört die Zeit in Ffo. zu meinen schönsten Erinnerungen. Auch ich habe einen solchen Kamera-

denkreis nicht wieder gefunden. Bisher jedenfalls nicht. [...]

Sei nun herzlichst gegrüsst und bleibe munter und für Deine  
Zukunft viel Soldatenglück von  
Deinem Gerhard

«Was Dir gefällt, wird auch mir gefallen.»  
[Brief von Herbert G.]

Ffo., den 25.6.43

Mein lieber Günter!

Habe tausend Dank für Deinen lieben Brief v. 4.6.43. Du hast schon so richtig kalkuliert und wie immer «Köpfchen». Ja, ich bin zu Hause auf Urlaub. Es ist eine Reihe von Festtagen. Ordnung, Sauberkeit und dort nur Armut und Last. Ich will nicht klagen und habe mich dort ganz schön ausgefressen. Kein Wunder, auf den Liter 20 Eigelb, dann Butter nach Bedarf und na, ich will nicht, dass Du mit Gegenständen um Dich wirfst. Es sieht auch nicht überall gleich in Russland aus. Ich empfehle Dir, halte die Stellung in Potsdam. Es gibt verdammt windige Ecken draussen. Du willst wissen, was K.B.A. heisst, nun, in der Landsersprache «Kriegsbetriebsarschloch». Sonst als Herr Behörde «Kriegsbetriebsassistent» und entspricht dem Feldwebelrang. Es ist nicht viel und kämpfe ich um eine Beileihung als Sekretär, dieses entspricht dann dem Offz.-Rang. Meiner Zivilstellung entsprechend müsste ich mindestens Inspektor sein. Es ist aber ungerecht auf der Welt. Wenn ich hohe Schulbildung gehabt hätte, dann wäre kein Hinderungsgrund vorhanden, da ich aber nur 30 Jahre kaufmännisch tätig gewesen bin und die ganze Blase einstecke, zählt das nicht und muss ich hübsch untenbleiben. – Für

Deinen Vater ist es wohl auch schwer, das Richtige zu finden. Ja, der totale Krieg ist eben total und wenn alles zum Teufel geht. Aber Mut, nur Mut, wir werden schon siegen. Ich bin ruhiger geworden. Die ganze Politik kommt doch immer anders und solange ich zu essen habe und die Getränkefrage auch geregelt ist, mache ich mit. Meine Arbeiten erledige ich gewissenhaft und wer mir dämlich kommt und wenn es der Kaiser von China ist, dann kriegt er einen auf den Deckel. Es ist manchmal nicht einfach 76'000 ha Land zu verwalten und sollten wir den Krieg verspielen, dann ist der Fragebogen schuld. – [...]

Ich habe eine Bitte, gehe doch gelegentlich zum Hofphotografen von A. [...] und versuche einige Vierfarbendrucke zu bekommen. Stück kostet 1-2 Mark. Ich interessiere mich für weibl. Akt und moderne Blumenstücke. Der weibl. Akt möglichst aufrecht bis zu den Hüften, ist aber auch nicht daran gebunden. Was Dir gefällt, wird auch mir gefallen. Ich will die Blätter als Vorlagen benutzen. Es können ruhig zehn Stück sein. [...] Deine Auslagen vergüte ich Dir sofort. – So mein lieber Goldjunge, für heute grüsse ich Dich vielmal, lass Dich nicht belatschen und bleibe gesund.

Dein Herbert u. Familie

«Ich mache keine halben Sachen.»

[Briefe von Gerd K.]

Kuban, den 20. Mai 1943

Lieber Günter!

Von dem einen Brückenkopf, der nun ja, wie ich hörte, fini ist, bin ich jetzt zu dem anderen gekommen. Wenigstens brauchte ich keine grossen klimatischen Anstrengungen zu machen, denn hier ist es

mindestens genau so heiss. Tropenuniform hab ich auch bereits wieder. Also ist vieles wieder gleich geworden. [...]

Ebenso hab ich bereits die ersten Märsche in schattenloser Hitze – 35-40 Grad – und tollem Staub ohne etwas zu trinken hinter mir, hab sie aber gut überstanden. So nett, wie man es im Kintopp sieht, ist es allerdings nicht, wenn man es selbst machen muss. [...]

Hier sind alles alte Kämpen mit mindestens 3-4 Orden, da ist es nicht ganz einfach, sich reinzufinden. Aber es sind alles ganz feine Kerle. Der Krieg hier ist nicht einfach. Ich muss da noch ne Menge lernen, wenn ich hier mitmischen will.

Manchmal stehen sie 1½ Tage bis an den Bauch im Wasser, jede Sekunde gewärtig, dem Russen auf ein paar Meter gegenüberzustehen. Eine üble Sache. Genau wie in T. ist hier im Hintergrund das Wasser. Zwar nicht so gross wie das Mittelmeer, aber es reicht zu. Und genau wie in T. darf man nicht daran denken, dass der Rückweg einmal abgeschnitten werden könnte oder die Übermacht – wie es jetzt in T. der Fall war – zu gross werden könnte. Aber hier ist alles, ich will nicht sagen gut, das wäre zu allgemein. Die Stimmung... tscha, man hat die Nase zwar voll, weiss aber, dass es keinen anderen Ausweg gibt, also ist man 100°/oig bei der Sache und mischt eben aus vollem Herzen, wenn es etwas zu mischen gibt. [...]

Ich will hoffen, dass es Dir nach wie vor gut geht.

Ob Du noch bei PKs bist? Oder marschierst Du auch bereits? [...]

Für heute also recht herzliche Grüsse.

Dein Gerd

Es wird höchste Zeit, dass ich aufhöre, denn Splittermaxe ist am Wirken. Er kommt jeden Abend und schmeisst Bomben und Minen. [...]

Ich liege bloss ein paar km hinter den vordersten Linien und da rumst und bumst es des Öfteren mal. Ausserdem habe ich die Ost-

krankheit, die Schnellmachsachte, so übel wie noch nie.

Na, alles geht einmal vorüber...

In diesem Sinne nochmals Heil und Sieg!

Am 19.6.43

Lieber Günter!

[...] Na, wenn Du auch marschieren musst, dann musst Du dich schon an einige Sachen gewöhnen und auf manche Bequemlichkeit des Lebens bürgerlicher Art verzichten. Hat man sich aber damit abgefunden, dann ist es gar nicht so schlimm und man stellt fest: Es geht alles. In Bezug auf Verpflegung brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen, die ist bei der kämpfenden Truppe immer gut, auch wenn man mal von einem Brot nur  $\frac{1}{4}$  gebrauchen kann, weil das andere verschimmelt ist... Auch Schnaps und Wein gibt's mitunter. Und Frauen gibt's auch. Nur... wenn man näher hinsieht, beobachtet, wie sie sich in die Finger rotzen und an der Wade abwischen, oder hört, wie sie rülpfen, dann vergeht auch der leiseste Appetit! Und ich bin von fremdländischen Frauen besonderer Güte begreiflicherweise bedient. Da lob ich mir Juttan. Wenngleich ich dagegen protestiere, schon als verheiratet oder gar glücklicher Vater angesprochen zu werden. Nö! Is nich. Nach'm Krieg valeicht. [...]

Herzlichst

Gerd

Sonntag, 4.7.43

Hallo, old friend, thanks for your letter of 21.6. I'm glad to recieve something news from you and to heare, that you're quite well.

Na, bisher hatten wir also Glück. [...]

Es ist hier ein anderes Leben als in T. aber man muss sich nur um-



stellen können, Humor bewahren und versuchen, auch hier etwas Schönes rauszufinden. [...]

Das Wesentlichste ist, trotz der Einförmigkeit des Lebens, ein Tag gleicht dem anderen, seinen Geist nicht verrostet zu lassen – seine Ursprünglichkeit zu bewahren, so wie die Glut unter der Asche schlummert um durch Wind wieder zur Flamme zu werden. Ich bin stolz darauf, dass mich auch hier noch der FAUST oder Rilke gefangenhalten kann. Ich bin der Ansicht, dass der Kampf gegen die Sturheit die Hauptsache ist. Dass Du täglich in Lebensgefahr bist, ja – mon Dieu – dafür ist man nun mal Soldat.

Glaub nicht, dass ich hier idealistischer würde als sonst. Naim Prinzip gelten alle meine alten Anschauungen und Grundsätze, aber andere, völlig andere Lebensformen bedingen mitunter auch andere Einstellungen, Einschränkungen u.s.w.

Sei gegrüsst von Deinem alten Kumpel, Mitkämpfer, Untergebenen, Skatbruder

Gerd

PS. Der Skat blüht auch hier. 150.- RM hab ich schon gespart. Sobald wir 'nen Chef haben, werde ich Ogefr. Dann gibts Gehalt. Werd ich unheimlich sparen.

21.8.43 Lieber Günter!

[...] Ihr zu Haus macht Euch mehr Gedanken um alles als wir. Berlin soll so ziemlich den Kopf verloren haben...? Püh, machen sie's kaputtnitschewo. Is ja alles Sch... – egal, so traurig es wäre. Sizilien, Mussolini u.s.w. Mein Gott, wo ist denn das? Soooo weit! Bestürzung einen kleinen Augenblick rief es allerdings hervor. Na, nun wird das stolze Italia auch wohl nicht mehr sehr lange machen. Nitschewo!

Im Mittelpunkt unseres Interesses steht der kommende Winter,

d.h. seine Auswirkungen auf den Brückenkopf, denn hier sind wir unmittelbar die Betroffenen, alles andere berührt uns nur bedingt. Das soll nicht heissen, dass es uns kaltlässt, nö – aber wir sehen hier alles grosszügiger. Man bekommt ein anderes Blickfeld. Vielleicht spürst Du das auch noch. Hoffentlich hält die Heimat durch, denn sonst sehen wir Deutschland nie wieder--Schluss damit, denn die kurzen schriftl. Andeutungen können Dir doch keinen Überblick über meine Weltanschauung geben, die aber im Allgemeinen die gleiche geblieben ist – nur etwas akklimatisiert [...]

Im Übrigen plage ich mich in den wenigen freien Minuten mit «Faust» 2. Teil herum... bitte! [...]

Nun wünsche ich Dir (sagtest Du, Du hättest Halsschmerzen? na, na!) für Deine nunmehrige Laufbahn alles Gute und grüsse Dich herzlichst Dein alter Kumpel

Gerd

Bromberg, 23.4.44

Lieber Günter!

[...] Ich habe inzwischen kriegerische Lorbeeren geerntet in Gestalt eines EK II., Beförderung zum Uffz. und nun Ernennung zum Fahnenjunker und der evtl. Aussicht, Offz. zu werden. Z.Zt. sitze ich auf der Aufkl. und Kar. Schule in Bromberg und mache zackigen Dienst und Ausbildung und büffele. Was ich erreiche, weiss ich nicht. On verra. [...]

Ich muss viel an die Kameraden denken, mit denen man noch vor Wochen im Dreck lag. Was die jetzt wohl machen? Und dann bin ich dankbar: Dafür, dass ich hier ein Bett habe und Licht und mich waschen kann und ach, so vieles mehr. Selbst wenn ich hier mitunter trocken Brot esse und nichts zu rauchen habe oder Kippen drehe... Was ist das? [...]

Ich bin anders geworden in manchen Dingen, Günter, im letzten Jahr. Wenn man sich in die Erde krallt im Trommelfeuer und sich

anschliessend mit dem Russen schlägt und keilt all die Eindrücke... da bleibt etwas hängen und formt. Zwar hatte ich mich schon ausgerichtet Also sind die wesentlichsten Dinge, die Weltanschauung u.s.w. gleichgeblieben, doch so manche Kleinigkeiten, die letztlich ja doch alle zum Grossen gehören, sind umgeformt.

Vielleicht erlebst Du Ähnliches...? Genug davon.

Etwas anders hat sich in meinem Leben geändert. Grundlegend. Du wirst es noch nicht wissen. Ich habe mich verlobt. Mit dem Schwesterlein Jutta. Du kennst sie – glaub ich – Und das mit allen Konsequenzen für jetzt und die Zukunft. Es war kein übereilter Schritt, sondern ich habe es lange überlegt, geprüft und sie ist mir sehr wertvoll geworden – so wertvoll eben, dass ich sie festhalten will, um sie, sobald ich es kann zu meiner Frau und später zur Mutter meiner Kinder zu machen. Und ich bin glücklich, dass es so gekommen ist. Und sie auch. Glaub mir, es ist schön zu wissen, wo man hingehört und man hat ein Ziel zu leben, zu arbeiten und letztlich auch zu kämpfen. In dieser Beziehung würdest Du wohl staunen, könnten wir jetzt zusammen sein. Doch ich will Dir nichts vorschwärmen, weiss ich doch nicht, ob Du nicht nur ein Lächeln dafür übrig hast... [...]

Ich wäre hochofrennt, lieber Günter, wenn ich bald ein Lebenszeichen – es braucht kein langer Brief zu sein – von Dir erhielte, der mir sagt, dass Du meiner denkst und dass ich Dich als Freund nicht verloren habe, denn nach wie vor wünsche ich, wir könnten nach dem Frieden wieder zusammen sein. Als Freunde nämlich. Trotz mancher Gegensätze, die uns aber zweifellos nur vereinen.

Ich wünsche Dir von Herzen alles Gute und vor allem viel Soldatenglück.

Herzlichst

Dein Gerd

Lieber Günter!

Oh – Du glücklicher Mensch! Besitzt eine Schreibmaschine – [...]

Na, es freut mich, dass Du von der Krim gut fortgekommen bist. Ich habe sie länger genossen und habe auch genug von ihr.

«Eine Insel voll Schrecken geboren ist die Krim. Wer sie sieht ist auf allezeit verloren auf der Krim

Ich hoffe, im Westen eingesetzt zu werden, denn, wenngleich es dort härter zugehen wird, so... vor dem Osten graut einem.

Glaub mir, ich bin etwas verändert im letzten Jahr. Als ich im Januar Urlaub bekam, war ich vollkommen herunter. An meinem Körper sieht man noch heute die Male von Läusefrass. Ich lag damals vor Kertsch im Graben als Gr. J. und hatte 6½ Wochen kein warmes Essen, Kaffee und kein Wasser gesehen, habe Panzer dicht an mir vorbeirollen sehen und Iwan höchstpersönlich wortwörtlich in die Fresse gehauen. Soweit war's.

Es war'ne verd – üble Zeit. Und manchmal wundre ich mich, dass ich...

Und ruhig bin ich geworden! Oh, Du würdest staunen. Wenig oft bricht meine... na, wie soll man es nennen?... mein Frohsinn durch.

Und klar, dass durch all den Kram die Sehnsucht nach dem normalen Leben stärker denn je ist. Obgleich ich mir eben auch bewusst bin, dass dieser Kampf irgendwie zu Ende gekämpft werden muss und die Last dieses Kampfes eben auf unseren Schultern ruht.

Vielleicht bin ich auch in meiner Einstellung zu manchen Dingen in dieser Richtung etwas ruhiger geworden.

Das «Nach dem Krieg» ist noch dunkler geworden nach dem Ver-

lust des Zuhauses und aller Habseligkeiten. (Jutta und ihren Eltern geht's genau so!)

Trotzdem werde ich sicherlich bald heiraten. Ja, trotzdem. Denn später will ich es ja doch und warum soll ich noch so lange warten? Wer weiss wie lange noch alles dauert und ob dann nicht alles noch primitiver sein wird? Und die schönste Zeit ist hin – vorbei – Nö!

Wie sich das mit meinen bisherigen Anschauungen deckt? Kaum, da hast Du recht. Aber ich hab manche Nacht geknobelt und denke, dass es so schon richtig ist, nachdem ich der Überzeugung bin, dass Jutta die richtige Frau für mich ist und unsere Ehe glücklich werden wird, weil alle Voraussetzungen da sind. Ich werde 24 und sie 23. Na – wir sind uns der Verantwortung wohl bewusst und das Wirtschaftlich-Finanzielle muss sich eben «nach dem Kriege» regeln. Wird schon. Da bin ich Optimist (was bleibt mir auch anderes übrig?) [...]

Lass es Dir so gut als möglich ergehen und schreib mir bitte gelegentlich wieder einmal.

Mit den allerherzlichsten Grüßen bleibe ich

Dein Gerd

5a Bromberg, den 9.10.44

Lieber Günter!

[...] Du wirst auf meinem Briefkopf bereits ersehen haben, dass ich inzwischen Oberfähnrich geworden bin. [...]

Wie ich zur allgemeinen Lage und so weiter stehe? Am besten siehst Du es vielleicht daraus, dass ich trotz allem in etwa 4 Wochen zu heiraten gedenke. Ich bin durchaus nicht urplötzlich ein Optimist geworden, aber Günter, das Eine glaube ich jetzt ganz fest: Wir werden siegen, weil wir es müssen und wenn wir alle dabei verrecken. Ich sehe keinen anderen Ausweg. Wenn ich jetzt wieder rauskomme, so tu ich es nicht als Obergefreiter, sondern als Leutnant, d.h. als Zug

wenn nicht gargleich oder bald als Schwadronsführer. Ich mache keine halben Sachen. Also nehme ich auch das ernst. [...] Der vorige Lehrgang hat – ist ganz interessant – errechnet, dass die durchschn. Lebensdauer von uns etwa 95 Tage beträgt. Dann ... na ja. Man kann nur hoffen, dass das Ding, das einen erwischt, nicht so sehr schlimm wird. Das ist die Hoffnung, an die man sich – man ist ja doch nur ein Mensch – klammert.

Das mit den Tagen ist natürlich Blödsinn und etwa als Galgenhumor zu bewerten. Immerhin ist es da und man greift so was ja gern auf. [...]

Wollen wir hoffen, lieber Günter, dass es uns vergönnt ist, nach Beendigung des Krieges uns wiederzusehen. Wir werden uns allerdhand zu sagen haben. Ich glaube, wir müssen uns erst wieder richtig neu kennen lernen. Ich freue mich darauf. [...]

So wie wir sie kennen und wie wir sie uns vorstellen wird die Zeit, die kommen wird niemals mehr werden. Zu tief sind die Veränderungen, die bis ins Leben eines jeden Einzelnen gehen. Aber es liegt an uns, unser Leben auf eine möglichst nahe, möglichst ähnliche Basis zu stellen. Das wollen wir tun.

So, mein Lieber, es begleiten Dich meine besten Wünsche und ich grüsse Dich in alter Weise

Dein alter Kumpel Gerd

«Doch das alles macht der Liebe kein Kind.»

[Briefe von Kurt E]

Dänemark, 31.1.44

Lieber Günter!

Gestern erhielt ich Deinen lieben Brief, der mir von H. nachgeschickt wurde. Ich freue mich und danke Dir wieder mal ein paar

Zeilen von Dir alten Specker zu erhalten! Doch dass Du schon nach Russland gekommen bist, freut mich verdammt wenig! Wer weiss wo Du steckst und was Du tust wenn Dich dieser Brief erreicht. Mir hat man noch ein paar Wochen Galgenfrist gegeben indem man mich mit einigen anderen Kameraden nach Dänemark zur Erholung geschickt hat. Ich bin deshalb nicht böse sondern freue mich und versuche, mir das Leben so angenehm wie möglich zu machen, diensdich und privat! Wir liegen in der Nähe von Kopenhagen einer Stadt wo es z.Z. noch alles gibt, allerdings sieht man von uns lieber die Hacken als die Spitzen und oft genug kommt es vor das ein Bursche von uns ins Gras beissen muss. Man muss also die Pistole locker tragen und sich nicht zu nah an die Wäsche kommenlassen. Doch das alles macht der Liebe kein Kind. Wer von uns was will braucht es nur zu sagen, er kann gleich den Krankenwagen mitbringen! Es gibt natürlich auch viele deutschfreundliche Menschen, das ist klar. Vor allem die Frauen. Am Tage gucken sie stur weg, aber – am Abend wenn es dunkel wird, fallen sie uns mit den Beinen um den Hals. Es ist mit der Liebe hier fast wie in Frankreich, also freie Liebe! Doch wenn man das sieht, kotzt es einen tatsächlich an, so weit gehen unsere deutschen Begriffe nicht! Sonst verleben wir hier einen einigermassen ruhigen Tag. Dienst wird auch gemacht wie überall bei Preussens, doch ist der Ton einigermassen ertragbar. Soweit kann ich mich nicht beklagen, man hat das Gefühl einem friedvollen Land anzugehören! Lange wird dieses Leben leider nicht mehr dauern, dann werde ich auch wieder Richtung Osten dampfen und weiter gehts im alten Trott! So eine schöne Zeit wie wir sie zusammen in Frankfurt verlebt haben wird für uns wohl nie mehr kommen glaube ich! Ich denke noch recht oft an sie zurück, leider war das Glück zu kurz [...]

Wie geht es Dir alter Junge? Das ist zur Zeit meine Sorge! Wo

steckst Du und was hast Du für einen Posten. Schreib mir, wenn Du Zeit und Gelegenheit hast alles resdos ausführlich [...] Hoffst Du auch auf ein Kriegsende in diesem Jahr? Ich auch – dann wollen wir weiter hoffen. Dieser Mist steht mir schon über den Kragen, doch wenn nicht es ist mein einziger Trost, dass alles vorüber geht ..? Also lieber Günter, ehe Dich dieser Brief erreicht, vergeht eine lange Zeit, wer weiss, was dann schon wieder ist! So will ich Dir alles Gute wünschen, recht viel Soldatenglück, gute Gesundheit und eine baldige Heimkehr!

Es grüsst Dich herzlich in alter Freundschaft

Dein alter Specker

Kurt

Dänemark, 13. III. 44

Lieber Günter!

Ja lieber Günter wann ist der Krieg vorbei?? Jetzt alter Junge, bin ich auch Deiner Meinung nun hat man mich oft genug vor den Koffer gesch –, dass ich die Nase dermassen voll habe – jedenfalls mehr wie Du. Ich denke lange kann es nicht mehr so weitergehen irgendetwas muss in diesem Jahr geschehen was eine Entscheidung herbeiführt, hoffendlich erleben wir sie, nicht dass wir kurz vor Torschluss noch ein Ding gebrannt kriegen. [...]

Bald kann ich meine Koffer packen und mit einem Satz über Bin. gen Osten ziehen. Es ist zum Kotzen!

Auf jeden Fall bin ich ebenfalls froh, dass ich noch ein paar Wochen hier in Dänemark dem Krieg abgeluchst habe, es geht alles vom Krieg ab!

Nun mein lieber Leidensgenosse alter Freund wünsche ich Dir von Herzen viel Soldatenglück u. Hals u. Beinbruch

herzlichen Gruss lieber Günter

Dein Kumpel

Kurt



[unlesbar], den 13. VIII.44

Mein lieber Günter!

In einiger Sorge und mit schweren Gedanken denke ich an Dich. Wie geht es Dir, wo steckst Du und was tust Du? Über 3 Mon. habe ich von Dir keinerlei Nachricht. Es wird jedoch an der Postbeförderung liegen, da ich in letzter Zeit meine Feldpostnummer viel gewechselt habe. [...]

2mal waren wir im Kessel und kamen nur mit unserem Sonntagnachmittagsanzug heraus. Einmal hat man unsere [unlesbar] zur Sau gemacht und alles einkassiert. Dann hat man uns wieder zusammengesucht und gegen den bösen Feind eingesetzt. Und auch von diesem wieder zusammenhauen lassen. Zuerst zogen wir stärkstens gepanzert los, hatten die neuesten Waffen und Ausrüstungen Panzer Flieger Hornissen Sturmgeschütze I.P.W. und so weiter. Zweites Mal zogen wir nur noch mit ein paar I.P.W's los und zum dritten stiebelten wir mit Karabiner bewaffnet los. Dabei habe ich dann ein kleines Splitterchen ins Kreuz bekommen, das mich bis hierher nach Ungarn 150 km vor Budapest brachte. Inzwischen ist nun alles wieder in Ordnung, bis dieser Brief bei Dir ist lieber Günter bin ich schon wieder wer weiss wo? Also bekomme ich wieder keine Post. Ich habe die Nase restlos von diesem Volkstheater voll und wünsche nur, dass dieser Mist lieber heute wie morgen zu Ende ist. [...]

Wenn ich blos wüsste wie es Dir geht, dann wäre mir um ein gross Teil wohler. Alter lieber Specken Wo steckst Du? [...]

Lieber Günter ich wünsche Dir alles erdenklich Gute bleibe gesund und vergiss nicht Deinen alten Specker

Kurt

#### 19.5.44 [Einziger erhaltener Brief von Günter G.]

Mein lieber alter Kurt!

Endlich; endlich kann ich Dir wieder schreiben, aber wo und wann wird Dich nun mein Brief erreichen? Hoffentlich erreicht er Dich aber bei guter Gesundheit. [...]

Ja Kurtchen, wenn ich Dein Bild so richtig betrachte, dann will es mir scheinen, als ob Du Dich gamicht verändert hast. Nur etwas dicker bist Du wohl geworden. Das macht sicher die gute Kost in Dänemark. Aber ich glaube, Deine Geheimratsecken sind auch etwas grösser geworden und die Haare weniger. Ist da auch Dänemark dran Schuld? Na jedenfalls freue ich mich, dass Du dort so eine schöne Zeit verlebt hast und anständig über den Winter gekommen bist. [...] Ja, die Frankfurter Zeit liegt uns allen schwer im Magen, denn auch die andern Kumpels schreiben in jedem Brief davon. Es war auch zu schön und trotzdem haben wir uns in unser Dummheit uns noch manche schöne Stunde durch kleinlichen Zank und Streit verdorben. Heute lacht man darüber, was man damals für Sorgen hatte. Ja und wann ist der Krieg aus? Man wurstelt halt so weiter. Ich habe jetzt schon wieder 3 Tage überhaupt keinen Wehrmachtsbericht gelesen, denn seit der Krimgeschichte ist mein Bedarf daran gedeckt. Man lebt halt so in den Tag hinein. Na so langsam werden ja die Nerven, die bei dem Geschäft doch ziemlich gelitten haben, wieder in Ordnung kommen und dann geht alles seinen alten Trott weiter. Man gewöhnt sich ja jetzt im Kriege überall schnell ein, wenn nur nicht manchmal die Abendstunden wären, wo man so Zeit zum Überlegen hat und sich vorstellt, wie schön es doch ohne diesen Krieg wäre. Dann baut man dann Luftschlösser und wird dann wieder und immer wieder an den Krieg erinnert.

Na aber mal geht auch dieser Krieg vorüber und dann werden wir in unserm schönen Berlin sicher noch eine Ecke finden, wo wir uns

treffen können. Das wird aber eine Freude werden, was?

So Paddenbeen, es ist jetzt 10 Uhr und meine Schlafenszeit ist eigentlich schon längst ran; aber dieser Brief musste unbedingt noch geschrieben werden. Hoffentlich bekomme ich nun bald wieder Post von Dir.

Mit den allerherzlichsten Grüßen verbleibe ich

Dein alter Günter

Bleibe mir ja schön gesund!!!!

Brieg, am 31. Dez. 1944

Lieber Herr G.

Es wird mir diesmal sehr schwer, Ihren lieben Brief zu beantworten! Mein lieber Kurt wurde am 19. Sept, sehr schwer verwundet, und ist am 3. Okt. 44 in einem Feldlazarett in Neu-Sandez gestorben!

Diese schreckliche, für mich noch heute unfassbare Nachricht erhielt ich erst am 19. Okt. So war es mir nichtmal vergönnt, ihn nochmal zu sehen, oder ihm ein paar liebe Worte zu schreiben!

Heute vor einem Jahr war ich noch so glücklich mit ihm, wie anders ist mir heut zu Mute, und was wird nächstes Jahr sein?

Ihnen, lieber Herr G. wünsche ich nun weiter recht viel Soldatenglück, rutschen Sie gut ins «Neue-Jahr», und Dank für Ihre lieben Neujahrswünsche! – Rainerle ist schon ein grosser lieber Junge, Sie würden staunen; ganz wie der Vati! Wie stolz u. glücklich würde Kurt sein, könnte er ihn jetzt sehen, und sprechen hören!

Es grüsst Sie,

Hanna F. u. Rainerle

«Gaudeamus tamen!»  
[Briefe von Helmut C.]

Russland,  
das Grab meiner Jugend,  
am 4.3.42.

Lieber Günter!

Hoppla, da bin ich wieder. Und zwar zunächst nur, um Dir für Deine klassischen Briefe vom 7.2. zu danken. Wieso klassisch? Nun, wegen der starken Anlehnung ans Lateinische, – Caesar, Lieber Tertius, etc. – «Liber Helmut». Ja, siehst Du, das ist das Aufbäumen der Maschine gegen ihren menschlichen Bezwinger. [...]

Du fragst, mein Lieber, was hier bei uns das «Kriegsspielen» macht. Ein schönes Wort, nicht wahr? Eben habe ich mir aus der Zeitung unseres Abschnittes einen Artikel ausgeschnitten: «Macht sich die Heimat vom Krieg das richtige Bild?» Ganz gut dieser Aufsatz, nur müsste er in einer Heimatzeitschrift erscheinen, um einigen (Tausend oder Millionen?) unabhkömmlichen Herren in Zivil und auch beim Militär mal einen kleinen Eindruck der Gedanken unserer Landser draussen zu vermitteln. Na, bei Dir weiss ich ja Gottseidank, wie diese Worte vom «jouer à la guerre» (Louis XIV) gemeint sind. [...]

Recht herzliche Grüsse von  
Deinem Helmut

Am 2.8.42.

Lieber Günter!

Leider war es mir nicht vergönnt, Deine lieben Zeilen vom 14. Juli – für die ich Dir vielmals danke – gleich stante pede zu beantworten. [...] Partisanen vergönnten mir nicht diese ruhige Abendstunde vor drei Tagen. Sie waren in einem 20 km entfernten Orte gemeldet worden. Wir setzten uns in die Wagen und rauschten hin – acht Mann

und keine Kanone, dafür aber zwei I.M.G.'s. Als wir in das Dorf kamen, wollten die guten Ruskis mit uns nach dem Rezept: Klappe zu, Affe tot – verfahren. Wir waren mitten in ein Hufeisen hineingerauselt. Es war, da wir nicht mehr zurückkonnten, eine etwas unruhige Nacht, denn unsere «Gegenspieler» hatten immerhin noch einige s.M.G.'s und einen Granatwerfer. Du weisst doch, diese «Ratsch-bumm» und dann stolpert man schon. Morgens sahen wir die Bescherung, ca. 60 Mann. Gekriegt haben wir sie aber doch noch, wenn es auch zwei Tage dauerte. Das Dorf lag weit von der Vormarschstrasse ab und kein Landser weiter in der Nähe. Die Vorzüge des Blitzkrieges in Russlands Steppen. Erzählt habe ich es Dir, weder um es von Dir propagandistisch verwerten zu lassen, noch um als «Held» in Deine Erinnerung einzugehen, sondern lediglich als plausible Erklärung des Verstosses gegen unseren Blitzbriefwechsel. [...]

Es ist Sonntagabend, ich habe schon überlegt, wohin ich heute ausgehen soll. Dessen bin ich aber – fürsorglich wie die Wehrmacht nun einmal ist – eben durch den Ruf «Stellungswechsel vorbereiten!» enthoben worden. [...]

Herzliche Grüsse von  
Deinem Helmut

Russland, am 4. Tag des 4. Jahres des 2. Weltkrieges. Lieber Günter!

[...] Wo wir sind? J.w.d. in Russland. [...]

Wir liegen vor einem Fluss, dessen Übergang erzwungen werden soll. Haben eine wenig angenehme, sehr temperamentvolle Zeit (hoffentlich!!) hinter uns. Ein schönes Bild, wenn am Tage unsere Luftüberlegenheit in Form von zwei Me's über uns dahinbraust. Ausserdem kommt auch der Russe (wenn es nur stündlich ist, geht's noch), aber nur mit zehn bis fünfzehn Fliegern auf einmal. In bunter

Abwechslung Ratas, russische, englische und amerikanische Bomber, alles was man nicht haben will. Wenn es dunkel ist kommen seine «Nachteulen», ganz tief und langsam fliegende Viecher, die einen Lärm wie ein Aussenbordmotor machen. Sie lassen in munteren Reihen Leucht- und andere Bomben fallen. Sorgen so in freundlicher Weise dafür, dass wir nicht am Gerät vor Übermüdung einschlafen.

Das war die Luft. Auf dem Boden Giftschlangen, Malariamücken und kein Wasser. Übrigens ein gutes Rezept: nimm mal Tee zum Rasieren, geht ganz fabelhaft. Du weisst doch: gut rasiert, gut gelaunt. Der feine Herr nimmt Apfelschalentee-Rasierwasser.

So, das waren meine grössten Sorgen. Nun will ich Dich nicht länger vom Paddelbootfahren abhalten. [...]

Denk' mal wieder an Deinen «kleinen Vetter», der irgendwo in Russland in alter Frische dahinvegetiert.

Herzlichst Dein Helmut

Im Felde (bum!) am 30.9.42.

Lieber Günter!

Was sagst Du zu der Ortsangabe? Zackig wie immer! Ich kam mir dabei so unerhört kriegerisch vor. [...]

Auch ich habe mich vorgestern propagandistisch wertvoll gemacht. Auf Befehl einer höheren Stelle sollte bei unserer Abteilung ein Frontbericht verfasst werden. Ich unglücklicher Mensch wurde mit dieser würdigen Aufgabe betraut. Das musst Du Dir mal vorstellen: hier vorne, wo es auch mal schiessen soll, solchen Aufsatz (beinahe hätte ich etwas anderes geschrieben!) zu fabrizieren. Ich habe mich hingesezt, mich von der marsischen (nicht marxistischen!) Muse küssen lassen, meine Feder hat Feuer und Schwefel gespritzt und in einer halben Stunde war es geschafft. Du hättest es mal lesen

sollen, so viel geschossen und gesiegt wird nicht einmal bei Karl May. Als ich es dann meinem «Arbeitsgeber» brachte, war der schwer begeistert (!!!). Nur bei der Überschrift: «Erinnerungen eines Kriegers» tat er einen kleinen Seitenblick auf mein von Ernst beherrschtes Antlitz. Das Kulturzeugnis (nicht mein Antlitz) wurde so wie es war eingepackt und verfrachtet. Ja, mit solchen Sorgen muss man sich hier auch noch quälen!

Mach's weiterhin gut und sei recht herzlich gegrüsst von Deinem  
Helmut

\*

Am 3. Adventsonntag. 42

Mein lieber Günter!

[...] Wenn Du Deinen Sylvesterpunsch leerst, dann denke auch mal kurz an mich, der hier am A.d.W. (A... der Welt) Dich recht herzlich grüsst mit der alten und doch immer wieder zutreffenden Parole: «Gaudeamus tamen!»

Dein Helmut

Am 20. November 44.

Lieber Günter!

Meinen herzlichsten Glückwunsch zu den Sternen! Nun kannst Du ja bald heiraten. Möge es später im Zivilberuf schneller gehen [...]

Es grüsst Dich herzlichst

Dein Helmut

Am 17. Dezember 44.

Mein lieber Günter!

Ich will versuchen, bei dauerndem Telefongeklingel («Was schießt bei Ihnen? Und warum?») und einer tollen Katzenmusik in unserer Kasematte (Mundharmonikas, C+G-Dur, Bratpfanne und Sauerkohleimer) Dir für Deine Zeilen vom 12. zu danken. Die Post geht zwischen uns ja bestens!

Was macht denn Dein Kriegstagebuch? Auch ich habe mal bei meinem alten B-Haufen sowas geführt, musste es drei Monate aufarbeiten und habe dementsprechend geschwindelt. [...]

«Du trägst ein entzückendes Kleid» spielt unsere Hauskapelle eben mein «Kampflied» und man bringt mir einen Teller mit Kartoffelpuffer. Also die Pflicht ruft.

Auch Dir, lieber Günter, wünsche ich nun ein frohes Weihnachten. Auch diesmal, zum sechsten Mal, wollen wir der Hoffnung Ausdruck geben, es möge das letzte Weihnachten im Kriege sein. Das nächste also im Kreise der Familie und was dazu gehört. Bis dahin sei herzlichst gegrüsst von

Deinem Helmut

Obersteben, den 27.12.45.

Lieber Günter!

[...] So, nun kurz zu meinen letzten Eskapaden. [...]

Mit dem Studium wird es vor April sowieso nichts, sodass ich bis dahin auch Berlin nicht mit meiner Anwesenheit beehren werde. Wer es heute nicht nötig hat, soll die Stadt meiden. In der einen Woche, die ich dort war, habe ich einen richtigen Ekel vor dem Treiben dort bekommen. Na, es wird schon «mal» besser werden. Du siehst schwarz für Deine kaufmännische Zukunft, Günter. «Nur nicht die Ruhe verlieren!» sprach die Schlange und fuhr aus der Haut. – Man kann ja heute kaum etwas für die nächsten Jahre voraussagen, aber



mit dem nötigen Schwung wird es schon irgendwie klappen. Ich habe zwar immer alles einigermaßen rosig gesehen, bin aber auch nie völlig enttäuscht worden.

So, lieber Günter, nun möchte ich hoffen, dass es Dir ebensogut geht wie mir und grüsse Dich recht herzlich.

Dein Helmut

«... Opfer des Faschismus musst du gewesen sein ...»

[Briefe von Rudi S.]

Berlin, den 7. November 1945

Mein lieber Günter!

Endlich habe ich nun auch eine Nachricht von Dir erhalten. Ich danke Dir für Deine liebe Karte und freue mich, dass Du am Leben bist. Wie immer hast Du alter Schwede Glück gehabt und wirst es bestimmt im Leben immer haben. Vergiss mich dabei, Deinen alten Kumpel nicht. Sicher bist Du Schreiber bei den Siegern. Na, ist ja egal für wen Du schreibst, Hauptsache ist Du fährst dabei gut. Dass Du von hier noch keine Nachricht hast will ich Dir glauben, ist aber alles in Ordnung. Bleibe nur so lange Du kannst dort, denn in Berlin sieht es schlimm aus. Wenig Arbeit, d.h. richtige und wenig Essen dazu nun der kalte Winter, was soll das werden?

Nun einiges von mir. Die Kampftage haben wir gut überstanden. 12 Tage war es ein Kellerleben, denn unser Bezirk ergab sich als das Schwein tot war. Kampflös wurden die Waffen gestreckt und vom Fenster aus konnte ich beobachten, wie sich unsere Soldaten ergaben. Alles vergebens. –

Das war der 2. Mai. Unser Haus blieb heil und uns wurde auch nichts geklaut. Genauer werde ich Dir später erzählen. Nun zur Firma. Die war zuvor total ausgebrannt und zerbombt. Nur die Kel-

lerräume blieben so einigermaßen heil. Also da war nichts mehr zu machen. Lejeun wurde da bei der Nachtwache schwer verwundet. Die Ware, die noch in den Kellerräumen war wurde restlos ein Raub des Krieges. Auch K.s Sachen und H. und die andere haute volais hat fast alles aus dem Keller verloren. Und zum Schluss brannte es auch noch aus. Also DT., Null, Nichts. –

J. ist durch eine Granate getötet worden. Schade um ihn. N. sitzt im ehern. KZ, in Oranienburg. Und die anderen Pgs werden sie auch noch gekriegt haben. K. war auch da. Zu ihm sagte ich: «Watt Herrmann Du traust Dir ooch noch hier her!» Er sagte nichts und schwieg. Nun ging es ans aufräumen. Tag für Tag Schutt und Lumpen usw. Ich war bei der Kolonne B., L., G. und P. Wir haben gut zusammengearbeitet und verstanden uns auch sehr gut. Dann kam das Verhängnis. Wir lebten in Gedanken des Krieges und der Plünderung und fanden nun auch während der Arbeit nasse Lumpen und verkohltes Zeug, welches wir mit nach Hause nahmen. Ohne natürlich Artur zu fragen. Nicht nur wir fünf auch die anderen beteiligten sich. Nun fanden wir allerdings mal etwas Besseres und das ging bei B. und P. auch mit. Dann kam plötzlich die Kontrolle und beide wurden erappt. Natürlich wurden wir andern drei als mitschuldig erklärt, weil wir davon wussten und ihm nichts sagten. Also in Gnaden entlassen. Ich weiss nicht ob Du mich nun verurteilst, oder ob Du anders darüber denkst. Vielleicht wärest Du in eine ähnliche Lage gekommen. Na jedenfalls ist der Film erledigt. Und in der DT ist sowieso nichts mehr zu machen. Tote Laus. Es sind wohl noch 50 Menschen dort.

Nun kratzen sie weiter Tag für Tag in den Trümmern.

Kriegsgefangene, die zurückkehrten hat er abgewiesen, da der Betrieb nichts abwirft. Ware gibt es nicht. Nur Steine.

So Günter, das habe ich nur Dir persönlich geschrieben und bleibt unter uns....

Nun tat ich erst mal eine Weile nichts. Ruhte mich nach dem Durcheinander aus. Dann warf ich mich auf Musik. Das wurde mir dann über und es waren auch zuviel auf dem Markt. Dann wurde ich Schulhelfer. Eine Woche. Jetzt a.D. Nur noch im Arbeitsbuch. Aber das muss ich Dir mal später persönlich sagen im Brief geht es schlecht.

Nun mache ich Geschäfte. Hier und da mal. Man schlägt sich so recht und schlecht durch. Ich sage mir, kommt Zeit kommt Rat. Renten soll es ja auch geben.

Im September gab es in Berlin einen Markt, wo man sich Geld machen konnte, leider ist das nun vorbei. Zigaretten kosten 5 RM. –

Ja Günter, was soll nun werden? Ich weiss auch nicht. Vielleicht kannst Du mir mal später weiterhelfen.

Du wirst sagen, was der sich denkt, ich sitze hier in Gefangenschaft und weiss selbst nicht was mit mir wird. Deinen Laden habe ich gesehen. Ein wenig beschädigt, aber wieder auszubauen. Eine Schreibmaschine habe ich mir auch zugelegt, 1,7. Nun kann ich immer tüchtig schreiben. –

Das wäre so in grossen Zügen alles. Morgen gehe ich mit Kleines ins Theater. Und so verbringt man seine kurzen Tage.

Nun lieber Günter will ich für heute vorerst schliessen.

Hoffentlich erreicht Dich dieser Brief und ich bekomme recht bald Antwort. Solltest Du Briefmarken von den Amis auftreiben können wäre ich Dir sehr dankbar. Hier gibt es den Berliner Bären. Nun lieber Günter bleib schön gesund und lass dich recht bald hören. Es grüsst Dich recht herzlich

Dein Freund Rudi

Berlin, den 11. März 1946

Mein lieber Günter!

[...] Wie ich aus Deinem Schreiben entnehme hast Du es nach wie vor wieder gut getroffen. Bei Dir kann ja eigentlich auch nichts

schief gehen, so viel Glück ist ja gar nicht auszudenken. Na, und was die Jahre anbetrifft, so ist es doch eigentlich gleich wo man alt wird. Der eine in einer Trümmerstadt, der andere auf dem Lande. Wer hat es wohl besser? – Was willst Du mehr, hast dort Abwechslung und Vergnügen, mehr kann der Mensch bestimmt nicht verlangen. –

Mir geht es soweit ganz gut. Die Arbeit wird nach wie vor gross geschrieben. Man kann ja auch nicht bei dieser Verpflegung. Du wirst es nachher erst feststellen, wenn Du hier bist. Ja, ja wir Kriegsversehrten, ha, das ich nicht lache, Antifaschist bzw. Opfer des Faschismus musst Du gewesen sein, wenn Du was werden willst. Na schön, meinen Segen haben sie. Wir werden uns auch durchbeissen. Die DT. hat alle entlassen und wenn der Aufbau beginnt, dann wird er sich welche aussuchen, die er einstellt. So sieht es aus. Naja wenn auch keine Ware da ist, was sollen die Firmen tun.

Schippen und nochmals schippen, das ist das Gebot der Stunde. Ohne mir. Wir haben im Leben genug geschippt. Die anderen wollen auchmal. –

B. treffe ich öfters auf dem Markt. Er macht auch so Geschäftchen und schlägt sich so durch. –

Aber ansonsten mein lieber Günter werde ich mich schon durchbeissen. Es muss doch mal wieder besser werden.

Wie sieht es bei Dir mit Zigaretten aus? Wenn Du keine mehr schicken kannst, dann bring mir doch bitte welche mit. Wird alles bezahlt was sie kosten. – Auch auf Am-Post Briefmarken bin ich scharf. Sieh doch bitte mal zu was sich machen lässt.

So, nun will ich Schlussmachen und hoffen, dass Dich mein Brief noch erreicht. Bleib mir schön gesund und ich drücke beide Daumen, dass wir uns recht bald in Berlin begrüßen dürfen. Recht herzliche Grüsse in alter Frische immer

Dein Freund Rudi

*Ein Philatelist ruft uns an, er habe einen Paken Briefe. Ob sie uns interessierten? Ein Mann habe sie ihm übergeben, der sie beim Aufräumen seines Kellers gefunden habe. Für ihn, den Philatelisten, seien nur die Briefumschläge und Marken interessant. Es stellt sich heraus, dass es sich bei dem «Paken» um mehr als 1'000 Briefe handelt, alle adressiert an einen Günter G.; Briefe von Eltern, von Freunden und Bekannten, Glückwunschkarten und Telegramme, alle nach Absender alphabetisch geordnet. Längere Zeit haben wir versucht, Günter G. in Berlin ausfindig zu machen – ohne Erfolg. Aus den Briefen lässt sich andeutungsweise die «Kriegsbiographie» des Günter G. rekonstruieren. Günter G. war wohl bis 1941 in Frankfurt in einer Schreibstube beschäftigt. Danach wurde er nach Potsdam versetzt, kam 1942 als Kriegsberichterstatter nach Tunis und 1943 als einfacher Soldat an die Ostfront. Nach Kriegsende war er wohl «Schreiber» in amerikanischer Gefangenschaft. Er muss von seinen Einsatzorten Tausende von Briefen verschickt haben.*

*Wir haben uns bei der Auswahl für dieses Buch auf die Briefe seiner Frankfurter Schreibstubenkollegen, seines Veters Helmut und eines ehemaligen Berliner Arbeitskollegen beschränkt.*



Briefe von Heinz B.

## «Liebes unbekanntes Fräulein Giesela!»

### *Ein U-Boot-Matrose aus dem Nördlichen Eismeer*

An Bord, d. 27.10.43

Liebes unbekanntes Fräulein Giesela!

Sie werden sicher ganz erstaunt sein, von einem unbekanntem Soldaten Post zu erhalten u. sich den Kopf darüber zerbrechen wie [ich] zu Ihrer Adresse komme, aber das tut wohl weiter nichts zur Sache, für mich ist nur die Hauptsache, dass ich in Ihnen eine Briefpartnerin finden würde, die mit mir in regen Briefwechsel treten möchte. Denn für einen Soldaten ist es immer eine Freude, wenn er aus der Heimat ein paar liebe Zeilen erhält, vor allen Dingen wenn es einem so geht wie mir der in einer gottverlassenen Gegend im hohen Norden steht, wo jetzt schon alles in Schnee u. Eis liegt.

Also sind Sie mir nicht böse, wenn ich Sie mit meinem Schreiben belästige u. schreiben Sie mir bitte bald wenn es Ihre Zeit zulässt.

Es grüsst Sie unbekannterweise  
Heinz B.

An Bord, d. 20.11.43

Liebe Giesel!

Heut habe ich endlich Ihren lieben Brief mit vielen Dank und grosser Freude erhalten. Sie können sich gar nicht vorstellen wie ich auf Ihren Brief gewartet habe, jedesmal wenn Postausgabe war, habe [ich] nur auf einen Brief aus Berlin gewartet, aber immer vergebens,

bis heute der grosse Augenblick gekommen war. Wenn ich Ihnen so schreibe werden sie mich wohl für einen Schwärmer halten, aber es ist das erstemal, dass ich einem unbekanntem Mädels geschrieben habe u wenn man dann gleich Ihre kurze Beschreibung mit den blauen Augen u. blonden Haar bekommt kann man ja gar nicht anders schreiben wie ich.

Liebe Giesel ich wäre Ihnen dankbar, wenn sie mir nun eine nähere Beschreibung von Ihnen mitschreiben würden, die beste wäre wohl ein Bild von ihnen, nun werden sie sagen der hat es aber eilig der hat wohl mal was von Berlinerschnelligkeit gehört.

Aber liebe Giesel das ist noch nicht alles, denn ich habe noch eine Bitte u. diese ist, dass wir das «Sie» weglassen u. uns «Du» schreiben, denn das «Sie» stört doch, da wir ja immer in Briefwechsel bleiben wollen. Ich will gern so lange warten, bis sie mir schreiben, dass sie damit einverstanden sind. Ich hoffe ja, dass es nicht zu lange dauern wird, dass wir uns persönlich kennenlernen, aber dieses Jahr nicht mehr.

Liebe Giesel, ich bin direkt gespannt, wer Ihnen verraten hat von wem ich Ihre Adresse habe.

Es grüsst Sie herzlichst Ihr unbekannter Heinz

Die besten Grüsse an Ihre Eltern.

An Bord, d. 25.12.43

Liebe Gisel!

Heute musste ich wieder wie immer alle Tage an Dich denken, ganz gleich ob es auf See auf Wache ist oder im Hafen bei irgendeinem Dienst immer muss ich an Dich liebe Gisel denken trotzdem wir uns noch gar nicht kennen, aber heut musste ich besonders viel an Dich denken u. als ich mich heut zum Mittagschlaf hinlegte (denn wir haben fast die ganze Nacht durchgefeiert), dachte ich noch die



schönste Weihnachtsfreude wäre ein Brief von Gisel u. es konnte nicht schöner sein. Ich war gerade so schön beim schlafen als mich der Posthoier weckte u. mir Deinen Brief überreichte. Erst wollte ich den Posthoier anschreien warum er mich nicht schlafen lässt, aber als ich sah, das der Brief von Dir ist war gleich alles wie verfliegen.

Vielleicht kannst Du Dir vorstellen, wie gross die Freude war als das langersehnte Bildchen von Dir mit bei war. Liebe Gisel, jetzt weiss ich doch auch wie das blonde Mädchen aussieht mit dem ich mich schreibe.

Liebe Gisela, wie hast Du denn den Heiligen Abend verlebt? Hoffentlich hat Dir das Christkind recht viel gebracht? Ich wünschte, ich könnte auch bald wieder einmal Weihnachten in der Heimat feiern. Das war nun schon der 3. Weihnacht fern der Heimat u. dazu immer im Ausland da ist es nicht so schön wie in Deutschland. Aber da ist eben nicht dran zu ändern, dafür ist Krieg. Mit dem Urlaub ist nichts geworden. Ich denke, dass es nun Februar-März soweit ist.

Liebe Gisel die herzlichsten Grüsse sendet Dir Heinz  
Die besten Grüsse an Deine Eltern.

An Bord, d. 4.1.44

Liebe kleine Gisela!

Da ich heut viel Zeit habe, will ich Dir wieder ein paar Zeilen senden, denn ich denke ja, dass Du darüber nicht böse sein wirst, sondern Dich freust, so wie ich wenn von Dir Post bekomme.

Am schönsten wäre es für mich wenn ich jeden Tag einen Brief von Dir bekäme. Warum? Vielleicht weil Du mir immer so schöne Briefe schreibst, oder weil Du mir auf dem Bild, was Du mir geschickt hast, so gut gefällst. Liebe Gisel, Dein Bildchen habe ich bei mir in der Kojе befestigt, so dass ich Dich immer sehen kann, jeden

Tag wenn ich aufsteh u. abends, wenn ich schlafen geh muss ich Dich ansehen u. da denk ich immer, wird Gisel jetzt auch an mich denken.

Liebe Gisel freust Du Dich auch schon auf unser persönliches kennenlernen? Ich mache mir jetzt schon Kopfzerbrechen darüber, wie ich Dich dann am besten erreichen kann, wenn Dich dann so ganz unerwartet ein Heinz sprechen will. Bist Du auch telephonisch zu erreichen? [...]

Die besten Grüsse an Deine Eltern

An Bord d. 21.1.44

Liebe kleine Gisel!

[...] ich möchte Dir ja auch gerne ein Bild von mir schicken aber ich hab ja kein vernünftiges u. hier oben kann man sich auch keine machen lassen. Ich habe wohl noch eines aber da sehe ich aus als wenn ich gerade aus dem Wasser gezogen worden wäre u. dies will ich nicht schicken, denn da blamiere ich nicht nur mich, sondern die ganze K-Marine.

Dann habe ich noch eins aber da bin ich mit meinem Vater u. mit Schwester darauf, das willst Du wohl sicher nicht haben. Ich will nun schliessen in der Hoffnung, dass Dich der Brief bei bester Gesundheit erreicht u. Ihr weiterhin von den Terrorangriffen verschont bleibt wie bisher. [...]

Deine Eltern haben doch sicher nichts dagegen, das Du Dich mit mir als unbekanntem Soldaten schreibst.

An Bord, d. 3.2.44

Liebe kleine Gisel!

[...] Ich komme gerade von Wache u. habe an meine unbek. Gisel gedacht u. mir ganz fest vorgenommen heut zu schreiben. Meine Kameraden sind beim Feiern u. da soll ich natürlich mitmachen, denn wir haben ein U-Boot versenkt u. das ist ja Grund genug zum Feiern, aber Dich liebe Gisel kann ich doch nicht noch länger warten lassen,

sonst kommst Du noch auf den Gedanken u. denkst, ich schreibe überhaupt nicht mehr.

Liebe Gisel, Du schreibst wieder, Du möchtest mir gern etwas schicken, wenn Du nur etwas bekommen könntest, aber ich will doch nichts, ich kann es ja verstehen, dass Ihr uns Soldaten eine Freude machen wollt, wenn Ihr uns eine Kleinigkeit schicken könnt, sei mir darum bitte nicht böse, aber auch meiner Schwester habe ich verboten nur irgendetwas zu schicken. Ja liebe Gisel, nun wirst Du sagen, das scheint ja ein komischer Kauz zu sein, ein anderer schreibt höchstens, dass er geschickt haben möchte u. der schlägt es ab. Aber kleine Gisel, so komisch bin ich ja auch nicht, aber wie ich bin, wirst Du am besten sehen, wenn ich zu Dir komm. Ich hab jetzt schon immer Angst, ob ich Dir auch gefallen werde u. ob Dein Urteil zu meinen Gunsten ausläuft. [...]

An Bord, d. 4.2.44

Liebe kleine Gisel!

Habe gestern Deinen lieben Brief u. die Illustrierten dankend u. mit grosser Freude erhalten. Mit den Zeitungen hast Du mir eine Freude gemacht wie Du Dir's vielleicht gar nicht gedacht hast denn das ist hier oben ein ganz seltener Artikel u. wenn wir mal an Land kommen, werden alle Illustrierten aufgekauft, die es gibt. Liebe Gisel, Du möchtest nun gern genauer wissen wo ich steck, aber das kann ich Dir leider nicht schreiben, denn das wird streng bestraft. Also lassen wir es lieber beim alten, denn mit einem Sträfling willst Du Dich doch dann sicher nicht mehr schreiben.

Liebe Gisel, jetzt will ich etwas nachholen, was ich bisher immer versäumt habe, denn ich will Dir jetzt Deine Frage nach meinem Aussehen beantworten, aber ich dachte immer darüber hätte Dich Deine Tante schon aufgeklärt.

Ich bin 20 Jahre alt, 1,75 m gross, schlank, u. habe dunkles Haar.

Ich denke, dass Dir das vorläufig bis zum persönlichen kennenlernen genügt. Hoffentlich bin ich jetzt nicht derjenige, der Dich enttäuscht. Zuerst warst Du es die Angst hatte, aber jetzt bin ich an der Reihe, denn von mir hast Du ja noch kein Bild u. ich weiss also nicht, wie ich Dir gefalle, wie Du mir, das habe ich Dir ja schon geschrieben. [...]

An Bord, d. 9.2.44

Liebe kleine Gisel!

[...] Jetzt will ich Dir noch einen Vorschlag machen, aber ich weiss ja nicht, wie Du darüber denkst. Ich wollte Dirs ja erst nicht schreiben u. Dich erst fragen, wenn auf Urlaub bin, aber ich glaube, so ist es besser, denn da kannst Du Dich darauf vorbereiten, wenn Du damit einverstanden bist. Du sollst, wenn ich in Urlaub komm', mit nach Striegau kommen, denn meine Geschwister haben schon wieder Angst, dass sie zu kurz kommen könnten, wenn ich Dich erst in Berlin besuche u. dann erst nach Hause komme. Deine Tante will Dir übrigens dasselbe schreiben, sie u. meine Schwester haben mir den Vorschlag gemacht, Dir das zu schreiben. Ich will nun schliessen u. Du kannst Dir's ja überlegen u. mir schreiben wie Du darüber denkst.

Die herzlichsten Grüsse sendet Dir liebe Gisel

Heinz

Die besten Grüsse an Deine Eltern.

An Bord, 17.2.44

Liebe kleine Gisel!

[...] habe heut grosses Pech gehabt, denn ich wollte meinen Vater, der ja auch hier oben im hohen Norden ist für 3 Tage besuchen, nun ist aber plötzlich die Strecke, über die ich fahren müsste, für Urlauber gesperrt. Ja, was sagst Du dazu? auch «Pech» was. Mein Urlaub war schon genehmigt. [...]

Liebe kleine Gisel, hoffentlich bist Du mir über den letzten Brief, den ich Dir geschrieben habe nicht böse. Dass Du nichts sagst, das scheint mir ja auch das richtige zu sein, nun kennen wir uns noch gar nicht mal u. da will er mich schon von zu Hause weglocken. Aber liebe Gisel, ich meine das war nur ein gut gemeinter Vorschlag; u. Du wirst ja auch wissen, was Du zu tun hast. Wenn Dich ausserdem Deine Tante noch darum bittet nach Striegau zu kommen, wirst Du es ihr wohl kaum abschlagen, denn sie scheint Dich in ihr Herz geschlossen zu haben, dass sie so gut von Dir spricht, wie meine Schwester immer schreibt.

Liebe Gisel, ich will nun schliessen in der Hoffnung, dass es Dir weiterhin gut geht, was ich auch von mir sagen kann. [...]

An Bord, d. 30.4.44

Liebe kleine Gisel!

[...] Ich will dir heut wieder ein paar Luft-Feldpostmarken mit-schicken, denn ich nehme an, dass Du keine mehr hast. Ich glaube kaum, dass Du sie alle gebrauchen wirst, denn jetzt im Mai oder Juni bekomme ich bestimmt Urlaub. Jetzt in den nächsten Tagen kommen wieder einige Kamerad vom Urlaub zurück u. wenn dann 3 Mann fahren können, bin auch bei. Wenn alles gut geht, bin ich dann Pfingsten zu Hause. Also drücke beide Daumen. Eigentlich bin jetzt froh darüber, dass ich erst so spät Urlaub bekomme, denn jetzt im Sommer da kann man wenigstens Schwimmen gehen oder bist Du wasserscheu.

Gisela, nimmst Du mich dann auch mal mit in Eure Sommerlaube, wenn ich Dich in Urlaub komme u. Dich besuche.

[...] Ich will nun schliessen mit den herzlichsten Grüßen Dein unbekannter

Heinz

Die besten Grüsse an Deine Eltern.

Liebe kleine Gisel!

[...] Ich weiss gar nicht, wie ich Dir für das schöne Bild danken soll, ob es mir gefällt, bedarf doch gar keiner Frage, so ein Bild mit einem soo schönen Mädchen muss einem doch gefallen. Mir fehlt jetzt nur noch ein schneidiger Bilderständer, wo ich das Bild reinton kann u. es in meiner Koje aufstellen kann, wo ich Dich immer seh, wenn ich abends schlafen geh u. früh aufsteh. Liebe Gisel, mm wirst Du mich wohl auslachen, aber wo jetzt das schöne Bild von Dir habe, bin ich ganz verliebt, wenn ich Dich dann persönlich kenne, wird es wohl vor Liebe kaum noch auszuhalten sein. Ich meine natürlich nur von meinerseits, von Dir aus weiss ich ja nicht. Nun wirst Du wohl sagen, der hat wohl schon den Polarkoller, der legt sich ja anständig ins Zeug, wie kann der denn jetzt schon von so etwas schreiben. Stimmts? Aber liebe Gisel, es ist mein Ernst. [...]

Dieser Tage wurde im Radio das Lied gespielt, «Wenn ich Urlaub hab, da freu ich mich auf Gisela». Da konntest Du aber Heinz einmal am Radio sitzen sehen.

Ich will nun schliessen, denn es ist schon ziemlich spät geworden. Es ist jetzt 24 00 Uhr. Um 23 00 Uhr ist die Sonne erst untergegangen, aber in 1 Stunde geht sie schon wieder auf, in 1 paar Tagen geht sie überhaupt nicht mehr unter u. vor 2-3 Mon. wurde es gar nicht Tag, da war es immer finster, da kannst Du Dir ja vorstellen, was das für ein verrücktes Land ist.

Liebe Gisel, sei nun recht herzlichst  
gegrüsst von Deinem unbekanntem

Heinz

Die besten Grüsse an Deine Eltern.

Striegau, den 26.6.44

Liebe kleine Gisel!

Ich hätte wohl doch noch länger bei Euch bleiben sollen, vielleicht hätten wir doch weiterhin Glück mit den Fliegerangriffen gehabt. Denn nun bin ich kaum ein paar Tage weg von Euch, da habt Ihr schon wieder solch schwere Terrorangriffe gehabt. Ich hoffe ja, dass Ihr alle noch wohl auf seid u. Euch nichts passiert ist.

Liebste Gisel, wie ist das nun, werdet Ihr bestimmt noch hierherkommen? Denn da habt Ihr doch ein paar Tage Ruhe, u. ich warte doch schon mit Sehnsucht darauf, Dich liebe Gisel, wiedersehen zu können. Morgenabend will ich mit meinen Schwestern ins Variété gehen, aber so gross wie bei Euch wird ja der Aufzug hier nicht sein. Für mich war es natürlich doppelt schön, weil ich mit Dir gehen konnte, aber ob das für Dich auch so viel bedeutet, weiss ich nicht, denn die Antwort auf meine Fragen im letzten Brief hab ich ja noch nicht erhalten.

Ich will nun schliessen, in der Hoffnung recht bald Deine Antwort zu erhalten.

Die herzlichsten Grüsse sendet Dir liebe Gisel

Heinz

Die besten Grüsse an Deine Eltern.

An Bord, d. 31. VII. 44

Liebe kleine Gisel!

Nach genau 3 Wochen bin ich nun endlich wieder an Bord meiner Einheit gelandet, da kannst Du Dir ja vorstellen wie froh ich darüber bin. Denn die Fahrerei schmeckt einem so langsam überhaupt nicht, wenn die Fahrt länger dauert wie der Urlaub selbst. Das schönste war ja, dass gleich ein Haufen Post für mich da war, von Dir war auch einer bei, aber der ist ja schon überholt, denn er war schon vor meinem Urlaub geschrieben der mit dem Berliner «Heimatlied».

Ich dachte, dass schon ein Brief dabei sein würde, der nach meinem Urlaub geschrieben ist, z.B. von Deinem Urlaub aus dem Taurus. Ich habe mich aber getäuscht, doch was nicht ist, kann ja noch werden. Vielleicht kommt noch einer in den nächsten Tagen.

Liebe Gisela, wenn Du diesen Brief bekommst, wirst Du wohl schon das Päckchen mit den versprochenen Handschuhen erhalten haben. Wenn nicht, kann es nicht mehr lange dauern, denn ich habe sie auf der Fahrt durch Finnland einem Kameraden von unserem Boot mitgegeben. Er fuhr gerade in Urlaub. Ich habe also das Päckchen nicht selbst packen können, aber das tut wohl nichts zur Sache, die Hauptsache ist doch, dass sie Dir gefallen u. dass es die richtige Grösse ist. Die Schuhe, die ich Dir u. Deiner Mama versprochen habe, werden mir etwas Schwierigkeiten machen, damit ich welche bekomme. Aber liebe Gisel, was ich für Dich tun kann, tu ich gern. Liebe Gisel, ich habe mir doch in Berlin einen Füller gekauft u. muss trotzdem mit Blei schreiben, denn den Füller hab ich zu Hause vergessen.

Die herzlichsten Grüsse u.  
alles Gute sendet Dir liebes Mädels  
Dein Heinz  
Die besten Grüsse an Deine Eltern.  
Lass mich bitte nicht zu lange auf Post warten.

Sonntag, d. 6.8.44 [Postkarte]

Liebe Gisel'

Die herzlichsten Grüsse von einem feucht-fröhlichen Abend.  
Sendet Dir  
Heinz  
Keine Angst, derselbe dient nur zur Akklimatisierung.  
Herzliche Grüsse  
Anton & Kurt



An Bord, d. 19.X.44

Liebe kleine Gisel!

Lange ist es her, dass ich Dir zum letzten Mal geschrieben habe, aber noch länger ist es her, dass ich zum letzten Mal Post bekommen hab. [...] Jedenfalls freue ich mich schon lange auf den Augenblick, wo es wieder Post gibt u. von Dir ein paar Zeilen bei sind. Denn ich hab Dir schon im Urlaub immer gesagt, dass es für mich keine richtige Postausgabe ist, wenn von Dir kein Brief bei ist u. so ist es auch heute noch, wenn wir uns auch nur kameradschaftlich u. nicht Liebesbriefe schreiben, ist es doch schön, wenn man von einem Mädél Post bekommt.

Liebe Giesel, Du bist doch etwa nicht böse, wenn ich Dir ab u. zu eine Karte schick, wo einige Kameraden von mir unterschreiben. Aber das ist nun einmal so, wenn mal eine kleine Feier ist wo wir kameradschaftlich zusammensitzen, denkt auch jeder mal an sein Mädél u. schreibt eine Karte u. da ich ja kein Mädél hab, sondern nur eine Freundin, kann ich nicht zurückstehen u. schreibe Dir eben immer eine Karte.

Liebe Gisel, wie hast Du denn nun Deinen Geburtsag verlebt? hoffentlich war es da wenigsten ruhig u. nicht, dass Du Deinen Geburtstag im Keller verlebt hast? Nun wollt ich Dir zum Geburtstag noch eine Freude machen, denn ich habe nun endlich ein paar solche Lap-penschuhe bekommen, wie ich Dir im Urlaub versprochen habe. Das Problem ist nur, wie ich sie Dir schicken kann, denn Päckchen gehen keine mehr von hier oben, ich glaube, ich muss so lange warten, bis es wieder mal Urlaub gibt. Diese Schuhe, die ich jetzt für Dich bekommen habe (sind besser wie die anderen), da ist eine richtige Ledersohle dran. Jetzt muss ich nur versuchen, noch ein paar Schuhe zu bekommen, denn Deiner Mutter habe ich doch auch welche versprochen.

Liebe Gisel, die herzlichsten Grüsse u. alles Gute sendet  
Dir Heinz

Liebe kleine Gisel!

Die herzlichsten Sonntagsgrüsse sendet Dir Heinz.

Heute ist der 1. Advent u. Weihnachten rückt immer näher, aber sehr weit ist noch mein Urlaub u. ich dachte, ich könnte Weihnachten einmal zu Hause feiern, aber daran ist nicht zu denken.

Zuerst gab es, wenn ein Boot abgesoffen war, für die überlebenden immer Urlaub, aber damit ist nun auch ausscheiden, denn seit dem letzten Urlaub müssen 9 Mon. vergangen sein u. bei mir sind es erst 5 Mon. her. Meine Kameraden hatten mehr Glück, die sind zum grössten Teil auf Urlaub gefahren. Ich fahre ja auch, aber auf einem neuen Schiff zum neuen Einsatz.

Habe Deinen Brief dankend erhalten, ich dachte schon, Du hättest mich ganz vergessen oder hast meinen Brief nicht erhalten, aber nun bin ich beruhigt. Wenn man aber 4 Wochen keine Post bekommt, auf die man wartet, macht man sich allerhand Kopfzerbrechen.

Liebe Gisel, ich weiss zwar nicht, ob Du mich verstehst, dass ich so verrückt nach Post bin, Du glaubst aber gar nicht, wie ich mich über jede Zeile freue, die ich von Dir erhalte. Und Du schreibst doch selbst, dass Du immer beide Daumen drückst u. von Herzen wünschst, dass ich immer gesund davonkomme.

Also muss ich schon annehmen, dass Du auch manchmal ein bisschen an mich denkst.

Du wirst nun sagen, das ist doch ganz selbstverständlich, dass man das jedem wünscht, dass er gesund davonkommt.

Aber gerade, weil Du es mir wünschst, bilde ich mir eben ein, dass dies etwas mit Deinem Herzen u. meinem zu tun hat. Na Gisel, was meinst Du, glaubst Du, dass Du mich später doch noch ein kleines bisschen liebhaben könntest. Aber ich glaube die Antwort darauf werde ich mir wohl schon selbst geben können. Wahrscheinlich die-

selbe wie in meinem letzten Urlaub. Wenn es allerdings eine andere ist, vielleicht eine für mich sehr erfreuliche Antwort, könnte es das schönste Weihnachtsgeschenk sein, denn bis dahin dürfte ja die Antwort zurück sein. Liebe Gisel, mit der Frage habe ich zwar mein Wort gebrochen, was ich Dir gab, aber ich musste Dich mal fragen, sei mir darum bitte nicht böse.

Die herzlichsten Grüsse  
u. alles Gute sendet Dir Dein  
Heinz  
Die besten Grüsse an Deine Eltern.

An Bord, d. 13.11.45

Meine liebe Gisel!

Deinen lieben Brief mit dem kleinen schwarzen Mann habe ich heut mit grosser Freude erhalten. Du hast mich doch direkt neugierig gemacht, als ich den Brief anfasste, dachte ich, was soll das nur sein?

Liebe Gisel, auch ich hatte jetzt wieder lange keine Post bekommen aber ich glaube, das lässt sich wohl in der jetzigen Zeit nicht ändern. Mir ist es immer so eine Ungewissheit, wenn man die Nachrichten hört u. von zu Hause keine Post bekommt.

Denn ich habe doch jetzt schon so lange keine Post von meinen Schwestern bekommen, wenn ich nur wüsste, wo die jetzt sind? Die können doch unmöglich noch in Striegau sein. Liebe Gisel, auch bei euch steht es doch jetzt schlecht. Hoffentlich geht es gut.

Ich muss doch nur immer an meine kleine Gisel denken, die doch nun bestimmt nichts zu lachen hat, u. ich will sie doch in meinem nächsten Urlaub in die Arme nehmen u. küssen. Nein, gefragt wirst Du da nicht erst, denn hast Du schon einmal gehört, wenn Ilse Werner singt: «Wenn Du einmal ein Mädels magst, dann bist Du dumm,

wenn Du sie fragst, ob sie Dich mag, ob sie Dich will, gib ihr nen Kuss, sie hält schon still.»

Oder ist es nicht so?

Ich will nicht mehr Heinz heissen, wenn mir dabei der Schornsteinfeger als Talisman kein Glück bringt. Oder was sagt Gisel dazu, habe ich mir da zuviel vorgenommen? [...]

Liebe Gisel, ich will nun schliessen, die herzlichsten Grüsse u. alles Gute sendet

Dir Dein

Heinz

Die besten Grüsse an Deine Eltern.

An Bord, d. 24.11.45

Meine liebe Gisel!

Ich will Dir wieder ein paar Zeilen schreiben, es hat zwar noch keine Post gegeben u. es wird auch noch einige Zeit dauern bis es wieder welche gibt. Aber ich habe heut wieder etwas Zeit u. ich muss doch immer an Dich denken, ist ja auch kein Wunder, hier spielen sie im Radio fast jeden Tag «wenn ich Urlaub hab da freu ich mich auf Gisela» ... hach u. wenn die erst wüssten, wie ich mich freu, dann würden sie mich nämlich sofort auf Urlaub schicken.

Liebe Gisel, wie geht es Dir u. Deinen Eltern noch? Von mir aus kann ich nur das Beste sagen, nur das Wetter könnte endlich mal besser werden, denn nun ist bald der Februar vorüber u. es schneit immer noch, als wenn der Winter erst anfängt.

Na kleine Gisel, nun sag mal, was hast Du denn bei Deinem hauswirtschaftlichen Lehrgang alles Schönes gelernt? Kuchen backen kannst Du doch schon. Ich glaube, ich muss bald zum Schluss kommen, denn ich habe heut noch eine Arbeit vor mir, die mir immer Sorgen macht, das ist nämlich meine Lieblingsbeschäftigung, das Strümpfe stopfen. Da warte ich schon immer bis zum letzten Paar u.

mir nichts mehr übrigbleibt, wie ran an die Arbeit. Vorsichtshalber stell ich schon immer 1 Glas kaltes Wasser daneben, damit ich die Nadel abkühlen kann. Das stopfen geht nämlich mit einer solchen Geschwindigkeit, dass die Nadel weissglühend wird.

Die herzlichsten Grüsse u. alles Gute sendet Dir liebe Gisel Dein  
Heinz

Die besten Grüsse an Deine Eltern.

An Bord, d. 25.III.45

Meine liebe Gisel

Endlich bin ich nun wieder aus dem Lazarett entlassen u. an Bord zurück, aber meine Hoffnung die, dass es nun endlich wieder Post geben wird, ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Aber liebe Gisel das wäre ja alles nicht so schlimm, wenn man nicht immer wieder hören u. daran denken müsste, was Ihr in der Heimat alles durchmachen müsst. Kleine Gisel, ich freue mich ja immer riesig, wenn ich nur ein kleines Lebenszeichen von Dir bekomme, aber leider ist das schon sehr lange nicht mehr der Fall gewesen.

Liebe Gisel, von mir aus kann ich nur das Beste sagen. Bin wieder völlig gesund u. munter was ich auch von Dir u. Deinen Eltern hoffe. Nur eins möchte ich u. das wäre Urlaub, denn ich muss Dich, kleine Gisel, wieder einmal sehen u. ausserdem hast Du ja immer noch was gut. Du wirst es zwar nicht wollen, aber ich habe es nun einmal geschrieben u. das möchte ich doch so schnell wie möglich quitt machen u. nicht wieder wortbrüchig werden wie das erstemal. [...]

Die herzlichsten Grüsse sendet Dir

liebe Gisel

Dein Heinz

Die besten Grüsse an Deine Eltern

An Bord, d. 28.III.45

Liebe kleine Gisel!

Lange genug haben wir auf den Postdampfer gewartet, als nun heut endlich der Postbüttel mit einem ganzen Sack Post für unser Boot angeschleppt kam. Da kannst Du Dir ja das Hallo vorstellen. Auch von Dir liebe Gisel war ein lieber Brief für den ich mich hiermit herzlichst bedanken will.

Du fragst mich, wie ich über die jetzige Kriegslage denke, ja ehrlich gesagt denke ich darüber überhaupt nicht nach, denn es sieht zu beschissen aus.

Entschuldige bitte diesen krassen Ausdruck, aber es ist nun einmal so, aber trotzdem wollen wir noch nicht alles verloren geben u. immer noch das Beste hoffen, denn noch ist der Krieg nicht verloren. So u. nun sage nicht wieder, ich wäre fanatisch.

Schreiben wir lieber von etwas anderem. Der kleine Hund ist natürlich mit abgeoffen, das heisst, so klein war er gar nicht mehr, denn er war ganz anständig gewachsen. Auch unsere lieben Haustierchen, wie z.B. die Ratten sind auch alle mit weg.

Aber für den Hund haben wir schon wieder Ersatz. Er ist dasselbe Muster wie der weisse, nur diesmal in brauner Ausgabe u. etwas frecher. Der heisst aber nicht Bobby, sondern Teddy denn er sieht tatsächlich aus wie ein kleiner Teddybär.

Was das Kino anbetrifft, da kann ich Dir nur sagen, dass ich noch nie so oft im Kino war wie hier oben. Ein Glück, dass ich als Zivilist fast nie ins Kino gegangen bin, denn sonst würde ich die ganzen Filme schon kennen, die nach hier kommen. Vorgestern haben wir einen gesehen so richtig fürs Herz «Meine Tante Deine Tante». Du wirst ihn ja auch schon kennen, denn Dein Liebling Johannes Heesters spielt doch da auch mit. Vor 8 Tagen haben wir den Film «Heimatland» gesehen. War auch gut. Aber überlegen können wir hier nicht zu welchem Film wir heute gehen u. zu welchem morgen.

Hier muss man ansehen, was sie gerade spielen. Aber das ist ja nicht alles so wichtig, die Hauptsache ist doch, dass Du u. Deine Eltern noch gesund seid, was ich auch von mir sagen kann.

Die herzlichsten Grüsse u. alles

Gute sendet Dir liebe Gisel

Dein Heinz

Die besten Grüsse an Deine Eltern.

Correspondance des Prisonniers de Guerre

Kriegsgefangenenpost

Heinz B. – Gefangenenummer 1416797

Lager 83 – Bezeichnung Nevers

d. 23.4.47

Meine liebste Gisel! Eben erhielt ich Deinen lieben Brief vom 16. III. Trotzdem ich schon mit grosser Sehnsucht drauf gewartet habe kam er doch ganz überraschend. Liebe Gisel, mein Herz ist so voll u. ich weiss nicht, wie ich Dir für den lieben Brief mit dem Bild danken soll, ja, wenn ich jetzt bei Dir wäre, wüsste ich schon wie. Aber was nicht ist, kann ja noch werden u. das weiss ich bestimmt, dass es dieses Jahr noch wird. Ich weiss nur noch nicht wann? Es kann schnell gehen, es kann aber auch noch lange dauern. Ach liebe Gisel, ich versuch mich immer auszumalen, wie sich unser Wiedersehen einmal gestalten wird, weil ich den ganzen Tag nur an Dich, mein liebes Mädels denken muss. Wirst Du Dich freuen, wenn ich mal entlassen werde oder? Ist es vielleicht nur Mitleid, weil ich immer noch hinter Stacheldraht fern der Heimat sitzen muss? Ja vielleicht sagst Du nun auch, ist denn der blöde geworden, bis jetzt habe ich ihm doch noch keinen Anlass gegeben so zu schreiben. Entschuldige bitte aber so geht es einem Ver-

liebten, der zudem noch in Gefangenschaft sitzt. Das Bild hat mich aber auch wieder ganz aus dem Konzept gebracht. Jetzt kann ich nur immer denken, dass ich ein Bild von dem schönsten Mädchen besitze, was mich allein glücklich machen könnte, aber ob sie es tun wird? Das ist eine andere Frage, die nur von Dir beantwortet werden kann. Danke vielmals Deiner Nachfrage nach meinem Gesundheitszustand. Ich kann nur sagen gut. Und wie geht es Dir u. Deinen Eltern. [...]

Liebe Gisel, nun will ich langsam zum Schluss kommen – sei recht herzlichst gegrüsst u. geküsst

von Deinem Heinz

Die besten Grüssen an Deine Eltern

10.5.47

Meine liebste Gisel! Heut ist Sonntag u. es ist für mich der schönste Augenblick an dem Tag, wo man hier Zeit u. lange Weile hat an Dich herzlichstes Mädchel, einige Zeilen zu schreiben. Hoffentlich ist es bald der letzte Brief, den ich Dir hier aus fremdem Land und fern der Heimat schreiben muss, u. ich selbst anstatt eines Kartengrusses komme. [...] Von meinem Bruder habe ich jetzt Post bekommen u. er schreibt mir, dass er vorhat, dieses Jahr noch zu Heiraten. Habe ihm natürlich sofort geschrieben, er soll ja nicht vergessen, mich mit Dir zusammen einzuladen. Was sagt nun meine Gisel dazu, schön was. Eben erhalte ich Deine Karte vom 13.4. ich danke recht herzlichst dafür. Wenn Deine Mutter z. Zeit verreist ist, hast Du wohl die Pflichten der Hausfrau übernommen, denn da musst Du doch für Deinen Papa was Anständiges zu Essen kochen, soweit Mittel dazu vorhanden sind. Aber dein Papa wird schon was ranschaffen. Er wird doch nicht umsonst über Land fahren. Die Osterfeiertage habe ich ganz gut verlebt, denn da gab es im Lager Konzert, Theater u. Variété. Das war doch wieder mal ne Abwechslung in dem eintönigen



Leben eines Kriegsgefangenen, da merkt man wieder einmal das man noch Mensch ist auch das Essen war gut.

Liebe Gisel, sei nun gegrüsst u. geküsst von Deinem Heinz Die herzlichsten Pfingstgrüsse an Deine Eltern.

Heimkehrerlager Glöwen

Block 2

Glöwen d. 6.7.1947

Liebe kleine Gisel!

Heut ist wieder mal so ein langweiliger Sonntag u. ich kann mir nichts Schöneres vorstellen, wie an Dich ein paar Zeilen zu schreiben. Leider langt es nur zu einer Karte, würde Dich viel lieber einen schönen Brief schreiben, aber der ist beim besten Willen nicht aufzutreiben u. mitgenommen hab ich auch nichts. Glaubst du Giesel, trotzdem hier ein Tag wie der andere ist, ist doch so ein Sonntag noch viel schlimmer, schon allein, wenn man dran denkt, dass Sonntag ist, ich darf dann gar nicht dran denken, wie schön es heut sein könnte so zu zweien mit Dir allein, ich könnte wahnsinnig werden. Aber was nützt das alles, heut ist doch erst der 5. tg. Den ganzen Tag liegt man lang u. versucht zu schlafen, aber das ist ja auch kein Dauerzustand. Mit der Zeit weiss man nicht, wie man das u. sämtliche Glieder halten soll. Hoffen wir, dass bald der 15. ist. Bis dahin sei gegrüsst u. geküsst von Deinem

Heinz

Die besten Grüsse an Deine Eltern.

*Ein Päckchen Briefe. Die meisten pastellfarben, manche mit einem Blumenmotiv als Briefkopf, Veilchen oder Narzissen. Ein etwas ungeübter, sauberer Schriftzug. «Wie Sie an meinem Nachnamen erkennen können, habe ich ihn nicht geheiratet», sagt die ältere Dame, die uns die Briefe bringt, die an sie gerichtet waren, das «unbekannte Fräulein Giesela». (Ja, anfangs habe er Gisela mit ie geschrieben.) Was aus dem U-Boot-Matrosen Heinz B. geworden sei, wisse sie nicht. Er habe später in der DDR gelebt. Da habe sie den Kontakt verloren.*

# Russisch, wie es der Soldat in allen Lagen braucht

А а и	В в о	У у ю	И и я	Ж ж з	Ч ч ш
К к ъ	Е е я	Х х ъ	Й й з	Л л ъ	Ю ю з
М м т	Н н ъ	З з ъ	Б б ъ	П п ъ	В в з
О о ъ	Р р ъ	Э э ъ	Г г ъ	Ф ф ъ	Ы ы ъ
Т т ъ	С с ъ	Я я з	Д д ъ	Ц ц з	Ш ш ъ

Ich will	ich besitze	haben Sie?	bring!
ja weiß	mir nicht	gehst du in den?	bringen!
? хочу	мне надо	есть ли у вас?	Принеси

haben Sie mir	was bekommen?	sagen Sie mir
bringen Sie	was mir geben?	bringen Sie
дайте мне	где можно получить	скажите мне

sagen Sie mir	was Sie mir	ich will wissen
bringen Sie mir	sagen Sie mir	ja chatachi snaj
покажите мне	где дайте мне	Я хочу знать

ich verstehe nicht	grüßen Sie	grüßen Sie
ja nicht, raten Sie	здоровствуйте	доброже утро
Я не понимаю	здравствуйте	Доброе утро

ich wiederholen	bestimmt zu sein	was wissen?	mir gut
do wiederholen	дома - li	где живёт	ладно
до свидания	дома - ли	где живёт	ладно

was fragen Sie	was wollen Sie	bitten	fragen
kak van zovut	schon nicht	schallung	sprache
как вас зовут	чего вы хотите	пожалуйста	спасибо
gute	gute	haben Sie mir	fragen
ладно	ладно	прощайте	спасибо

Erste Seite aus der Abschrift des Tagebuchs  
von Robert R.

## «Sehr selten habe ich geweint»

### *Ein Volksschullehrer in Russland*

11. Juni 41

Meine Liebsten!

Die Landschaft ist so weit geöffnet für die Sehnsucht. Positive, gläubige Sehnsucht. Lass das Land weit sein: es setzt keine Grenzen. Es lässt schon zu Euch finden. Wie auf grossen Scheiben kreist die Landschaft am Fenster vorbei. So ist wohl die ganze Fahrt eine Kreisfahrt. Und Du bist Anfang und Ende des Ringes. Ich habe manchmal gesagt, dass ich Dich gerne mitnehmen würde. Nein, mir ist es tröstlicher, dass Du nun den Herd hütest und Anfang und Ende bleibst, Ausgang und Heimkehr. Bitte, bleibe dies eine Mal noch bewahrende Kraft und zerbrich nicht unter der grossen Aufgabe. Es ist die Aufgabe aller Mütter, das Schicksal aller Frauen, nur eben jetzt sehr krass zu spüren und sehr schwer zu tragen für Fühlende und Sehende. Vielleicht sind die Ringe, die wir wechselten auch für diese Kreisfahrten ein Symbol, nicht nur für das schöne Umschliessen. Du hast an diesem Ring gedreht, als Du zum letztenmale für lange meine Hand nahmst, als wäre er ein Wunschring. Ich liebe diesen schmalen Reif, der Regen und Schmutz und alles aushält und immer schön bleibt. Ich steckte ihn von Anfang an immer so an den Finger, dass man die Inschrift nach innen lesen kann und dass sie auf der Innenseite der Hand ist. – Sei nicht traurig, wenn plötzlich die Post länger braucht. Ich bekomme jetzt auch nichts von Dir für längere Zeit

wohl. Und doch kann ich froh sein in Dir und Raini, wie sicher kein Mann sonst. Man kann uns trennen, aber unserer Liebe und unserem engen Wissen umeinander kann man nicht schaden. Ich liebe Dich und Raini in allem Friedlichen, das es trotz des Krieges immer noch gibt, in Bäumen und Blumen. [...]

Euer Robert

20.6.41. [Tagebuch] Nachmittags Abfahrt von Borowa durch Kaluschyn (135 km von Brest-Litovsk), eine offenbar fast nur von Juden bewohnte Stadt [...] Plötzlich nach einer Strassenbiegung (nach rechts) gibt es ein Geschrei auf der Strasse. Aus einem Haus rechts stürzt eine Frau heraus, der Mann hält sie zurück, wirft sie mit Gewalt in den Hausflur zurück. Es ist offenbar die Mutter des Kindes, das blutüberströmt am linken Strassenrand liegt mit schweren Kopfwunden, ein Mädchen, vielleicht schon tot. Es ist von einem entgegenkommenden Auto überfahren worden. Aus allen Hütten rennen schreiend die Menschen. Unsere Kolonne fährt weiter. [...]

21.6.41. Den ganzen Tag im Wald. Vormittags Bau von Fliegerlöchern, mittags Brief an Maria, der aber zu spät ans Bataillon kommt und erst in ein paar Tagen weggeht. Abends Besuch von L. Ruhe vor dem Sturm. Wir bauen uns mit der Fahrzeugplane ein Zelt. Gegen Abend Ansprache des Kommandeurs und Generals. Der Aufruf des Führers an die Soldaten der Ostfront wird vorgelesen. L. zeigt mir zwei Bilder, die er im letzten Quartier gemalt hat.

22.6.41. Früh 3.15 Uhr weckt uns Kanonendonner. 34 Batterien feuern. Wir können vom Waldrand aus das Feuer beobachten, sind wir doch nur 7 km von der Grenze (Bug) entfernt. Bald brennen Ortschaften, weisse Leuchtkugeln steigen hoch, wie ein Gewitter wütet

die Front. Wenn Flak schießt, steigen graue Streifen in den Himmel, die langsam verwehen. Ein Flugzeug geht brennend nieder. Der Himmel, anfangs klar und rot wird allmählich purpurn vermischt mit grün. Eine riesengrosse Rauchwolke steht hinter der niedrigen Silhouette und weht langsam nach rechts. Ich lege mich etwas schlafen, döse aber nur. [...] Gegen Abend Weiterfahrt nach Zakanale-Janow Podl. Vor Janow Podl setzen drei feindliche Bomber direkt über uns hinweg. Flak aller Art schießt wie wahnsinnig. Eine kleine Schafherde hinter der Strasse flüchtet. Die Bomber geben M.G. Feuer. [...]

23.6.41. Auf der Strasse in der Nähe, Batterien in Stellung, feuern. Brief an Maria. [...] Über den Bug um neun Uhr abends. [...] Weiterfahrt in die Dunkelheit hinein, im raschen Tempo. Oft so dicker Staub, dass man vom vorausfahrenden Auto fast nichts mehr sieht. [...]

25.6.41. [...] Nachmittags, (wir haben Stellungen auf einer kleinen Anhöhe bezogen) als ich schlafe (neben Ginsterbüschen, unter denen viele schwarze Käfer herumkrabbeln, wie sie an Toten häufig sind), tönen ein paar Schüsse. Ich wache auf und schimpfe, weil ich glaube, einer hätte auf Hunde geschossen. Ein grosser Haufen Soldaten steht in der Nähe. Ich erfahre, dass zwei Russen ihr Grab dort schaufeln mussten und nun erschossen worden sind. Einer von ihnen hat nach der Gefangennahme noch geschossen und einer hat Dum-Dum-Geschosse verwendet. Einer lebte noch lange, auch als schon eine dicke Lage Erde auf ihm lag, schnaufte er noch, dass sich die Erde hob und arbeitete den Arm nochmal in die Höhe. So erzählen glaubwürdige Zeugen (L.!) Nun graben vier Russen ein neues Loch. Für wen? Der Verwundete, dem ich am Vormittag Tee zum Trinken gab, wird her-

geführt, legt sich in die Grube, wird von einem Unteroffizier erschossen. Zwei Gefangene schaufeln sofort und eifrig zu. Der Russe war ein Kommissar. Meinungsverschiedenheiten über Erschiessungen brechen hervor. Dabei wird erzählt, die Kradschützen hätten die Einwohnerschaft eines ganzen Dorfes samt Frauen und Kindern erschossen und ins selbstgegrabene Massengrab geworfen, weil die Einwohnerschaft hinterhältig war und den Kradschützen viele Verluste brachte. Wir bauen uns drei Zelte ganz in der Nähe der Stellungen, bringen Stroh herein (das zum Hausbauen hergerichtet war), teilen Posten ein und schlafen. Um elf Uhr schlafe ich ein. [...]

25. Juni 1941

Meine liebste Maria!

Gestern wurde ich sehr traurig, als ich erfuhr, dass erst am 31. die Post von hier wegbefördert werden kann. Du wirst warten und weinen und Dich quälen. Bitte, sei ganz ruhig. Ich komme wieder gesund zurück. Für immer musst Du das wissen. Wo ich eigentlich bin, weiss ich selber nicht mehr. Weit ist das Land und arm. [...] Schicke mir, wenn es möglich ist, ein Lexikon oder sonst etwas, auch eine Karte. Marianne hat ein Franziskusbuch geschickt, das nicht schlecht ist. Du wolltest doch Raini photographieren lassen. O, ich freue mich auf das Bild, obwohl ich schon viele Bilder von Euch mittrage. Ich kann nicht genug haben. [...]

Auf Wiedersehen Liebste!

Dede Raini! Euer Robert.

26.6.41. [...] In der Frühe aus den Stellungen heraus, Ablösung, Weiterfahrt. Eine Ortschaft kommt, in der Zivilisten, Männer, ein grosses Loch graben. Frauen (und Kinder?) stehen zur Seite. Im Ganzen etwa zwanzig. Hinrichtung? Bald liegt mehr Kriegsgerät im Stras-

sengraben, zerschossene Autos stehen herum, zum Teil ausgebrannt, aufgedunsene Pferde, dann in den Äckern links und rechts immer mehr Tote, auch viele Zivilisten darunter. [...]

Abends Aufbruch mit Ziel Minsk. Gräber deutscher Soldaten links und rechts. Rechts ein Massengrab. Die einen sagen, 50 Deutsche seien darin, die anderen erzählen, Russen seien es. Es wird dunkel und wir kommen fast nicht vorwärts. [...]

28.6.41. [...] Wir fahren durch ein Städtchen (Mir!), das sehr schlimm mitgenommen ist. Später stossen wir auf einen grossen Parkplatz unserer Panzer usw. Dort erhalten wir Kampfauftrag: Bunkerlinien zwischen Stolpce und Koydanow zu durchstossen. Wir machen uns kampffertig. [...]

Gleich neben dem Strassengraben hohes Korn. Kelleröffnungen. Wir werden beschossen, steigen rasch ab, gehen im Strassengraben in Stellung, werden dort sehr beschossen. Gezieltes Feuer zwingt uns des Öfteren in Deckung. [...] In einer Grube kommen wir momentan zur Ruhe. Dreck steht uns im Mund. D., mit dem ich ein Gespräch anfangen will, ist sehr wortkarg. Z. ist lustig und rauft mit einem Kameraden. Beide werden später schwer verwundet. Es werden nämlich Spähtrupps gebildet, die die Kornfelder durchstreifen müssen. Dabei gibt es etwa zehn Verwundete und drei Tote. [...] Ein Benzintank auf der Strasse brennt lichterloh (Leuchtspermunition). Viele Autos stehen um den brennenden Tank, auch ein Panzer. Alles fährt aus dem Feuer weg, kein Wagen geht in Flammen auf. P., Führer vom Kübelwagen, steht an der Hausecke und wird in den Schenkel geschossen. Auch ein Hoden ist verletzt. Die Schlagader ist durchschossen. Er verliert sehr viel Blut und liegt ganz bleich da. Am Holzhaus laufen Küken herum und junge Gänschen, die mich sehr reuen. Im Haus hängen junge Ziegen an Stricken und schauen uns sehr hilflos an. Da kommen zwei kleine Kinder, ein Bub und ein



Mädchen, vielleicht acht oder neun Jahre alt, über das Feld her von links mit erhobenen Armen zurück, Tränen an den Backen, sehr bleich, die Blicke fragen, ob sie ins Haus dürfen. Ich sage es ihnen auf Französisch in der Verwirrung. Abfahrt. Dabei dauernd Feuer. [...] Weiterfahrt bis Koydanow. Die Stadt ist völlig zerstört. Wohl der traurigste Anblick vom ganzen Krieg, was verbrannte Städte anlangt. Leute suchen in den Trümmern herum. Nur auf der Höhe rechts der Strasse steht noch ein Stadtviertel. Es wird gehalten. Wir erhalten Essen (abends!). Die Frauen bringen uns Wasser zum Trinken und Waschen. Plötzlich brennt das erste Haus an der Strasse rechts. Ein scharfer Wind weht, sodass bald auch die anderen Häuser erfasst werden, bis auf einige, die im Windschatten liegen. Die netten Häuschen tun vielen leid. Man meint, ein Funke der Feldküche hat den Brand verursacht. Die Leute tragen ihre kleinen Habseligkeiten aus den Häusern und werfen sie auf das Feld. Da sehe ich einen Soldaten auf die Äcker laufen, zu den noch verschonten Häusern hin. Er zupft Stroh aus dem Dach und will es anzünden. Es gelingt ihm nicht gleich, da bewegt ihn ein Feldweibel zum Weggehen. Ich bin auch schon im Hinlaufen und schimpfe ihn zusammen. Er stinkt nach Schnaps, sagt, sein bester Freund sei gefallen. Der Feldweibel hält jetzt zu ihm und tut beschwichtigend, als ich den Bataillonsbefehl erwähne, nach dem Brandlegung verboten ist – Aufbruch und Weiterfahrt. [...]

29.6.41. Wygova. Im Morgenrauen ist ein russischer Panzer vorübergefahren (von vorn kommend) wird erzählt. Er hat gewinkt (einige sagen, er hätte eine weisse Fahne gehabt). Ein Panzer verfolgt ihn und schießt ihn an der Waldecke hinter uns in Brand. [...]

1.7.41. [...] Man erzählt, ein Befehl des Führers sei herausgekommen, dass Gefangene und solche, die sich ergeben, nicht mehr erschossen werden dürfen. Das freut mich. Endlich! Viele Erschossene, die ich liegen sah, lagen mit erhobenen Händen da und ohne Waffen und sogar ohne Koppel. Mindestens hundert sah ich so liegen. Man erzählt, dass sogar ein Parlamentär, der mit weisser Fahne kam niedergeknallt wurde! Nachmittags wird gesagt, dass ganze Kompanien der Russen geschlossen sich ergeben. [...] Nachdem der Wald hinter uns liegt, sehen wir ganze Scharen Russen über den Hang kommen. Im Fernglas erkenne ich, dass sie ohne Waffen sind und die Hände hoch tragen. Ein eigenartiges Bild, an Runenzeichen erinnernd. [...]

Im Weizenacker liegt unter vielen Toten noch ein Verwundeter. Ich nehme zwei Gefangene mit, um ihn zu holen. Aber er ist sehr übel daran. Das Bein weit klaffend und zerschossen, faustgross hängt das Fleisch heraus, Mücken sind daran, das Bein ist schwarz in der Umgebung (Brand). Beim Aufheben schreit der Kranke fürchterlich, das Bein hängt herab, ist gebrochen. Er soll nicht wegetragen werden. Ein Sanitäter (M.) sagt, es sei nicht mehr zu helfen. Einer der Russen meint, ich solle ihn erschiessen. Ich gebe dem Verwundeten Tee. Er schlürft gierig und bedankt sich dabei oft. Der Kopf ist auch eingebunden. Später gehe ich allein im leisen Abendregen nochmal durch den Acker mit den vielen Toten, um den Verwundeten zu suchen. Ich möchte ihm gern einen Trost geben, vielleicht mit ihm zu beten versuchen. Aber ich finde ihn nicht, werde ganz nass, sehe so grauenhaft zugerichtete Tote, abgerissene Köpfe, atme so ekelhafte Luft, dass ich Kopfweh bekomme und den Acker verlasse. [...]

Weiterfahrt. Wir kommen an den Gefangenenkolonnen vorbei und werfen ihnen Zigaretten hinaus. Der Wald, in dem wir vorher lagen, der alte Schicksalswald wird durchfahren. Dann kommt der Ort,

schön gelegen, in dem wir überfallen werden sollten, vor ein paar Tagen. Die Ortschaft brennt. [...]

1. Juli 1941

Mein liebstes Herz!

[...] Kürzlich haben wir ein winziges Vögelchen beobachtet, eine Grasmücke muss es gewesen sein. Ganz versteckt unter einem Busch hatte es das Nestchen mit den Eierchen. Ein kleines Kugelnest mit dem Geheimnis darin. Wir sind weiter weggegangen, um dem Ding den Frieden zu lassen. Störche gibt es viel mit ihrem stolzen Flügelzuzurechtrücken, mit ihrem ruhigen Flug. In Wolkertshofen müssten sich doch auch Störche halten können. Vielleicht fehlt ihnen nur das Wagenrad auf dem Dach. Ich muss mir das einmal überlegen, wenn ich wieder daheim bin. Wenn auch gelacht wird. Die Kinder hätten eine grosse Freude an den geheimnisvollen grossen Vögeln.

Wir haben heute wieder einmal eine grosse Ruhe im Wald und ich schreibe Dir nur noch von der Ruhe und vom Schönen. Du bist mir das Haus der Ruhe und die Schale des Schönen. Du sollst mit nichts anderem gefüllt werden. Was der Mann zu ertragen hat, ist Sache des Mannes. Die Frau soll mindestens nicht die schlimmen Einzelheiten mitwissen. Sie hat anderes zu leiden und zu tragen genug. Ich weiss, was Du einwenden willst. Oja, ich verstehe die grosse Dunkelheit, aber vergiss das Licht nicht! In Frankreich hab ich Dir immer gern geschrieben, wo ich bin und wie alles ist. Diesmal glaub ich, ist es besser, wenn Du denkst: irgendwo im Raum, der aber noch in Gottes Hand ist, irgendwo behütet lebt Vater vertrauend und sicher, und bald, nach jetzigen Massstäben gerechnet, kommt er wieder zurück. Von Frankreich aus hab ich Dich auch gefragt, ob Du froh sein könntest über das schon erlebte Glück, ob Du weiterleben könntest auch

ohne mich. Heut ist mir, als wäre ein gelinder sündhafter Zweifel darin gelegen. Man darf nicht vermessen sein, weder im Glauben, noch im Zweifeln. [...]

Und wie kommst Du mit der ganzen Arbeit zurecht? Schone Dich nur, ich mache in der Schule schon alles wieder recht im Verein mit Dir. Also nicht plagen [...]

Ich schreibe ein ausführliches Tagebuch diesmal und kann dann vielleicht manche Behauptung aus dem unmittelbar Gesehenen berichtigen. [...]

Man wird nicht fertig, falsche oder menschenunwürdige Anschauungen unter den Kameraden umzubiegen. Und wiederum, ich bin froh, dabei zu sein, und wenn nur *das* meine Aufgabe wäre. Wenn nun der Krieg gegen Russland ist, so kommt er wenigstens nicht zu Rainers Zeiten. Gem tut Pappi, was seinem kleinen Rainer erspart werden kann, sag ihm das! Grüße die Blumen im Garten und die guten Leute im Dorf und Deine und meine Eltern, so oft Du kannst. Hast Du wirklich eine Bruthenne angesetzt? Und sind die Kücken schon da? Und was machen die jungen Katzen und die Tauben? Der Gedanke, dass das Gebären weitergeht in der Welt, macht mich froh. Aber Du darfst Dir nicht zuviel Arbeit machen, gelt? Ich grüsse Dich heute ganz neu in der neuen Ruhe. Grüße Raini und bete mit ihm!

Euer Robert.

2.7.41 Sloboda = Bielionowicke. In der Frühe (es regnet noch, hellt sich dann aber auf) sehr eiliger Aufbruch, etwa um fünf Uhr. Der Kommandeur schreit auf der Strasse, aber nicht zornig, wie sonst, sondern fast flehend. Wir fahren zurück. In der Nähe «unseres Waldes», bei der Ortschaft, in der am 28.6. abends die Panzer waren. Ich habe Angst an diesem Tag. Wir schlüpfen rasch durch Drahtzäune und gehen vor der Artillerie in Stellung und nehmen den vor uns lie-

genden Wald rechts der Strasse unter Feuer. (Die Angst weicht der alten Sicherheit) [...] Ein Feuer ist in der Waldspitze, wie ich es im ganzen Krieg noch nicht erlebte. Baumsplinter, Rindenstücke, Zweige fallen nur so. Drüben springen Russen heraus, springen auf die Strasse und werfen Handgranaten herüber. Es sieht aus, als sollte es zum Handgemenge kommen. Manche von uns fliehen. Überhaupt blieben einige immer im Wald zurück. Das sehe ich erst, als ich später das Gewehr hole. Die Front hält noch einmal. [...]

Gefangene werden eingebracht, einzeln. Ich soll einen ausfragen und tue es, so gut ich kann. [...] Die Gefangenen sagen, dass niemand mehr im Wald sei. Alles sei geflohen. Nun kommt der Kommandeur zurück mit allen Kompaniechefs. Die zweite Kompanie soll den Wald durchstreifen, die Dritte an der Strasse entlang absuchen. Wir hören aus dem Wald fürchterliche Hilferufe. Grenzenlose Verlassenheit klagt aus den Rufen. Der Wald ist schrecklich zugerichtet. Beim Rückweg gehen wir tiefer in den Wald, um die Rufenden zu suchen. Mannstiefe Löcher haben sich die Russen gegraben. An einem Baum vor einem Loch liegt einer mit geschientem Bein und schläft. Er wacht auf und freut sich, Menschen zu sehen. Ein imponierender Typ. Der Beinschuss ist verbunden. Er bittet um ärztliche Hilfe. Ich sage, dass ich sorgen wolle. Er hat ein neues Fernglas, dass ich ihm abbitte, er lässt es mir gern. Noch ein Kamerad sei da, sagt er. Ich finde ihn im Loch unten, auch im Erschöpfungsschlaf. Beide Oberschenkel sind verbunden. Das Blut dringt durch. Ganz patzig sind die Verbandslappen. Von Stechfliegen werden die beiden furchtbar geplagt. Sie können einander rufen, ohne sich zu sehen. Wir gaben ihnen eine Zigarette, um die sie baten. Sie bedanken sich übermässig. Ich stelle mir das furchtbare Ende vor. Wenigstens haben sie die Hoffnung nach Hilfe. Ich glaube ja leider nicht daran. Weiter unten sehen wir einen auf allen Vieren durch den Wald kriechen. Sein gan-

zer Hintern ist blutig. Auch er bittet unaufhörlich um Hilfe. Tote mit verspritztem Him. Andere schlagen nur noch matt die Augen auf. Ein fürchterliches Elend in diesem kleinen Wald. Die Russen hätten doch ihre Verwundeten mitnehmen können! [...] Aber da sind die Russen kalt und unkameradschaftlich. Da sieht man eigenartige Früchte des «Kommunismus». Zum Erschrecken, wie wenig gilt in Russland ein Menschenleben, auch das eigene! Ein Gefangener fragte einmal ohne viel Schrecken, wo er nun hingschossen würde, in die Stirn oder in die Schläfe. – Wie wir wieder aus dem Wald kommen, ist schon Aufbruch. Die Gräber der Kameraden sind links und rechts der Strasse. Ich frage wohl nach Sanitätären, aber es ist umsonst. Wir fahren weiter in Richtung Minsk [...]

12.7.41. [...] Die Päckchen der Gefangenen werden verteilt, ich lese in «Franz von Assisi». Wir kochen Tee in einem Eimer, in dem wir zuvor Socken u.s.w. auch uns selbst gewaschen haben. Der Tee schmeckt vorzüglich. [...]

Manche Kameraden sehen sehr düster. Ich überlege, ob ich einen Brief an Maria schreiben soll, der für den Fall in meiner Tasche sein soll, dass ich nicht mehr heimkomme. Aber ich habe grosses Sicherheitsgefühl. [...]

Sonntag 13.7.41. Wieder ein Ruhetag. [...] Jetzt kommen eben EK zur Verteilung. Das Bataillon hat die Liste hinten begonnen, sagt der Chef, sonst wären wir dabei. Ist uns egal. Jetzt kommt Post. Ich erhalte drei Briefe von Maria und das Augustinusbüchlein. Ich bin so selig und traurig zugleich, dass ich lange unter einer Tanne weine. Das Weinen (endlich) ist erlösend. Dann lese ich und weiss nicht, was ich lese. Wie Musik, wie eine Symphonie ist es. Während ich den ersten Brief lese kommt Artilleriesfeuer. Sie wollen den Wasser-

turm im Flugplatz treffen. Es gibt dort Verwundete, vielleicht auch Tote, ich weiss es nicht. Wir kochen, bevor es weggeht schnell noch einen Kübel Tee. Abfahrt. Aber nicht weit. Die Lage soll sich verändert haben. Der Gegner soll im Zurückgehen sein.

14.7.41. Um drei Uhr Wecken. Aber nicht Abmarsch. Wir schlafen weiter. Ich liege neben dem Fahrzeug. Auf einmal kommt um acht Uhr Artilleriefeuer sehr nah. [...]

Mein B., der neben uns gelegen ist, hat einen Splitter im Kinn. Breite Wunde, Knochen gesplittert. Er kann aber reden. Ich verbinde ihn notdürftig, weil er immer sein schmutziges Taschentuch hinhält. Während des Verbindens schlägt es immer wieder ein. B. kriecht immer wieder davon, unter das Fahrzeug, ich mit. Unser Fahrzeug fährt ab, wir gehen nach links, dort liegt Sch. schlimm zugerichtet. Blut im Stiefel. Der Sanitäter wäscht sich mit Sand das Blut weg. Dann gehen wir zurück in den Wald, in den die Fahrzeuge gezogen worden sind. Ich gehe an F. vorbei, dem Spassmacher. Bei F. sind die Handgranaten losgegangen, die er im Brotbeutel hatte. Sie haben ihm alles blossgelegt bis zum Rückgrat. Er ist hinten aufgerissen. L. sagt, der Mastdarm schaue heraus. Er will eine Spritze haben, aber nicht mehr wegbefördert werden. (Er will aber doch zurückbefördert werden, höre ich später.) Unteroffizier E. kniet neben ihm, Splitter im Arm. Droben im Wald graben wir gleich Deckungslöcher. Unsere Toten liegen auf dem Fahrzeug von K, das jetzt nachgeschleppt worden ist. (Er hat Treffer im Kühler und im Getriebe.) H. ist dabei. Ehering am Finger. Am Waldrand werden Gräber angelegt. Gewehr K. soll mit-helfen, mein Gewehr (aus drei Mann noch bestehend) soll zurück in die Nähe des alten Platzes, wie auch die ganze Kompanie. Unteroffizier F. kommt vorbei, an Brust und Arm verbunden. Er sagt, seine ganze Gruppe sei erledigt, drei Tote, vier Schwerverwundete, die an-

deren ebenfalls schwer verwundet In der alten Stellung (in der Nähe), bauen wir uns ein Loch, H. und ich zusammen, neben Haselbüschen. Alle sind sehr trübe, sehr still. [...]

Wenn es so weiter geht, wird unsere Kompanie aufgerieben, wie so manche Kompanie im Weltkrieg. Furchtbar! [...]

Es ist Mittag vorbei, wir sind gepflegt worden. Trotz allem isst und trinkt jeder. [...]

Wir sind immer abmarschbereit, es geht aber nicht weg. Geht es allgemein nicht mehr vorwärts? Immer schiesst deutsche Artillerie hinüber. Gestern schon hiess es: Orscha brennt, und dann: es ist genommen. Wie steht es nun? Wir kochen zwei Kübel Tee. Es ist eine grosse Hitze. Der Tee schmeckt etwas nach Ölfarbe vom Kübel her, macht aber nichts. Die Stimmung ist trübe. Solang man etwas zu tun hatte, war es besser. Vielleicht kochen wir hauptsächlich deshalb Tee. [...]

Zwei von der Propagandakompanie drehen Aufnahmen für die Wochenschau: im Hintergrund das brennende Orscha, im Tal die Artillerien, eine gesprengte Eisenbahnbrücke. Später knipst einer unsere vorübergehende Schlange. Ich bin aber schon vorbei. [...]

21.Juli 1941

Mein allerliebstes Herz!

Gestern hab ich Dir nicht geschrieben, gelt, obwohl Sonntag war und einige Stunden Zeit gewesen wäre. Aber ich war so müde und zerschlagen, dass ich ein wenig schlafen musste, als ich mich gewaschen und rasiert hatte nach langer Zeit. [...] Wir sollen nun zur Ruhe kommen und vielleicht haben wir überhaupt das Schlimmste hinter uns. Scheuche also die Sorgen alle fort.

Raini hat doch so gern alles mögliche in meine Stiefel gesteckt, in



die hohen, schwarzen Gefässe. Das ist mir so erheiternd eingefallen gestern, als ich den Dreck aus den Stiefeln klopfte, der beim Schanzen hineingefallen war. Ich hab meine Stiefel direkt gern bekommen. Raini wird sein altes Spiel so wenig vergessen haben wie den ganzen Data, wenn ich wiederkomme. Du hältst mich ja lebendig in ihm. [...] Ihr habt jetzt sicher schon Ferien und das beruhigt mich, wenn Du nicht die ganze Zeit zum Grübeln verwendest. Viel schlafen musst Du, auch für mich. Gewiss, es gibt diese Kraftspende! Es gibt viel Geheimnisvolles unter den Menschen. Wenn wir nun wirklich zur Ruhe kommen, so muss sich diese Ruhe und Entspannung auf ebenso rätselvolle Weise auf Dich übertragen. So kann ich froh sein. –

Heut hab ich in Fahrtpausen in Augustinus gelesen. Er war nun mein Gefährte in vielen Lagen. Heute stiess ich auf ein Zitat, das mir einen alten Gedanken sagte, um den ich selbst schon viel gerungen habe: «Und wenn ich alle meine Habe unter die Armen verteilen und meinen Leib zum Verbrennen hingeben würde und hätte der Liebe nicht gedacht, so wäre all mein Tun eitel und nichtig.» «Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen», so beginnt dieses Hohelied der Liebe. Selbst die Liebe (in Werken) kann liebeleer sein, wenn nicht der Geist der Liebe ihr Vater ist. Uns ist dieses Lied durch Fr. K. zur Hochzeit gesungen worden. Es ist ein tiefes Geheimnis um die Liebe. Unsere eigene Liebe zueinander, die uns ausfüllt und beseligt, immer neu und immer tiefer, wir erfassen sie nicht, nein Maria, wir erfassen sie nicht. Es ist ein Weg, der im Diesseits anbricht und erst im Jenseits endet. [...]

Ich hab Dir in Haltepausen bei einer Fahrt auf sehr schlechten Wegen geschrieben an einem regnerischen trüben Tag. Ich fürchtete, das Licht möchte fortgehen, bevor ich zum Reden, zum Gebet mit Dir, käme. Nun ist es sehr hell geworden in mir, während es draussen

dunkelt. Nun möchte ich fast sagen, wache noch ein wenig mit mir in dieser Hügelwelt. Reden wir noch ein bisschen miteinander über den Brief hinaus. Schau, sogar die Wolken werden höher, die Nacht wird sicher klar. Die Sterne hab ich oft angeschaut, wenn ich auf dem Wagen lag. Wie Waggerl auf dem Kramwagen. Meine Hände sind so warm wie von den Deinen gewärmt. Ist Raini recht lustig heut? Erzähl mir von ihm. Ich muss immer weinen, wenn ich von ihm lese, aber das ist lauter Seligkeit. Nicht «Dede» heut, dableiben, gelt.

Euer Data! Euer Robert.

27.7.41. In der Frühe vervollständigen wir die Tarnung und die Schanzlöcher. Dann klaube ich die Sachen der Verwundeten und Toten auseinander, trenne Privatsachen und Militäreigentum. Rasierklingen und Briefumschläge teilen wir aus, weil sie knapp sind. Es ist eine traurige Arbeit. Das Mittagessen muss schon in Eile eingenommen werden, weil der erste Zug und der Halbzug weg müssen zur Sicherung. Unteroffizier S. bedenkt uns noch mit einem grossen Stück Leber. Bei der Fahrt verfährt sich Leutnant Sch. dauernd. Kehrt und wieder kehrt und nochmal kehrt. Endlich ist der Ortsrand erreicht, an dem wir sichern sollen in einem Hanffeld. Der Flachs steht schon und unsere Autos fahren durch. «Mir tut das Herz weh, wenn ich so etwas sehe», sagt H. [...]

28.7.41. [...] Abends kommt Nachersatz. K. erhält vier Mann, ich einen, N., der so still ist wie S. [...]

31.7.41. Am gleichen Ort. Ich lasse waschen und muss zum Preis ein Taschentuch geben. Ich erhalte das eiserne Kreuz, ebenso K. Es regnet (Gewitter). Russische Flieger gehen im Tiefflug über uns weg, machen aber nichts, weiter drüben haben sie geschossen. Frech wer-

den die Russen! Ich verteile etwas «Gutsstückchen» an die Kinder und heisse nun «deutscher Onkel»!

31. Juli 1941

2 Monate nach dem Abschied von Dir, das ist unsere Zeitrechnung.

Mein herzensgutes Mädchen!

[...] Zwei Monate. Wir müssen mit Massstäben Gottes die Zeit messen, damit sie nicht zu schwer wird, und wir tun es, gelt! Er schenkt uns ja einen Teil seiner Kraft: Räumliches zu durchdringen und Zeiträume zu überqueren. Er leiht uns auch seine Massstäbe, wir müssten sonst versinken und fallen.

Die Zigaretten sind gekommen für die Kameraden. Ich lasse die Neugekommenen mitrauchen und es soll eine Friedenspfeife sein und eine Begrüssung durch Dich. Sie haben sich sehr gefreut und lassen danken. Die Gutti-Grüsse sind auch gekommen, die Eukalyptus gegen Erkältung und Halsweh zugleich gedacht. Ich bleibe schon gesund. Der Brief ist gekommen, in dem Du mir von Rainis erstem Werkzeug erzählst und von seinem gescheitern Zu-Bett-Wollen. O, der Erfinder, was wird er mir noch alles zeigen. Mit dem Staunen beginnt alles. Aber, wer staunt da mehr? Er oder wir, seine frohen Eltern? Unser Verjünger ist er, unser Von-Vom-Anfänger. Unser Erheiterer ist er mit seinen Spässen. Ein Spassmacher Gottes. Erzähle mir wieder von ihm!

Heut hab ich das Eiserne Kreuz bekommen als erster vom Halbzug und für das erste Russlandgefecht. Wenn man an die Toten und Verwundeten denkt, ist jede «Auszeichnung» eine Beschämung zugleich. Ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich nicht damals mehr des Lebens gerettet als vielleicht vernichtet hätte. Ich entdeckte einen Gegner in nächster Nähe, der nicht gesehen worden war und der uns empfindliche Verluste schon beigefügt hatte, liess sofort

Feuer aufnehmen und verjagte ihn, das war alles. Ich weiss nicht, was wir angerichtet haben hier und sonst immer, es ging gleich weiter. Man ist bei jedem Angriff zugleich (und vielleicht *mehr*) in Verteidigung. Ein Trost ist mir, dass auch Franziskus einmal im Krieg stand und in vorderer Linie focht. Frage ihn, warum, wer da zu fragen liebt vom Hintergrund her. Feuer empfangen ist oft leichter als Feuer geben. Da ist oft Nehmen seliger denn Geben. Ich habe nach Anlage und Beruf mit beidem nichts zu tun. Wie himmelweit entfernt (ja, und ein Himmel!) ist die selige Kinderwelt Rainis. Da hinein tauchen wir ganz, wenn die Zeit uns einst gnädig ist. Darin wollen wir verjüngt und froh unsere Familienwelt finden. Gute Nacht nun, liebes Mädchen. Ich schreibe Euch so gern abends. Oft beginne ich schon früh und schliesse abends ab, dass der ganze Tag darin ruht. Raini, Eiei! Braver, staunender, gauklerischer Bub. Es war einmal ein Gaukler in Frankreich, der trat vor das Bild der schmerzhaften Mutter Gottes und ihrer trauernden Engel hin, vollführte so lustige Gaukeleien, Kopfstände usw., dass die schmerzhaftige Mutter mit allen Engeln heiter zu lächeln begann, erzählt eine schöne Legende.

Es regnet leise, aber innen ist es licht.

Viel Liebe! Euer Robert.

20.8.41. Zwischen Potschep und Trubtschewsk. Die anderen (K.) wecken mich. Alle stehen herum und frieren. Auch ich bin ganz steif, vor allem an den Zehen friert es mich. Nachts bin ich schon ein paar-mal aufgewacht vor Kälte. Heisse Tage und kalte Nächte. [...]

Wir schanzen uns tief ein, weil wir für die Nacht Artilleriefeuer erwarten. Am Abend kommt das Essen und zugleich wird viel Post gebracht. Ich erhalte 5 Päckchen von Maria und eins von Ossi, auch eine Karte von Maria. An wieviel hat Maria wieder gedacht. [...]

Ich bin sehr reich! Die Briefe kann ich nicht mehr alle entziffern, weil es schon Nacht wird. Ich schaue Rainis Bild an. Nachts habe ich einen eigenartigen Traum, der Angst machen könnte: Ich bin mit Maria in Eichstätt und gehe zu einer Trauerfeier in den Dom mit ihr. Ich tröste sie beim Weg durch den Kreuzgang, indem ich auf die vielen Gräber hinweise, die da sind. «Es sind ja so viele, schau!». Vor dem Altar mache ich eine tiefe Kniebeuge und bleibe lange knien, da werde ich angefahren, ich soll weiter gehen. Ich schaue auf und sehe, dass da ein Postamt errichtet ist, in dem fieberhaft gearbeitet werden muss. Ich denke an Feldpost. Durch die Verzögerung mit der Schimpferei habe ich Maria aus den Augen verloren. Ich suche sie, gehe ganz zurück durch die dichtbesetzten Bänke und auf der linken Seite wieder vor. Unterwegs werde ich gefragt: «So, jetzt sind sie also wirklich auch gestorben». Ich sage: «Nein, ich lebe doch!». Aber ich fühle mich doch betroffen und gehe in die vorderste Bank, die frei ist und die ich für mich reserviert betrachte. Ich denke mir: «Ach, jetzt sehe ich Maria nicht mehr.» Der Traum macht mir etwas Gedanken am anderen Tag, aber ich verscheuche sie. Nachts kein Artilleriefeuer. Ich werde einmal geweckt von N., der wacht und von R. Sie sehen einen schwarzen Punkt in Nähe unserer Stellung und N. behauptet, das Ding sei hergekrochen, es sei wohl ein Russe. Eine Leuchtkugel lässt uns L. nicht schießen. Also gehe ich auf den Punkt los. Es ist ein – Kuhfladen!

#### 21.8.41. Nachtangriff auf Potschep.

Ich lese in der Frühe die Briefe. Bald kommt wieder Artilleriefeuer, schlägt aber hauptsächlich ins Dorf links vor uns, einmal in eine Herde Gänse, und in die Vormarschstrasse. Wir werden nachmittags aus der Stellung herausgezogen. Angriff! Ich bin gerade über einem Brief an Maria und werde darin unterbrochen. [...] Wie wir zum Angriff antreten, fetzt ein furchtbares Artilleriefeuer in die Felder vor

uns. Ein Feld geht in Flammen auf. Wir haben grosses Glück beim Durchgang durch dieses Artilleriefeuer. Zeitweise sieht es aus, als wäre der ganze Angriff unmöglich. Dann hört das Feuer plötzlich auf. Wir denken, wenn wir am Dorfrand sind, (in der Nähe), wird der direkte Beschuss beginnen, der immer so schrecklich wirkt. Es dunkelt schon und bis wir ins Dorf (Stadt) kommen, ist es völlig Nacht. [...] Man stolpert über Wassergräben, u.s.w. Wir essen Äpfel im Gehen. [...]

Endlich ist die Stellung ausgesucht. Wir graben in den Kartoffeläckern, ungewiss, ob wir bleiben (Erfahrung!). Plötzlich fällt ein Schuss. Sch. hat gefeuert, der Fantasieren Ein Russe sei in gebückter Haltung gekommen, sagt er. Der Leutnant S. schimpft, läuft in den Garten und findet einen alten Mann, der um sein Leben jammert. Er ist nicht getroffen. Ich gehe auch hin und tröste ihn und erkläre den Irrtum. Er küsst mir die Hände und umfasst meine Knie. Ich frage nach Frau und Kindern. Töchter hat er und Söhne, sagt er, im Deckungsloch, im Garten. Ich gehe mit hin. Da kommen sie heraus, weinend vor Angst und Erlösung, ganz kleine Kinder im Arm. Es ist ein Jammer. Ich sage, sie sollen ruhig ins Haus gehen, niemand wird es anzünden. Es brennen nämlich ein paar Häuser in der Ortschaft und man hört lautes Wehklagen. Ein Mann im Nachbargarten hat offenbar gar keine Angst und spricht mit mir. Ich frage auch ihn nach den Angehörigen und ich gehe mit. Aber er geht sehr weit und ich habe nichts bei mir. Im Dorf begegnen mir Leute, die Betten u.s.w. tragen. Ich tröste sie, sage, das Feuer sei unglücklicherweise ausgekommen. Da läuft alles zusammen, Kinder, Männer und Frauen und jeder will mir die Hände küssen und die Frauen weinen. Wie sich das Weinen löst! Ich schäme mich. Einige laufen mir noch nach, um mir nochmal zu danken und mir Segenssprüche zu geben. [...] Eine Frau sagt, wir

sollen mitgehen zum Milchtrinken. Im Hof werden Tisch und Stühle aufgestellt. Milch, Brot, Speck, Butter werden gebracht. Wir essen und trinken. Einiges müssen wir noch mitnehmen für die Kameraden. Sie hätten genug Brot, sagen sie. Gut, wir haben ja keine Abendverpflegung erhalten. Ich muss noch mit in die Stube stolpern und beim Zündholzlicht den Hausaltar betrachten. Die Frau schildert mir, wie sie im geheimen Hausgottesdienst gehalten hat und wie die Religiösen behandelt worden sind. Ich bringe meinen Kameraden Brot und Butter. Es ist Zeit, dass ich komme. [...]

Wir müssen weg, natürlich, anderswo sichern. Kinder bringen Trinkwasser. Die Panzer fahren weg. Nur einer bleibt vor unserer Stellung stehen, weil er bewegungsunfähig geworden ist. Wir graben müde und langsam im Gemüesfeld. Ich schlafe und weine in den Sternenhimmel hinauf. [...]

23. August 1941 Potschep

Meine allerliebste Frau!

Es geht schon alles leichter, tröste Dich. Die Armee zerbröckelt vielleicht doch allmählich. Die älteren Leute, die hier unsere «Gegner» sind, kommen einzeln und in Gruppen an und man geht ihnen mehr zur Begrüssung als zur Gefangennahme entgegen. Gestern lief mir einer nach, ein Zivilist, barfuss. Er sagte, er habe nun gesehen, wie freundlich ich die Gefangenen behandelt habe und ich solle doch auch ihn mitnehmen, er sei nämlich Soldat und habe sich nur aus Angst umgezogen. Ich sagte, er brauche doch Stiefel, es könne ja kalt werden in nächster Zeit. Da bat er, nochmal zurücklaufen zu dürfen, er habe die ganze Uniform in einem Haus versteckt. Wir liessen ihn allein laufen und er kam wieder – als Soldat. Ich weiss nicht, wie es anderswo vielleicht noch ist. O, es war schon furchtbar. Ich glaubte, nicht mehr unter Menschen zu sein! Das weiss ich, wenn einmal in

der bekannten Ungerechtigkeit zwischen den unbescholtbar Guten und den teuflisch Bösen unterschieden wird, dann werde ich deutlich die «empirisch erlebte» Wahrheit sagen. Die Wahrheit, die ich vor Dir gar nicht enthüllen dürfte, weil sie Dich erwürgen würde. – Das weißt Du wohl nicht, Maria, dass ich manchmal geküsst werde und gestreichelt mitten im Krieg. Es geschieht, bevor ich es verhüten kann und ich muss mich dann oft tief schämen, weil ich dieser Küsse nicht wert bin. Alte Männer, alte Mütterchen, Kinder haben mir die Hände geküsst und die Stiefel sogar, wenn ich ihnen sagte, dass auf sie nicht geschossen würde und dass ihre Häuser nicht angezündet werden dürfen, vorgestern nachts wieder. Da kommen sie gekrochen aus den Kartoffeläckern und aus den Erdlöchern, Mütter mit ganz kleinen Kindern, und dann lösen sich die starren Gesichter und ein Weinen bricht los und ein Taumel, in dem alle Gefühle schüttern, Schreck, Sorge, Freude bis zum lauten Jubel und bis zum würgenden Weinen. Ich sage dann meistens, dass wir auch Frauen und Kinder zu Hause haben und dass der Krieg nur mit der Armee ausgetragen würde. O, der Krieg! Was wissen unsere Leute zu Hause davon. Das muss ich ja sagen, dass die Russen selbst auf ihre Leute viel weniger Rücksicht nehmen als wir. Und oft gibt es Unglücksdörfer, die von russischer und deutscher Artillerie gleichzeitig beschossen werden. Nein, das darf nie geschehen, dass Raini einmal dahin müsste, wo ich jetzt bin! Nein! Nein! Lieber ich nochmal, lieber ich nochmal in alle HölLEN und umkommen darin. Dieser netteste Bub, dessen Bild ich nun mittrage, dessen Goldlocke soviel Sonne aufgesaugt hat. Ich danke Dir, dass Du ihn mir gegeben hast. Für Deinen Namenstag hab ich schon was hergerichtet. Ja, dann schick ich ein Grasbüschelchen mit oder das Kartoffelkraut, das mir Kopfkissen war vorgestern, als ich in den Sternenhimmel hinaufweinte nach der «Unterbrechung». Und viel-



leicht Erde aus unserem Deckungsloch. Oft schon wollte ich Euch Erde schicken, aber dann schien mir die Gabe doch zu gering. [...]

Ich habe alles gesund überstehen dürfen oder müssen und überwach erleben müssen. Aber überwach darf ich auch das Schöne empfinden, unsere transzendente Liebe, in der alle Liebe aller Welt mitlebt. Viele, viele liebe Grüsse Dir und unserem Raini und vorausliebend denen, die uns noch gegeben werden.

AufWiedersehen! Robert.

24.8.41

[...] Die Frau, der das fensterlose Haus gehört, weint, weil K. die Läden von der Decke nimmt zum Bunkerbau. Aber, die Läden bleiben unzerschnitten. Nur die grossen Balken, die noch am Haus liegen, müssen zerschnitten werden. Das laute Weinen der Frau ahmt einer nach im Nachbarhaus. Ich schimpfe sehr über diese Buberei und nenne den Betreffenden inkognito einen Deppen. Es kommt ein Unteroffizier heraus und sagt, man müsse die Leute nicht nur verspotten, sondern zusammenschlagen! Ich streite sehr mit ihm! Der Frau sage ich, dass ich ihr doch am Abend zuvor schon gesagt habe, sie solle die Kartoffeln ausgraben und sie hätte es nicht getan. Die Läden bleiben eigens unzerschnitten, sage ich. Und im Übrigen sei uns alles, was wir tun, befohlen und es hätte weit Schlimmeres passieren können. Ich schreibe viele Briefe heute und richte an Maria ein Päckchen (Schokolade). [...] Wie ich das Päckchen an Maria abgebe, heisst es: «Abfahrbereit machen!» Ich glaube, gehänselt zu werden. Heute hätte ich warm geschlafen [...]

28.8.41. Karbowka. Die Kolonne hält nachts. Zwei Gruppen müssen abgestellt werden zur Bewachung des Bataillons. Es regnet. Kameraden des Bataillons stellen sich unter in einem Haus und unterhalten

sich und lachen. Eine Gruppe der dritten Kompanie hört hin, glaubt, es seien Russen und wirft eine Handgranate in das Haus. Einer ist tot, einer schwer verwundet, vom Gruppenführer erschossen. Einem zehnjährigen Mädchen ist ein Auge ausgeschossen. Ich schlafe auf dem Fahrzeug unter der Decke. Mir träumt, dass ich zuhause bin und mit Maria spazieren gehe und dass viele rote Flieger kommen. Maria kennt sie nicht und ich sage es ihr nicht, um sie nicht zu erschrecken. Ich denke daran, dass ich Uniform trage und laufe in ein Gebüsch, um Fliegerdeckung zu nehmen. Da fasst mich schon einer am Genick. Die Flieger sind in Autos verwandelt, ich bin umstellt und gefangen. Offiziere fragen mich aus und lassen mich wegführen. Ich bitte, von Maria Abschied nehmen zu dürfen und es wird mir erlaubt. Ich umfasse Maria und hebe sie hoch und wir weinen furchtbar. Ich sage immer: Gefangen, wenn ich nur an das Wort denke. Es gibt einen grossen Menschaufmarsch. Ich wache auf. Die Fahrzeuge müssen untergestellt werden, links der Strasse im Wald. Die anderen erzählen mir von den Bombentrümmern, die auf der Strasse waren, von den Fahrzeugen, die links um die Trichter lagen, von den Pferden und toten Russen. Im Wald stehen russische Fahrzeuge. Tote werden gefunden. Ich finde ein wasserdichtes Wäschesäckchen, das ich mitnehme. Auch Damenwäsche liegt bei einem Fahrzeug, offenbar waren Frauen dabei. [...]

Ich bin heute unruhig und nicht so zuversichtlich wie sonst. Das Dorf heisst Karbowka. [...]

Wir gehen vor in den Friedhof (Achtung auf Bäume) und beziehen Stellung gegen ein Tabakfeld und gegen die Ortschaft über der Schlucht drüben. Drüben sind an Häusern Gegner erkannt. Wir stürzen die Häuser ab und im Feuerschutz geht Zug L. weiter vor (rechts vom Tabakfeld). Immer wird gerufen: L. schneller angreifen! Aber L. wird vom Gegner im Tabakfeld so unter Feuer genommen,

dass er nicht weiter kann. Wir beziehen deshalb weiter rechts Stellung gegen das Tabakfeld, unmittelbar vor dem Feld und feuern das ganze Feld ab. Es werden nachher sehr viele Tote im Tabakfeld festgestellt, darunter 3 Offiziere, darunter 1 Major. Ein Kommissar soll gefangen genommen worden sein dort. Beim Eindringen gibt es auch auf unserer Seite Verwundete, auch zuvor schon. [...] Leutnant Sch. führt die Kompanie, weil der Chef verwundet ist am Bein. Auch der neue Leutnant, den wir einen Tag hatten, ist verwundet. Er sagt zu E: Was der Chef verlangt, ist ein unsinniges Opfer, aber ich will nicht am ersten Tag als Feigling gelten. Der Chef soll noch nachgeschrien haben: Wartet nur, ihr Feiglinge, wenn ich nur laufen könnte, ich würde euch schon zeigen, wie man vorgeht. Unsere Kompanie hatte schon wieder 13 Verwundete. Auch der Bursche vom Chef ist dabei (Z. aus Ingolstadt, Bauchschuss, sagt man), auch R. mit Nasenschuss. 162 Ausfälle ohne Kranke haben wir jetzt. [...] Viel verwundetes und totes Vieh liegt herum. Gleich vor unserer Grube liegt eine tote und eine verletzte Kuh (Bein durchschossen), ein totes Schwein usw. Viel Vieh läuft frei umher. [...] Die verwundete Kuh reut jeden, besonders den kleinen Pakgeschützführer, der von Beruf Metzger ist. Sie wollen der Kuh den Gnadenschuss geben. Ich suche die Zivilisten und erkläre ihnen, dass wir die Kuh schlachten wollen, sie können dann das Fleisch wenigstens essen. Der Besitzer wird sehr lange nicht herbeigebracht und ist auch dann sehr unentschlossen. Schliesslich müssen wir selbst Beil und Messer suchen. Der Russe ist unentschlossen in solchen Lagen. Er steht nur da. Die Kuh wird geschlachtet. Der Bauer meint, wir sollen sie kaufen. Das geht nicht. Die andere Frau, deren Kuh tot ist, weint immer. Ich glaube, auch ihr Haus ist abgebrannt. Ein Haus haben wir in Brand schießen müssen. Es ging nicht

anders. Ein grosses Elend ist in dem Dorf. Es hat ja vor dem Sturm Artillerie nur so hineingeschossen, hab ich vergessen zu erwähnen. [...]

3.9.41. Wald. In der Frühe fünf oder sechs Uhr ein furchtbares Gewitter, dass der Wald dröhnt. Grosse Wasserpfützen. Die Füsse werden ganz nass, man wadet im Wasser. Der Regen schlägt durch die Zeltplane. Ein paarmal schlägt der Blitz in den Wald. Nach sechs Uhr geht der Vormarsch weiter, langsam mit grossen Pausen. Brücken sind zerstört und müssen erst gebaut werden. Die Motorsägen der Pioniere arbeiten. Gefangene müssen Bäume tragen. Schon in der Frühe nach dem Regen mussten Gefangene die Wege mit Ästen belegen. Die grossen, kräftigen Gestalten knacken junge Bäume nur so ab, der Russe ist ein guter Arbeiter, das zeigt sich auch hier. [...]

4.9.41. Wald. [...] Jetzt kommt etwas Essen, ein paar verschimmelte Stücke Brot. Jeder bekommt eines. Es regnet wieder, und wir stellen wieder die Becher ins Freie und halten sie unter die Zeltplanen, um Trinkwasser zu haben. Die Füsse schmerzen, die Socken sind zerweicht und zerrissen. [...]

Den ganzen Tag liegt Artillerie im Wald. Einmal, wie ich gerade im Freien bin, schlägt es gar nicht weit von mir ein. Ich werfe mich hin und mich überschüttet nur Pulverdampf. Die andern im Loch sagen: den R. hat es sicher erwischt. Nun bleibe ich lieber im Loch. [...]

Es geht gegen Abend. Ich teile die Wache ein durch Zuruf. K. den es sehr friert, kommt zu mir ins Loch und wir rauchen zusammen ein paar Pfeifen. Meine Pfeife ist untertags gebrochen und K. schnitzt sie wieder zurecht. Noch ein paarmal rutscht die Erde unter den Einschlägen. Wir sind gedrückter Stimmung und fragen einander nur immer nach dem Ende und reden vom Heimkommen. Vor dem Wald draussen liegen 2 tote Russen. Wie lange schon? [...]

8.9.41. [...] Nachts, etwa um 12 Uhr ist nochmal Zugführerbesprechung. Es soll morgen früh weitergehen. Wir sollen noch bis Charkow stossen, dabei die Ostflanke schützen und von Charkow aus in die Heimat kommen. [...] Heimat! Voll Freude wecke ich die anderen und sage es ihnen. Wir schlafen gut bis in der Frühe. Ich habe einen bemalten Löffel gekauft heute. [...]

9.9.41-12.9.41. In rascher Fahrt über Schotzka (Stadt) und Tluchow (Stadt). Dort bleiben wir einige Tage. [...]

Wir haben ein schönes Leben die paar Tage. Draussen regnet es in Strömen. Es gibt reichlich Essen, Braten und Salat, auch Honig und geröstete Kartoffeln. Wir müssen nur an der Strasse ein MG aufstellen mit einem Doppelposten daran. [...]

Gegen Abend kommen wieder Gänse durch den Wald, eine verlassene Herde, während andere von Kindern heimgetrieben werden. H. ist so blöde, mit der Maschinenpistole auf die Herde zu schiessen. 5 bleiben liegen, aber wie viele können noch verwundet sein? Alle schimpfen über den Unsinn. Sie können nicht alle 5 Gänse essen und schicken uns auch eine herüber. Am Abend suchen zwei Frauen (Mutter und Tochter) nach den Gänsen und weinen im Wald herum. Die Gänse werden vor ihnen versteckt und H. gefällt sich darin, sie dahin und dorthin zu schicken und recht dreckig zu lachen. (Ich habe später von der Gans nichts gegessen.) Am Abend, als ich zum Regiments-Gefechtsstand zurückgehe mit K. [...], weint die Frau dort noch herum und B. bittet mich, mit den Frauen zu reden. Sie sagen, dass sie am heutigen Tage allein 14 Gänse eingebüsst hätten. Es wird ihnen versprochen, dass sie anderntags von der Feldküche Esswaren und von den Schuldigen Geld erhalten sollten. Ich weiss nicht, inwieweit Wort gehalten wurde. Der Chef hat sich der Sache angenommen. [...]

Abends rede ich noch lange mit den Leuten, die vor einem Haus

zusammensitzen. Sie sagen, dass ihnen viele Hühner erschlagen wurden von deutschen Soldaten und sind doch deutschfreundlich dabei. Sie sagen auch, dass im Wald, in dem wir liegen noch russische Minen seien. Ich bitte immer, dass das Wolgalied gesungen werden soll, aber: es ist Krieg, wird mir immer entgegnet. [...]

20.9.41. Tschascha. Einen Monat, höchstens noch, nach der neuen Verheissung sind wir in Russland. Der Chef sagt, er wisse von oben her, dass bis zum 20. Oktober die Aufgaben der motorisierten Truppen erfüllt sein müssen. Leningrad, Moskau, Kiew, Charkow. Ich habe immer mit September gerechnet.

21.9.41. In der Frühe will ich ein auf Holz bemaltes Ölbild kaufen, erhalte es aber geschenkt. Das Bild, den heiligen Mikola darstellend, stammt aus Michailowka (südlich Burin, Richtung Slumi), der Besitzer ist Pietro Nikönowitschor Owtschinka. Ich freue mich sehr über das Bild [...]

Nun wird gesagt, Sch. sei gefunden worden. Ich laufe hinaus, um ihn zu sehen, weil gesagt wird, er sei erschlagen und erstochen worden. Es ist Tatsache. Er hat blaue Würgestellen am Hals, Bajonettstiche in der Brust, ein Loch oberhalb des Auges u.s.w. Der arme, gute Bauemensch, der Reimer, der ehrgeizige Träumer. Wir müssen aufsitzen, G. fehlt noch, kommt aber noch im Dorf nach. Wir fahren weiter, sind den ganzen Tag unterwegs. [...]

23.9.41. Cholopkowo. [...] In der Frühe um drei Uhr weckt mich Sch. und sagt, es kämen Russen. Ich stehe auf, suche mein Brille und schon steht eine Gruppe von Gestalten auf der Halde, hebt sich vom Himmel ab. Sie sprechen gedämpft miteinander. Ich bilde mir ein, deutsche Laute zu hören und warte noch etwas. Dann, ganz in der

Nähe rufe ich sie an, frage nach der Parole. Sie weichen nach rechts aus, ein paar gehen in Deckung. Ich gebe Feuer frei. Sch. wirft zwei Handgranaten. Alles, was nicht schon geweckt war, wird wach. Aber alles vollzieht sich auch in Sekunden. Die Gewehre gehen nicht, weil das Öl in der Kälte steif wurde. (Es tut Reif, heute Nacht). Ich feuere meine Pistole leer, ein paar schießen mit Karabiner. Auch von den Russen kommt Feuer. [...]

K. schießt Leuchtpatronen und wir laufen vor. Ich sehe einen liegen, wir feuern, er zuckt und stöhnt, Vielleicht war er schon verwundet vorher, aber das konnten wir nicht wissen und nicht sehen. Er lag Kopf zu uns, wie in Stellung. Er stöhnt und röchelt, ich verbiete weiteres Feuer. Er stirbt bald, der Arme, ich sehe, wie er sich nochmal rührt und dann umfällt. Die Posten stehen wieder oben bei dem Toten, von wo aus das Gelände überblickt werden kann. [...] Wir sehen direkt uns gegenüber hinter ein paar brennenden Strohhaufen Russen kommen, die auf uns zugehen. Ich sehe anfangs keine Waffen, stehe auf und rufe und winke hinüber. Sie gehen aber in Deckung, irgendwer von uns schießt. Ich verbiete das Schiessen, wie drüben wieder ein paar aufstehen, und wirklich kommen zwei herüber. Ich gehe ein Stück entgegen, nehme Gewehre und Handgranaten ab und gebe jedem sichtbar eine Zigarette. Drüben bekommen offenbar noch mehr Lust zum Überlaufen, ich gehe mit einem Gefangenen ein Stück hinaus und wir rufen, aber plötzlich geht mein Gefangener zu uns zurück und sagt, er hat den Gruppenführer erkannt und der würde sicher schießen. [...]

Rechts von uns beginnt eine kleine Knallerei, die jetzt alles unmöglich macht Von der Seite her kommen noch ein paar Gefangene, die dort übergelaufen sind. Die Gefangenen bieten uns Brot an und eine Fischdose. Ich lasse nur etwas Brot nehmen. Die Fische essen sie selbst. Wie etwas mehr geschossen wird, leihe ich ihnen Spaten,

dass sie sich auch ein Loch graben können. Einer gibt mir zum Dank die Hand. Sie haben sehr Angst und bitten immer, ob sie zurückgebracht werden können. Vielleicht ahnen sie den Tod. Sie sind verheiratet, meine zwei, einer hat drei, der andere zwei Kinder. Ich sage ihnen, dass sie jetzt nicht zurückgebracht werden können, dass sie aber mit uns gehen sollen, weil wir beim Angriff nicht so weit vorne sind. [...]

Ich werde zum Bahndamm hinüberbefohlen, weil dort der Zug C. nicht mehr weiter kommt und schon zwei Verwundete hat. [...] K. springt mit seinem Gewehr über den Bahndamm hinüber und schirmt nach links ab. Ich springe in einen schmalen Graben neben dem Bahngleise. Der Chef kommt herüber. Wir sehen Russen im Graben zurücklaufen. [...]

Jetzt kommt mein Gewehr und in diesem Moment zischen die Schüsse den Graben entlang. Sch. schreit, dass er getroffen ist. Dann schreit R. ein junger von mir. Sch. ist durch Ober- und Unterschenkel geschossen, R. durch das Knie. [...]

Ein Schuss streift mich unterhalb des Ohres am Hals. Ein ganz kleiner Blutfleck ist später dort, nur die Haut ist abgeschürft. Etwas tiefer, dann ist die Schlagader durch! Zwei Schüsse gehen H. durch den rechten Ärmel, fast an der gleichen Stelle und reißen ein Loch. Das Hemd ist nicht mal zerrissen. Ich schreie: «Raus aus dem Graben» Für die Verwundeten ist ein Sanitäter da. Wir springen weiter vor und entlasten so die Stelle. Es kommt kein Feuer mehr hin. [...]

Vorne wird weiter nach meinem Gewehr gerufen. Es kommt lange nicht nach, obwohl ich gleich geregelt habe, wer tragen kann. Ich mache Gewehrführer. H. erzählt später, dass der junge Richtschütze M. nicht mehr aus dem Graben wollte. Unsere Russen sehe ich später nicht mehr. Vielleicht sind sie unter den anderen Gefangenen drinnen, die jetzt gemacht worden sind. Meine Leute sagen aber, dass sie



gefallen und verwundet seien am Bahndamm (zwei tot, zwei verwundet, sagen sie, vielleicht ist es nicht wahr.) [...]

Die Russen flüchten in wilden Haufen. Wir müssen sie mit sMG beschliessen. Das Gewehr kommt lange nicht nach, weil M. zögert. Wir jagen 4 Kästen nach. Ein verwundeter Russe, der nicht mehr weit kam, liegt nahe vor unserer Mündung. Er schreit wild und wälzt sich und setzt sich wieder auf und schaut in den Leuchtpurzfächer über ihm und wirft sich wieder hin. Ich sehe seine Augen mit dem Fernglas. Er ist verrückt geworden offenbar. [...]

14. Oktober 1941

Ihr, meine Liebsten!

So fern bin ich von Euch. Und so selten kann ich mit Euch reden. Aber mein dauerndes Denken an Euch spürt Ihr auch, gelt! Wir zigeunern viel herum und sind müde, aber Gefahr ist keine. Sei also ganz still und wenn Du weinst, so nimm Raini in die Nähe, dass er Dich tröstet auf seine Art. Leise fällt Schnee. Post kommt selten und geht auch selten weg. Aber ich hab immer Eure Stimmen in mir, wie eine nur mir vernehmbare Musik. So wird mir alles dennoch zur heiteren Wanderschaft mit Euch als Ausgang und Ziel. Ich hab mich auf den Wiesenpfad gefreut. Nun wird es halt ein Schneepfad, ein reinweisser, auf dem ich zu Euch stapfen werde. [...] Russische Soldaten seh ich seit Tagen nicht mehr, ausser solche, die schon von Weitem mit weissen Tüchern winken oder die an einem Ofen sitzen und sich wärmen. Ich habe das Schiessen in meiner MG-Gruppe ganz allgemein einstellen lassen, ein Waffenstillstand im Kleinen. Nur noch ein bisschen warten und dann die Wiedersehensseligkeit und das Hoffen auf Frieden für alle in dieser armen Menschenwelt. Viel ausgesandte suchende Liebe!

Euer Robert.

27. Oktober 1941 Brand in Michaelowka.

Etwa mittags werde ich zum Chef geholt. Auftrag: Halbzug und zweiter Zug gehen auf der linken Seite der Bahn bis Michaelowka vor, auf der rechten zurück. In jeder Ortschaft muss einer aufgehängt werden, es muss nach verdächtigen Elementen durchsucht werden, verdächtige Elemente werden erschossen, vor allem alles, was so halb soldatenmässig daherkommt. Michaelowka wird in Brand gesteckt. Grund: Partisanen haben fünf Personen in Nisch-Michaelowka angegriffen, drei, einen Leutnant und einen Gefreiten getötet und einen verwundet. Ich fühle, wie ich mich verfärbte, wie ich mein «Ja-wohl» sage. So einen Auftrag hatte ich noch nicht. «Ganz Michaelowka anzünden?», sage ich. «Warum? Ist das gross? Dann ist es wenigstens der Mühe wert». Wir machen uns fertig. Zu meinem Trost sehe ich, dass der Chef selbst mitgeht, dass ich also die Verantwortung nicht zu tragen habe. Ich bete dauernd still, noch nie war ich so erregt. Der Halbzug soll vorausgehen in die MTS links der Bahn und dann wieder auf die Bahnlinie zukommen. Ich berate unterwegs, was wir tun sollen und rücke heftig mit G. zusammen, der sagt, er könnte ruhig einen aufhängen. In der MTS sehen wir deutsche Soldaten, die gerade Vieh wegführen. Da soll es nicht zu Schiessereien kommen! Ich halte es für das Beste, alle Leute aus der MTS wegzutreiben bis morgen, damit sie dem Strafgericht entgehen. Ein paar Männer, denen ich das sage, rühren sich nicht. Ich muss laut schreien. Einen jungen Burschen will K. zum Munitionstragen mitnehmen. Er fasst den Hinweis auf den Kasten, der am Spaten steckt, so auf, als solle er den Spaten nehmen und sein Grab schaufeln. Ich sehe erst da, dass wir durch die «geltende Massnahme» grosses Unheil anrichten. Schreiende Kinder, Frauen mit fünf Kindern in die Nacht jagen und in die Kälte, binnen fünf Minuten. Eine Frau mit fünf Kindern kommt nicht nach. Zudem mussten wir ein MG aufbauen, bis die Leute gehen

wollten. Ich habe herzlos geschrien und mir ist zum Weinen. Ich berate mich rasch mit K. Wir gehen den Leuten nach rufen sie her. Sie kommen sehr zögernd, zuerst die Mütter mit den Kindern. Ich muss alle Soldaten wegschicken, besonders die MG-Träger, damit sich alle herwagen. Ich erkläre nochmal den Grund und den eigentlichen Auftrag und schärfe den Leuten ein, sofort Meldung zu machen, wenn von den Partisanen etwas festgestellt würde. Alle bedanken sich sehr, machen tiefe Verbeugungen u.s.w. Mir ist zum Weinen. Auf dem Geleise steht die Draisine, die uns nachfährt. Hinter einem Strohhaufen links der Bahn liegen zwei «verdächtige Elemente», erschossen. Der Chef schickt den Halbzug und eine Gruppe des zweiten Zuges in das lange Strassendorf links der Bahn, wieder mit dem Auftrag, einen aufzuhängen und Verdächtige zu erschiessen und ein paar Häuser wegzubrennen. Er poltert, weil ich in der MTS keinen erhängt habe. Ich sage, es seien nur Kinder und Frauen dagewesen. (Den jungen Burschen haben wir übrigens auch wieder laufenlassen, weil er sonst vielleicht erschossen worden wäre.) [...]

In Michaelowka beginnt es zu brennen. Ich muss an die feinen Leute denken, die uns vor ein paar Tagen bewirtet haben. Der Brand wird grösser und grösser, sie zünden wirklich ganz Michaelowka an 50 Häuser mindestens, rühmen sie sich hernach. Der Zugtrupp des zweiten Zuges rühmt sich, allein etwa 25 Häuser in Brand geschossen zu haben. Wir sehen dem Brand von Bahnhof Nisch aus zu. Hoffentlich können wir Nisch retten, denke ich. Einer der Russen sagt, im Bahnhofsgebäude seien Waffen. Wir suchen, finden aber nichts. Der Bahnmeister ist fort. Meine Leute sehen das Furchtbare solchen Handelns ein und schimpfen. Die Russen waren schon im Schlaf auf den Öfen gelegen, wurde später erzählt. Es wurde einfach im Vorübergehen in das Dorf geschossen mit Raketen. Häuser ohne Stroh-

dach wurden mit einer Handgranate zerstört. Wir hören Vieh brüllen in der Nacht. (Nebenbei: Die Feldküchen treiben nichts mehr auf!) Kinder und Frauen schreien ihre langgezogenen einsamen Schreck- und Suchrufe. Endlich kommt jemand und sagt, wir sollen zurückgehen. Nun kommt der Chef wieder mit seinen Vorwürfen. Anderntags telefonierte er an das Bataillon, dass er einen solchen Auftrag nicht mehr wünsche. Ein wenig scheint er doch auch um sein Tun zu wissen. Wir gehen zurück, fahren ein Stück mit der Draisine, kommen müde an. Hinter uns der rote Himmel. [...]

Wieviele Leute bei dem Brand ums Leben gekommen sind, weiss ich nicht. Erzählt wird später in Nisch nur von einem alten Mann. [...]

28. Oktober 1941

Meine liebste Maria!

Post ist gekommen! O, wie beim erstenmal ist die Freude! Geweint hab ich. Der grosse Rainibrief ist da, der sechsseitige vom 25.9. Und Du bist nicht traurig darin, trotz der Rundfunkmeldung, tapfer bist Du und frohmachend sicher.

Es geht nun wohl doch dem Ende zu und nachdem unsere Truppen schon 40 km vor Moskau stehen und wir hier so weit zurück in Ruhe liegen dürfen, werden wir wohl auch nicht mehr benötigt. Freue Dich nun ganz arg mit mir. Worauf freuen wir uns? Auf uns! Wie ich mich auf Raini freue, kann ich gar nicht sagen. Und in dieser hohen Freude rollt auch aller Schmerz zugleich weil ich in Raini zugleich alle Kinder sehen muss, auch die ganz armen, die haus- und elternlosen. Wie ich in Dir alle Frauen sehen muss und Du so selig- und traurigmachend bist. In einem alles sehen, wer das nicht weiss, liebt nicht. [...]

H. hat mir auch geschrieben [...] Er schreibt, dass Gott den Krieg

wohl nicht nur zulässt, sondern dass er selbst als furchtbarer Aufrüttler durch die Welt geht. Dann muss man Gott selbst Willen und Tat und Verantwortung für all dies zusprechen? Dann wären die Menschen nur noch insofern mitverantwortlich, als sie Aufrüttelung in solchen Formen benötigen. Wenn man vor zerbröckelnden Kirchen steht, darin die Schweine grunzen, möchte man das einsehen und man braucht gar nicht diese krassen Bilder dazu! Man müsste vielleicht sehr weit denken, über Menschen und Generationen hinaus. Ich denke vielleicht zu erlebnisbedingt, also zu eng. Aber ich muss immer brennendheiss die Ganzheit auch der Einzelwesen sehen (eine doch christliche Überzeugung übrigens!) und kann die Vernichtung Unschuldiger (ich denke nicht nur an Soldaten) und die angemassete Richterschaft mancher Kreaturen nicht mit Gott unmittelbar in Verbindung bringen. Nein, nein, wir denken lieber noch nicht nach über den Sinn dieses Geschehens!! Es gibt aus dieser Wirrnis keine Ruhe in Gedankengebäuden oder Weltanschauungen, es gibt zunächst und lange Zeit nur das Ausruhen und Ausweinen in Euch, Frauen und Mütter. Und vielleicht gilt es gerade heute doppelt: «Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan», zieht uns heraus, hebt uns wieder. Ich danke Dir, Du meine Ruhe! Dein Robert.

9.-11.11.41. in Mzensk.

[...] Am anderen Tag müssen wir im Gefangenenlager Wache übernehmen. Im Lager erlebe ich Trauriges. In der Frühe jagen sie die Gefangenen mit Prügel heraus. Sie schlagen einfach über die Köpfe, einer weint. Ein «Aufseher» ist da, der selbst Gefangener ist und stolz erzählt, dass er ein Pole ist. Ich erkläre ihm deutlich, dass mir jeder Russe lieber ist als er. Er will sich überall anbietern. Uns will er Zündhölzer schenken. Es ist sehr kalt geworden. Die Gefangenen werden zum Arbeiten weggeführt, andere werden gebracht, die die

ganze Nacht gearbeitet hatten. Nur mittags und abends gibt es etwas zu Essen. Im Freien stehen die grossen Kessel. Pferdefleisch. Das Essen sehr knapp. Bei der Ausgabe kommen sie mit grossen und kleinen Konservendosen, mit Einmachgläsern, bei denen der Boden durchfällt, mit Stahlhelmen, was sie gerade haben. Sie betteln um mehr, sie haben sehr Hunger. Von den Gedärmen der Pferde kratzen sie sich noch Fett weg, neben den Unrathaufen suchen sie etwas Essbares. Die Halle, in der sie schlafen, ist kalt und hoch, ein Bretterbau, ein kleiner Seitenraum als Krankenstube. Fast alle haben Durchfall, viele Bauchweh. Ich sehe, wie sich manche die Stiefel mit dickem Draht flicken. Mit einem Nagel hauen sie die Löcher durch das Leder. Andere suchen sich Handschuhe aus Lappen und Schnur zu machen. Andere lausen sich. Alles voll. Wann dürfen sich diese Leute waschen? Wer Nachtschicht hatte, soll dafür untermittags freihaben, aber es wird einfach alles zusammengepackt. Ich finde einen Oberfeldweibel vom Nachschub, wie er die Kranken heraushauen will. Ich komme mit ihm in Streit. In einer Versenkung des ehemaligen Maschinenraumes wird der Unrat geschüttet. In ein Fass, darauf Trinkwasser steht, gehen sie zum Maiausflugmachen. Einem Tier streut man mehr ein als diesen Menschen. Zudem ist das ganze «Stroh» feucht. Mäuse laufen herum am hellen Tag. Mitleid hat keinen Sinn. Ich empfinde eine tiefe Scham. Wir bekommen an diesem Tag Gott sei Dank nichts zu essen. Der Dolmetscher und ein alter Lump, der auch ein «Aufseher» ist, sind darüber ungehalten. Ich gehe in das Lazarett. Dort liegen sie auf dem Bretterboden, die Verwundeten. Heute hat man einem die beiden Füsse abgenommen. Dazu waren deutsche Ärzte da. Für das Lazarett sind russische Ärzte zur Verfügung, Gefangene, die von den deutschen Kollegen mit Lektüre u.s.w. versorgt werden. Im Lazarett, einer jämmerlichen Hütte, ist wenig-

stens geheizt. Alte Männer jammern, warum sie nicht heim dürfen, sie hätten daheim Pflege. Mich erschüttert dieser Tag sehr. [...]

Am 12.11. fahren wir weiter. Es ist sehr kalt, 19 Grad soll es haben. Die Sprudelfläschchen, die wir im Kübelwagen haben, zerspringen. Uns friert es sehr. Die Fahrt geht weit und zum Glück rasch. [...]

Während der Fahrt haben wir einmal einen Stopp zum Aufwärmen gemacht und dabei Schnaps (Rum) getrunken. Ich bin etwas angeheitert. [...]

18. November 1941

Meine liebste Maria!

[...] Sehr selten hab ich geweint. Weinen ist kein Ausweg, solange man in den Dingen steht. Erst wenn ich wieder bei Euch bin; im Ausruhen und Überwinden, werden wir sehr viel weinen müssen und Du verstehst dann auch darin Deinen Mann. Hier hat auch vor den traurigsten Bildern das Weinen keinen Sinn, und das «Mitleid» ist gemein, wenn es an die Stelle von Hilfe und Tat tritt. Es wächst das Gefühl der menschlichen Armut und der menschheitlichen Schuld, die in jedem Einzelnen wurzelt. Eine tiefe Scham wächst. Manchmal schäme ich mich sogar, geliebt zu werden. Du verstehst das schon recht, gelt, Maria. Es gibt so wirklich Arme, dass man sich des Reichtums schämen muss. Und dann gibt es noch die Ur-Scham. Du kennst sie, weil Du mitlebst. Man kann sie nicht näher bezeichnen. O, Dinge geschehen in der Welt! [...]

21.11.41. Vormittags geht der Angriff weiter nach Arseniewo. Wir sehen hinter dem zum Teil abgebrannten Haus, in dem wir geschlafen hatten, einen verbrannten Russen liegen (an der Gasmaske als Soldat erkennbar). Die Hühner picken daran herum. Wir haben nur noch einen Kasten Munition pro Gewehr. In der Nähe der Ortschaft

Arszeniewo beginnt das Feuer. Wir sehen wieder Russen aus der Ortschaft fliehen, ich lasse aber nicht schießen, weil wir nicht viel Munition haben. Die Panzer haufen furchtbar im Dorf. Häuser gehen in Flammen auf, Munition krepirt. Es waren ein paar Munitionslager in der Ortschaft. Russenbrot wird gefunden, das aber nicht gut schmeckt, weil es mit Petroleum überschüttet ist. [...]

Dauernd geht Munition in die Luft. [...]

Abends gibt es Sekt, je zwei Mann eine Flasche. [...] Der Ofen in unserem Quartier (ein ehemaliges Kontor) raucht, die Fenster sind schlecht, es zieht. Ich schlafe nicht gut. [...]

Wennnew, 25. November 1941

Mein Herzliebstes!

[...] Jetzt darf man keine Päckchen wegschicken. Ach, und ich würde Euch so gern ein paar noch so arme Päckchen schicken, die um die Weihnachtszeit bei Euch sein sollen. Hoffentlich kommen wenigstens die Briefe und Karten heim. [...] Ich bin noch mehr als sonst bei Euch, auch wenn ich sehr selten schreiben kann jetzt. Oft auch muss ich Brief *tun* statt schreiben. So gestern Abend, da mir Hunderte von Gefangenen, darunter Verwundete, einfach übergeben wurden: Suchen Sie ein Haus, lassen Sie die Leute bewachen! Da warst Du neben mir und sagtest: Nicht einfach irgendwohin pferchen, einen Raum suchen für die Verwundeten, etwas zu essen suchen! Zwei russische Küchen hab ich gefunden, darin das Essen dampfte. Das ist wenig und will verteilt sein unter ein halbes Tausend. Auch Ärzte fand ich unter den Gefangenen und einen Wagen voll Verbandszeug. Ich war so müde hernach, dass ich wie ein Stein schlief in Babuschkas Federbett. Und Du warst zu Hause vielleicht ebenso müde, weil Du ja an meiner Seite warst. Ein Stück soll das alles auch unsere Weihnacht sein, gelt! O, Muttile, Tatsachen verlangen Tat, wir wollen nicht weinen. Du siehst, wie Gott Eurem Data



hilft. Er lässt ihn wieder zu Euch kommen und das ist sein Lohn, seine Gnade für unsere behaltene Stärke.

Ich kann nun schon viel Russisch sprechen. Ohne Grammatikstudium natürlich. Mir gelang diese Sprache, die jeder als unlearnbar schwierig empfindet, merkwürdig rasch. Als hätte ich wirklich eine heimliche Verwandtschaft zu dieser Welt. Sogar der Kommandör holte mich kürzlich zum Gefangenenverhör. Und unser Chef braucht mich täglich zum Dolmetschen. Ich bin froh. Da lässt sich manches klären und manche harte Spitze brechen. – Es dunkelt jetzt sehr früh am Tag. Unsere Dämmergedenkstunde. Macht Dich Raini froh! Tröstet er Dich recht? [...] Ich bin schon noch Dein alter Robert, nichts ist verschüttet innerlich, ich glaube wie früher an das Schöne und Gute in der menschlichen Welt. Die Schneekristalle, die reinen, schöng Zackten, die an meiner Fensterscheibe kleben, freuen mich so merkwürdig. Wollen sie nicht ein freundliches Zeichen sein, dass auch im Winter, auch in dieser doppelt winterlichen Zeit, die schöne Form noch blühen will. Eisblumen sind wirklich die Schwestern der sommerlichen echten Blumen. Sie weisen hin und versprechen. O, mir versprechen sie viel. Es kommt schon wieder unser Sommer. Nicht weinen, unser Friede kommt, und unser voller Sommer! O, recht viele Liebesgrüsse voll schwerer Sehnsucht! Das warme, düsterweiche Petroleumlämpchen lässt mich auch immer sehr bei Euch sein. Viele kleine Freunde und Helfer hab ich, Lampe und Schneeflocke sind nicht die einzigen. Alle Liebe Euch! Und viele Grüsse Deiner lieben Mutter.

Euer Robert.

27.11.41. Piatnitza.

[...] Gegen elf Uhr gibt es grosse Aufregung: der Russe ist durchgebrochen, man sieht ihn in Scharen die Höhe herüberkommen. Wir

machen uns eilig fertig. Infanteriegeschütze (leichtes Infanteriegeschütz und schweres Infanteriegeschütz) fährt auf und feuert. Wir treten an. Ich habe sehr Sorge um Sch., G. und B. Wir laufen durch die zwei Mulden. (Als wir abzogen, lief einer mit dem MG auf dem Rücken ins Dorf, ein Held.) Wir kommen zum Strohschober. Dort ist schon der Chef. Ich frage, ob unsere Posten noch da sind. «Sch. hat sich tapfer geschlagen», sagt er, «alle leben.» Ich renne voll Freude hinüber in die Stellung, befehle die anderen in Stellung. Ich bin noch nicht ganz drüben, da pfeift ein furchtbares Feuer um die Ohren. Es ist ein schönes Kameraden-Wiedersehen. Ein Berg von Hülsen liegt neben dem MG. Unsere drei Leute waren die einzigen, die in der Stellung ausgehalten haben, von vorne und rechts sehr bedrängt und ein paarmal zum Stellungswechsel gezwungen. Alle sind geflohen, der 1. weinend! Schlimm steht es um die Kompanie. Auch die unterstellte 4. Kompanie ist geflohen. Wir nehmen die Russen mit zwei Gewehren unter Feuer und drängen sie zurück, ziehen aber ein ungeheures Feuer auf uns. S. bleibt auf halbem Weg am aufsteigenden Hang im Feuer liegen, bis ich ihn energisch hereinrufe. G., der Entfernung messen soll, verschwindet im Loch, misst aber später wieder ganz gut. Überall um uns staubt es. Platzgeschosse. Sch. und M. arbeiten ganz ruhig. Der Feind, der noch rechts sitzt, soll durch die Züge von der Flanke aufgerollt werden. Feldwebel H. (der Blutordensträger) schreit, was er kann, aber niemand geht mit von seinem Zug. S. läuft mit dem MG nach rechts. Er wird bald tödlich getroffen (Hodenschuss). Noch einer, der sich neben das Loch legt und auch nicht wie wir hinter den Erdaufwurf, wird verwundet. Es muss sehr lange nach dem Sanitäter gerufen werden. Rechts gelingt es, den Gegner in die Mulde zurückzudrängen. Aber die Kompanie hat etwa 14 Verluste, auch B. ist gefallen, der in Wolkertshofen Verwandte hat, er stammt aus Gaimersheim. Er liegt am Abend, als die Feldkü-

che kommt (wir hatten den ganzen Tag in der Kälte nur das Frühstück) am Strohhaufen. [...] Es wird spät bis wir ins «Quartier» kommen. Dort steckt alles voll. Die einen legen sich nun auf den Ofen und rösten fast, die anderen liegen neben der Tür und auf den Gängen. Es ist furchtbar. Der Schlaf sehr kurz (wir haben 16 Kästen verschossen).

28.11.41 Piatniza.

[...] Dauernd liegt schweres Artilleriefeuer in der Ortschaft. Auch bei jeder Ablösung muss man durch das starke Artilleriefeuer laufen. Dazu der wenige Schlaf. Die Leute werden ganz kaputt. Nachts beim Abrücken geht unser Fahrzeug nicht, es muss geschleppt werden. [...] R. Anton wird getroffen, es reißt ihm die Brust auf. Er stirbt. Beim Abrücken muss schnell G. eine Tafel für die Gräber malen. Kein Kranz, kein Stahlhelm.

[. . .]

29.11.41 Kontschinka.

[...] Ich muss nachts etwa ein Uhr auf Wache. Wie ich hinauskomme, werden durch die Horchposten gerade Leuchtkugeln geschossen. Man sieht einen russischen Spähtrupp auseinanderlaufen. Ich melde es nicht, weil es alltäglich ist. Der Russe ist uns also auf den Fersen. [...]

1. Advent, 30.11.41 [Letzter Brief:]

Meine liebste Maria!

Ich bin ganz ruhig an diesem 1. Adventssonntag und fühle ein tiefes Glück, da ich Dich in der rechten Nähe zu Gott und Tod und Leben weiss. Deine Briefe vom 29.10. und 2.11., die trotz aller Traurigkeit aus einem neuen heiligen Nähe-Glück quollen, sagen es mir. Und so bestehen wir alle Prüfungen der Kraft und des Glaubens, weil immer die Liebe das Grösste ist.

Und weil es nicht eine ins Ferne gebaute Liebe ist, sondern eine die nahen Tatsachen umwachsene, bei aller tiefen Heimatjenseits dieser Tatsachen.

Dass ich Dich finden durfte und dass uns Raini geboren werden durfte, erhebt mich über den frühen Tod hinaus, der uns umfaucht. Uns ist viel in die Zukunft versprochen, und der es uns versprach, lügt nicht. Er lässt wohl krumme und steinige Wege durchs Leben laufen, aber auch das ist Heilsberechnung für die Welt des Wesentlichen. Dulden wir unsere Verwesentlichung, werden wir hellhörig und tatentschlossen. Wir sollen über uns hinauswachsen, das, dünkt mir, ist der Ruf und da dies Wachsen in uns gemeinsam ist, führt es uns einander immer näher. Mit der Not wächst rätselhaft das Glück. Vielleicht verlangt das Leben auch nach dem Krieg immer neues Last- und Nottragen. Vielleicht tritt eine viel grössere Gefahr der inneren Zerfetzung an Stelle der äusseren. Aber die Liebe ist und das Geheimnis Familie.

Lass uns unter Advent im Leben gleichermassen die Erwartung von Glück und Leid verstehen und beides dankbar annehmen. Nur um eines lass uns inbrünstig beten: dass wir alles, was da kommt, gemeinsam tragen dürfen.

Ich denke viel an unsern Tod. «Das Wichtigste ist das Sterben», sagst Du, sagst es, ohne zu erschrecken. Gerade die tiefste Liebe sieht früh und allverstehend die Mündung des Bogens.

Und nun sei froh, dass der Bogen erst wächst!

Wir flechten heute den Adventskranz und ich tue es ganz mit Dir. Er soll froh und versprechend tanzen in unserem Auto und still in russischen Stuben hängen bis zum echten Advent bei der Heimkunft. Unser ganzes Leben wird im Advent stehen, zuletzt im Advent der anderen Welt des vollsten seligsten Verstehens. Nun sind die Zweige schon da für den Kranz, nun lass uns den Kranz flechten! Er ist ein

runder, symbolisch tiefer Gruss an Dich, er gilt unserer Familie.  
Dede Mutti, im andächtigen Tun setzt sich der Brief fort.

Euer Robert

[Letzte Eintragung, undatiert]

Kontschinka. S. verläuft sich. Nachmittag rege Artillerietätigkeit.  
Gegen Abend Durchbruchversuch der Russen. Ab fünf Uhr in den  
Stellungen. Eigenartige starke Bäumeschatten. Im Quartier. Ad-  
ventskrantz gebunden. Um 11 Uhr Posten beziehen. Auf freier Höhe  
Vorposten. Erleuchteter Horizont. Im Dorf Panzergeräusch. Ins  
nächste Dorf. Langer Halt. Beim Abrücken ins Quartier schiessen  
Panzer nach. Schlaf.

*Robert R. wurde am 4. Dezember 1941 bei den Rückzugsgefechten in der Nähe von Kaschira tödlich verwundet. Sieben Kilometer hätten die Kameraden den Toten mitgetragen auf der Flucht vor den Russen, bis sie eine Grabstätte gefunden hätten, die ihnen «gut genug» schien, schreibt uns Frau R. «Und es ist ein Zufall oder eine seltsame Fügung, dass er vor einem Schulhaus nahe dem Eingang begraben wurde.»*

*In einem seiner ersten Briefe aus der Sowjetunion heisst es: «Diesmalschreibe ich ein Tagebuch, damit Rainer später die Wahrheit hat.» Rainer war der kleine Sohn, der in der Nacht der Mobilmachung 1939 geboren worden war, jener Nacht, in der der Lehrer Robert R. in den Krieg musste. Das Tagebuch beginnt am 20. Juni 1941 – zwei Tage vor dem Überfall auf die Sowjetunion. Bis zum 29. November 1941 hat Robert R. fast täglich – oft sehr lange – Eintragungen gemacht, in denen er «überwach», wie er selbst sagt, die Ereignisse während des Vormarsches beschreibt. Keiner der Tagebuchschreiber, die wir kennen, hat sich so schonungslos den Verwundungen, Verwüstungen, «Zersetzungen» und den daraus resultierenden Zweifeln ausgesetzt wie er. Nach seinem Tod hat sein Kamerad K. das Tagebuch an Frau R. geschickt: vier einfache Schulhefte in alter Gabelsberger Stenographie geschrieben.*

*Frau R. wollte uns kein Foto ihres Mannes geben, und keinesfalls sollte sein Name genannt werden. Robert R. sollte für uns und für andere «irgendein Soldat an der Ostfront» bleiben. «Mein Mann ist als Einzelner, ja als Einsamer seinen Weg gegangen, den er aus innerem ‚Müssen‘, wie er immer betonte, gehen musste. [...] Ich verdanke ihm alles, und ein Jahr unseres gemeinsamen Lebens, dazu zwei Jahre Briefe, haben mich ein ganzes Leben lang ausgefüllt, mit Glück ebenso wie mit Leid.» [Maria R.]*

*Rainer, der Sohn, hat das Tagebuch bis heute noch nicht gelesen.*

**«Heut... beide Beine erfroren.  
Auch das noch!»**

*Kalendernotizen aus dem Kessel  
von Stalingrad*

November 1942

26. Donnerstag Aus Reskowalka getürmt in die Steppe bei Pitomnik
27. Freitag Ab Heut 200 gr. Brot d. Tag – wie soll man da satt werden
28. Sonnabend traurige Zeiten
29. Sonntag Heut Nacht habe ich beide Beine erfroren.  
Advent Auch das noch!

Dezember 1942

2. Mittwoch Soll ins Lazarett kommen, aber wer bringt mich dorthin?
3. Donnerstag Uns geht es so, wie es den Russen immer geht nämlich:



7. Montag Heut ist der Bunker fertig, das frieren hat ein Ende
8. Dienstag (8) vom Strick!
9. Mittwoch Heut nach 14 Tagen habe ich mich wiedermal gewaschen u. rasiert. Ein wonnigliches Gefühl
10. Donnerstag (16) ans Strickle LP [Luftpost]
12. Sonnabend Mit den Beinen geht es besser. Kann wieder laufen.
13. Sonntag Ein viertel Pferd erbeutet u. gefressen!  
Dies war ganz etwas neues u. der Hunger lies es schmecken wie Rehbraten!! –
14. Montag (6) vom Strickle  
Pferd!  
Deine lieben Briefe machen mir immer wieder neuen Mut. Gell, die meinen tuen das auch.
15. Dienstag Pferd!  
Ein Schneesturm wie noch nie! Vorm Verpflegungswagen steht in der Nacht ein Posten! Muss das sein! Ja heute, Hunger kennt keine Grenzen. Trotzdem ist es eine Schweinerei dort zu klauen! Stimmts
16. Mittwoch Pferd!  
Immer noch 200 gr. Brot den Tag! Wie lange noch! (17) ans Strickle!
17. Donnerstag Pferd zum Abendbrot  
Wie schmeckt eigentlich eine Zigarette!?! –



18. Freitag Erbsen mit Pferdefleisch  
Brief von Mutter und Grossmutter!  
Ach hätt ich jetzt 2 Zigaretten von den 102 Stück, von den mir Grossel schrieb! – Eben denk ich an Leber mit Kartoffelpappe!  
100.- RM zahle ich dafür! Aber.
19. Sonnabend Heut gabs wieder Brot  
200 gr. den Tag (Vollkornbrot, schmeckt wie Kuchen. Zum Mittag gibt es Pferdebraten.  
Sonst eine Hundekälte ca 30° u. dazu so wenig zu fressen! Ach werden das Weihnachten werden. Na immer Optimist, vielleicht geschieht bis dahin ein Wunder!!! – Post gibt es auch, mal sehen, ob was für mich dabei ist! Richtig, um 19<sup>00</sup> kommt N° (7) vom Strickle, war das eine Freude.
20. Sonntag In 4 Tagen ist Heilig-Abend. Hoffentlich kann man sich an diesem Tag mal satt essen. Bei 200 gr. Brot ist das unmöglich. Das Brot für heut habe ich gestern mitgegessen. Es ging nicht anders. Ja, ja der Hunger!!
21. Montag Noch 3 Tage. Die beiden H.s sind 1‘000% Egoisten. Komisch, das die einem das vorschmeissen. Wir haben keinen Spiegel daher wohl!
22. Dienstag Noch 2 Tage  
Winteranfang
23. Mittwoch Morgen ist der 24.12



24. Donnerstag Onkel Burt Geburtstag  
 Weihnachtsabend Heut ist der Tag da, u. was hat sich ereignet? –  
 Nichts!!! – Keine Post, nur sattgegessen hab ich  
 mich seit einem Monat. Keine Zigarette ge-  
 raucht. Sehr traurig. Nach der Goebeisrede  
 schlafen gegangen. Es geht alles vorüber
25. Freitag Weih-  
 nachten Normalerweise gäb es Heut zu Hause soon  
 Essen!  
 Heut gab es 10 Zigaretten, Kinder war das eine  
 Freude! – Gestern fing ich an meinem Strickle  
 zu schreiben, aber es ist nichts draus geworden.  
 Das liegt eben daran. N° (15) vom Strickle
26. Sonnabend [...] Gestern gabs wieder Erbsen, das gibts schon  
 Tagelang. Zum schreiben habe ich überhaupt  
 keine Lust. Die innere Ruhe fehlt. Schlapp bin  
 ich wie eine Fliege, die Kraft ist hin. Als Zusatz-  
 verpflegung habe ich ne Kleinigkeit gebacken.  
 Aber satt wird man nicht mehr! Auf jeden De-  
 zember ...
27. Sonntag Das Fest vorbei u. wieder ist Sonntag ein Tag  
 wie alle anderen. Der Hunger nimmt kein Ende.  
 Was haben wir nur verbrochen, dass wir solche  
 Weihnachten verleben mussten? – (Die Sache  
 mit Stix) war ganz nett!
28. Montag Trauriger Tag, weil so wenig zu essen. Erbsen  
 gabs, wie alle Tage. Zum Schreiben habe ich  
 immer noch keine Lust, d.h. Lust schon nur die  
 Stimmung fehlt!

29. Dienstag N° (19) vom Strickle als Morgenüberrraschung

30. Mittwoch Aus gutem Grund ist ‚Juno‘ rund! – Ein Zug von ihr es wäre zu schön!!



*Die Kopie dieses Taschenkalenders aus dem Jahr 1942 erhielten wir von einem Mitarbeiter der Berliner Dokumentation: «Der Krieg gegen die Sowjetunion». Er war wohl Teil der Beutebestände der Roten Armee. Persönliche Zeugnisse wie Briefe und Tagebücher wurden erst einmal von der sowjetischen Aufklärung ausgewertet und später an die Archive staatlicher Museen weitergegeben. Das Original befindet sich im Archiv des Russischen Historischen Museums Moskau.*

*Der Taschenkalender ist in Frankreich hergestellt, erst ab Ende Oktober sind hier in Stichworten Tagesnotizen festgehalten. Über den Besitzer wissen wir nichts. Wir wissen nicht einmal, ob er zu denen gehörte, die nach der Kapitulation der deutschen Truppen in Stalingrad Anfang 1943 in sowjetische Gefangenschaft gerieten oder ob er im Kessel sein Leben liess.*



Lilo G. in BDM-Uniform

**«Ich kann aber die Engländer nicht hassen.  
Sie sind auch Germanen.»**

*Aus dem Tagebuch einer Schülerin*

29. VII. 42

Das Ziel der Menschheit.

Krieg über der Menschheit. Dunkeles grauenschwangeres Wort. Tod, Verderben, Vernichtung. Warum? Warum gibt es noch Krieg? Weil die Menschheit noch nicht reif ist für den Frieden, weil noch in jedem Menschenherzen der Hass, die Selbstsucht wohnt. Das auszumerzen muss das Ziel der Menschheit sein. Schon viele wollten Frieden, auch die Sozialdemokraten wollten Frieden um jeden Preis. Um jeden. Auch um den Preis der Ehre, des Herzens, der Disziplin, kurz allem, was uns teuer ist. Sie schmähten den Soldaten, er sei Mörder, der seine Brüder abschlachte und [...] Selbstmörder, der sich selbst der Vernichtung preisgäbe. Hier grenzt die Anschauung an Kommunismus. Sie haben in einem recht Friede muss der Welt werden. Der Krieg muss besiegt werden, der Krieg, der alles vernichtet, was Menschengestalt und Menschenkraft geschaffen hat. Wie besiegt man den Krieg: Durch Völkerbund? Nein. Durch Gewalt? Nein, der Krieg kann nur durch Liebe besiegt werden. [...]

Was ist denn Liebe? Eine Frage, über die sich schon viele den Kopf zerbrochen haben. Liebe ist eine Gotteskraft, ist die Kraft, die einzige Kraft, aus der alle Kräfte entspringen, der alles untertan ist. Liebe ist Gott. Und doch herrscht Gott über die Liebe, ja er steht so unendlich viel höher, so dass man sagen kann, die Liebe ist eine

Ewigkeit hoch und Gott 2 Ewigkeiten, dieser Vergleich klingt so unsinnig, wir können ihn nicht begreifen wie wir Gott und die Liebe auch nicht begreifen. [...]

Ach wenn doch ich auch erst so weit wäre und mich durchgerungen hätte zur Liebe, aber ich schwanke noch so sehr und weiche noch oft vom Weg ab. Wenn mir der Herrgott noch recht lange die Frau liesse, die mein Ideal ist, von deren grosser, echter Liebe ein Samenkorn in mein Herz gefallen ist u. guten Boden gefunden hat, dass es gedeihe, wachse, blühe und Früchte trage, diese Frau, die mich aus dem Elend der Stumpfheit herausgerissen hat zu suchen nach der ewigen Gottesliebe.

15. XII. Ach, wie ist die Welt doch so schön! Kann ein Menschenherz jemals dankbar genug sein für all die Freude, die Liebe, die Gott uns schenkt? Heute hat sie, na Mickilein zu mir gesagt, sie kennt mich also noch. Tief enttäuscht war ich über meine Zensur, aber ich habe ihr heute ein grosses Versprechen gegeben, die Ferien hindurch straffste Haltung zu bewahren. Lieber Gott, lass doch ihren Mann nicht fallen, behüte mein herrliches, deutsches Vaterland in dieser schweren Zeit, schenke uns den Sieg. Schütze die Soldaten und lass alle Menschen die Weihnacht spüren. Vater, schenke ihr Freude, Glück, Liebe, lieber, lieber Gott! [...]

21. Liebe Frau L., wir müssen beide recht doll an den Sieg glauben, dann werden wir auch siegen. Das deutsche Volk kann den Krieg ja nicht verlieren, nur daran glauben, immer daran glauben, liebe, liebe Frau LJ [...]

30. Jan. Neulich habe ich Frau L. eine Tafel Schokolade geschickt von meinem Geburtstag. Heute nun hielt sie Wedel und mich an, u.

sagte, sie hätte einen schweren Verdacht. Sie hätte u.s.w.... Wir wurden knallrot und logen ihr ins Gesicht. Ich habe ihr in die reinen Augen gelogen! Ich hatte schwere Gewissenskämpfe zu bestehen, u. bin zu der Erkenntnis gekommen, dass ich nicht anders hätte handeln können.

5. Feb. Jetzt weiss sie, dass wir es doch gewesen sind, und wir sie lieben. Als wir zum Konfer gingen, kam sie aus der Schultür. Wir rasten los, und Krakel u. ich warfen uns auf den Kohlehaufen zum Verstecken. Sie sah uns. Sie hat auch einmal eine Lehrerin geliebt, sie wird uns verstehen.

Es ist schweres Leid über Deutschland gekommen. Stalingrad. Es ist zum Weinen, aber ich will nicht schwach werden. Ich kann nur beten, dass Gott unser Volk behüten möge, denn wir dürfen nicht unterliegen. Das dürfen wir den Männern nicht antun, die an der Front ihre Pflicht taten, u. all dem geflossenen, deutschen Blut der besten unseres Volkes.

Ich will mein ganzes Leben so leben, dass Frau L. alle meine Gedanken, jede Tat sehen kann, sie soll in mich hineinsehen können, tief in mein Herz, mein ganzes Leben will ich ausbreiten vor ihr, ohne mich zu schämen. Gross will ich werden u. gut, wie sie.

20.3.43. Morgen werde ich eingeseget. Nun bin ich schon so alt... Ich kann Gott nur bitten, dass der reine Gottesglaube, der mir jetzt in allem beisteht, mir auch in späterer Zeit nicht verlorengelt. Vier Dinge will ich mein Leben lang behüten und zeigen, dass es nicht nur dumme Backfischträumereien sind: 1. Der reine, klare Glaube an Gott. 2. Die Liebe zu den Menschen. 3. Die Liebe zum Vaterland und 4. Mein Ideal, die deutsche Frau, dem ich nachleben will, bis ich einst das Ziel erreicht habe. [...]

Heute habe ich in der Schule zur Heldengedenktagsfeier ein Ge-

dicht aufgesagt: Stalingrad. Sie stand fast hinter mir, ich hab es nur für sie gesprochen. Ich hab sie so lieb ... Sie hat mir das ganze Herz mit reinem Licht erfüllt, sie hat mein Leben reich gemacht an Liebe, Gott hat sie mir gesandt, möge es auch ihr zum Segen werden.

21. Nun ist der grosse Tag vorbei. Es war sehr schön. [...]

Die Feier war still, es war ja Heldengedenktag. Deutsche Männer kämpfen an allen Fronten. Es ist ein harter Kampf. Pfarrer Krüger sagte: «Das Leben ist ein Kampf, wenn diese Kinder von ihm auch noch nichts wissen.» [...]

Abends sprach Adolf Hitler vom Ehrenmal aus. Möge Gott ihm gnädig seine Hilfe verleihen, und ihm und der Regierung alle Sünden verzeihen. Armer Mensch, auf ihm lastet alle Verantwortung, möge auch er fest an Gott glauben, sodass er mein Vaterland aus den schweren Kriegszeiten hinausführt in den reichen Frieden. Aber, so Gott will, nur durch Sieg. 245'000 Männer sind in diesem Krieg gefallen, sagte er. Ich habe ihn so lieb, unsern Führer. Möge Gott mein Deutschland behüten, ihm helfen in aller schweren Zeit [...] und uns den Sieg schenken. Deutschland ist so schön und gross. Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt. [...]

28. Heute war Alarm. Die Engländer haben neben Bomben auch Lebensmittelkarten abgeworfen, um die Verteilung zu stören. Auch Flugblätter, ganz gemeine. Aber meinen Glauben können sie nicht erschüttern. Wenn A. Hitler uns zum Sieg führt, so hilft Gott uns und unsre Sache ist gut. Ich kann aber die Engländer nicht hassen. Sie sind auch Germanen.

31. Aug. 43. Es ist eine furchtbare Zeit. Alles bricht über mir zusammen. Mussolini ist gegangen. Ich kann jetzt, so sehr ich mich auch



zwinge, nicht mehr an den deutschen Sieg glauben. Es ist schrecklich, das Vaterland in eine noch tiefere Not als die von 1918 hineinstürzen zu sehen. Und man kann nichts mehr machen. Sie werden Deutschland zerstückeln. Bismarcks Werk wird zerfallen. Uneinig wird Deutschland sein. Tausende haben geblutet, tausende im Dreck gelegen 4 Jahre damals und heute, 1'000 Mütter haben gebangt um den Sohn an der Front, 1'000 Frauen haben mit zitterndem Herzen die Todesnachricht erhalten! Und das soll alles umsonst sein? Verwaschen soll all das Blut, das fremde Erde trank? Es war unser bestes Blut. [...] Wie war doch die Zeit schön, da wir Norwegen, Frankreich, Griechenland, Serbien eroberten, da wir in Russland vordrangen. Und jetzt! Adolf Hitler hat Millionen Menschen in den Tod geschickt, sagen sie. Ich meine, hat er es nicht getan um erlittne Schmach zu rächen? [...]

Mutti erzählte neulich, die Juden seien in den Lagern zum grössten Teil umgebracht worden, aber ich kann es nicht glauben. Dass sie aus Deutschland raus sind, ist gut, aber sie gleich zu ermorden!

25.10.43.

Ich warte jetzt auf die grösste Entscheidung meines Lebens. Ich habe Frau L. einen Brief geschrieben, in dem ich Ihr alles gesagt habe, was ich von Ihr auf dem Herzen habe. Ich habs gewagt! Rommi u. Thy sagen, Sie wird mich entweder verstehen, oder mir einen Brief schreiben, in dem Sie mich meiner «unverschämten Worte» wegen ganz runterkancelt. Entweder – oder. Sie sagen, sie hätten sowas nie gewagt. Es sei zu gewagt. Wenn Sie mich nicht verstehe, dann sei alles aus, würde ich Sie nie wiedersehen. Aber ich meine, was hab' ich davon, wenn ich Sie wiedersehe und Sie mich nicht versteht? Ich will Frau L. nur so oder garnicht. Aber ich glaube ganz fest, dass Sie mich verstehen wird und ich glaube, dass Sie mir einen lieben Brief schreiben wird. Sicher wird Sie rot, wenn Sie meinen Brief liest, Sie

wird ihn Ihrem Mann vorlesen. [...] Gleichgültigen Kram wie die Anderen hätte ich Ihr nie geschrieben. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, amen. Also entweder – oder. Ausserdem glaube ich, dass Sie Ihrer Lehrerin auch so was Ähnliches geschrieben hat, nur hat Sie keine Antwort erhalten. Das hat Sie uns erzählt, deshalb muss sie mir ja antworten. [...]

29.10. Ich warte ständig auf Antwort von Ihr. Bekommen hat Sie meinen Brief bestimmt schon. Was wird Sie mir schreiben?

1. Nov. 43. Die Entscheidung ist gefallen! Als ich heute aus der Schule kam, sehe ich die Post durch und erkenne auf einem Brief Ihre Handschrift. Zögernd nehme ich den Brief auf. Abs. L. Wie war mir zumute! Die Knie wankten mir, es war mir, als sei mein Magen zu einem Stein geworden, mir wurde richtig schlecht. Den Brief in der Hand, taumelte ich zum Sofa, warf mich hin, lag lange Zeit so u. redete vor mich hin. Dann raffte ich mich auf, bat Gott, mich nicht zu enttäuschen und öffnete den Brief, das Herz schlug mir bis zum Hals. Mit bebenden Händen faltete ich ihn auseinander u. begann zu lesen: «Liebe, kleine Lilo» u.s.w. Erst kamen, ach, so gleichgültige Sachen von den Paketen, die ich Ihr geschickt habe. Ich warf mich wieder in die Kissen, meinte, Sie würde gar nicht auf meinen Brief eingehen. Dann aber kamen verstehende Worte, sanft mahnend, nicht so überschwenglich zu sein. Sie sei doch auch nur ein Mensch, eine Frau wie alle anderen. Mit beiden Füßen auf der Erde bleiben und dass ich die Liebe meiner Mutter nicht vergessen solle. Als ich gelesen hatte, war ich wie zerschlagen, ich legte den Kopf auf die Kissen u. weinte. Warum? Es war doch alles gut. Es waren keine Freudentränen, nein, ich war tief enttäuscht. Ich fröstelte und mir war

noch schlecht. Dann langsam beruhigte ich mich. Ging zum Mügelsee, las den Brief wieder u. wieder. Jetzt erst konnte ich Gott danken, wurde es warm in mir, merkte die Liebe, mit der dieser Brief geschrieben wurde. Oh, Sie hat ja so sehr recht. In allem, nur darin nicht, dass Sie ein Mensch sei, wie alle anderen. Sie ist viel mehr. Sie fasst meinen Brief als Backfischschwärmerei auf. Sie war auch einmal so ein Backfisch. Sie will mir helfen, dass ich nicht gar zu überspannt werde, mit beiden Füßen auf der Erde stehe, mich nicht mit irgendwas zu hoch verirre. Es liegt soviel helfende Liebe und Verstehen in Ihren Worten. [...] Nur hab' ich Angst vor der Aussprache, die Sie herbeiführen will, damit ich weiter den rechten Weg finde. Ich solle Sie ganz als Mensch nehmen und das kann ich nicht. Ich schäme mich meiner überspannten Worte so! Wenn Ihr doch Kinder beschert würden. Sie hat eine unsagbare Liebe zu Kindern. Sie ist so gut, ein so guter «Mensch». Ich will sehen, ob es mir gelingt, alles etwas Irdischer zu nehmen, etwas mehr den Menschen in Ihr zu sehen. Mit beiden Füßen stehe ich schon auf der Erde, nur ist es manchmal schwer, nicht umzufallen. Aber Ihr Brief hat mir wieder neue Kraft gegeben. Ich werde ihn mir zu Herzen nehmen. Ich danke Ihnen, liebe Frau L.

5.11. Ich hatte Sie beinahe verloren. Sie war nicht mehr bei mir auf allen meinen Wegen, ich konnte nicht mehr glücklich werden durch die Erinnerung an Sie. Sie war mir fremd und kalt u. fern. Daran war Ihr Brief Schuld, er hat mir vieles genommen, was bisher schön war. Heute habe ich mich wieder zur Ihr gefunden. Ich will versuchen, den Brief zu vergessen, u. wieder meine liebe alte Frau L. zu finden. Die war doch besser, als die neue, der «Mensch». Und ich glaube daran, dass ich Sie ganz wiederfinde. Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. Es ist wieder wärmer geworden in meinem Herzen. [...]

8. Nov. 43. Ich höre gerade die Hitlerrede. Er hat gesagt: Auch ich selbst bin religiös, und zwar tiefinnerlich religiös. Wenn das wahr wäre! wenn Adolf Hitler fromm wär, wenn er beten könnte! Dann hätte ich keine Angst um Deutschland, wenn sein Gebet den Kampf begleitet, denn dann erst könnte ich froh werden in einer Zukunft mit Hitler, in einer Zukunft, die das deutsche Volk durch dessen Krieg Gott näherbringen wird.

Hitler hat mir wieder Glauben geschenkt an den Sieg, er hat von einer Landung in England u. von einer Vergeltung für den Bombenterror gesprochen.

In mir ist ein Zwiespalt. Mein Glauben verbietet mir innerlich jeden Krieg, meine Vaterlandsliebe aber verbietet mir jeden Gedanken an eine Ergebung. Es sind tausende gefallen, tausende liegen jahrelang in Dreck u. Mist, tausende ertragen Schmerzen in den Lazaretten, tausende sind verstümmelt, erblindet, tausende von Frauen, Müttern u. Schwestern in der Heimat bangen um den kämpfenden, weinen um den gefallenen Sohn u. Bruder u. das soll alles umsonst sein? Ist es nicht heilige Verpflichtung, weiterzukämpfen, und sollte Deutschland ausgerottet werden, dann wären wir alle gleich tapfer gewesen. Aber: Die Opfer werden gebracht für den Sieg. Ist der Sieg aussichtslos? Wenn er es ist, dann wäre es vielleicht besser, ehe noch weitere Tausende in den Tod gehen, ehe noch weiterer Schmerz über Deutschland kommt, wäre es nicht doch besser, aber nein, das wird u. darf nie, nie geschehen, da stehen all die Gefallenen vor mir auf. Und wenn wir alle untergehen sollten, es kommt kein 1918 mehr. Adolf Hitler, ich glaube an dich u. den deutschen Sieg.

13.11.43. Ich bin gar nicht mehr zufrieden mit mir. Ich bin überspannt. Nun will ich versuchen, den Weg zum Natürlichen wiederzufinden, will all das blöde Zeug, das zu hoch ist für mich, ablegen, will mit beiden Füßen auf der Erde stehen, will wieder ein natürlicher Mensch werden.

[...] Erst muss ich als Mensch dem Leben trotzen, um in höheren Regionen leben zu können. Es ist Ihr Wille, Sie wird mir helfen. Gott wird mich nicht verlassen. Ich will. [...]

23.11.43. Heute ist ein schrecklicher Tag. Gestern Abend war ein furchtbarer Terrorangriff. Der schlimmste, den Berlin je erlebt hat. Friedrichshagen hat wieder nichts abgekriegt, aber unser Büro ist vollkommen zerstört, Mutti ist so aufgeregt, weil unsere Existenz dahin sei. Die S-Bahn ist gesperrt, Strassenbahnen fahren nicht. Den ganzen Tag haben wir telephoniert, man kriegt nur selten Anschluss. Alle unsere Verwandten leben, jedoch soll halb Berlin ein Trümmerhaufen sein. Ich bin so in Sorge um Frau L. Ich weiss zwar nicht, ob Sie in Berlin ist, aber ich hab eine so schreckliche Angst. [...]

Ach, heut bin ich so schwach! Ich möchte immer nur heulen, dabei muss ich doch dankbar sein, dass wir alle noch leben. Vati redet dauernd von Revolution, Mutti jammert u. von allen Seiten hört man nur Schlimmes, und ich bin so in Angst um Sie. Meine liebe, liebe Frau L.

24.11. Wieder so ein Angriff. Die ganze Innenstadt soll ein Schutt haufen sein. Friedrichstr., Linden, Leipziger Str., Alex, alles kaputt. Tante K. ausgebombt. Meine Schule ausgebrannt, kann nicht mehr hingehen, S-Bahn immer noch unterbrochen, wüstes Gehäue auf den noch vorhandenen Strecken. Vati sagt, lange könne Hitler den Krieg nicht mehr machen. Aber ich glaube, Hitler gibt nicht nach. Weihnachten sei Frieden, meint Vati, aber ich will keinen Frieden, denn ich will keine Niederlage. Ach, es ist alles so ein Wahnsinn? Von Ihr

keine Nachricht, ach, dass man in dieser schrecklichen Zeit nichts voneinander weiss. Wenn Sie verschüttet ist, so lauf ich nach Frohnau u. grab Sie aus. [...]

28.11. Das Leid ist nicht die Strafe Gottes, Leid ist etwas Grosses, Hohes; denn es macht den Menschen so stark, so es ihn nicht zerbricht. Wen es zerbricht, der ist des Leides nicht wert, er zerbricht nicht am Leid, sondern an seiner eigenen Schwachheit. Mich könnte das Leid nicht zerbrechen. [...] was mich allein zerbricht, ist das Schlechte in mir.

8. Dez. 1943. Ach, die Menschen sind so schlecht u. so klein. Alles, alles wollen sie mir nehmen, all meine Ideale, all das, was mein Leben schön macht. Aber es soll und soll ihnen nicht gelingen! Es soll diesmal keine Weihnachtsbäume geben, das ist bitter, aber bitterer noch ist, dass alle Leute sagen: «Was sollen wir auch mit Weihnachtsbäumen, man hat ja in dieser Zeit doch keinen Sinn für Weihnachten.» Heut hab ich T. Else einen elektr. Ofen und eine Wolldecke hingbracht, weil sie «angebombt» sind. Sie, die ich für fromm hielt, sagte: «Ich bin nicht für Weihnachten feiern, das ist alles Quatsch, wenn es einen Gott im Himmel gäbe, so würde er das alles, was jetzt geschieht, nicht zulassen.» Wie kleingläubig sind doch die Menschen! [...] Ich meine, gerade in dieser schweren Zeit ist es richtig, Weihnachten zu feiern. Gewiss, es gibt unendlich viel Leid auf der Welt, viel Elend u. Not. Aber, was helfen wir den Obdachlosen, was den Krüppeln, wenn wir den Kopf hängenlassen? [...] Warum sollen wir denn nicht eine Kerze anzünden, ein Weihnachtslied singen? Die Feier kann ein Gebet sein für alle Menschen, die in Not sind! Ich werde Weihnachten feiern und wenn alle anderen es falsch und *herzlos* finden, zu feiern, wo andere in Not sind, und ich werde

auch noch Weihnachten feiern, wenn ich auf der Strasse sitze und meine Wohnung kaputt ist, alle Lieben tot sind und ich selbst ein Krüppel bin. [...]

9.12.43. Von Tag zu Tag wird es schwerer, den Kopf oben zu behalten. Jetzt wird der Krieg total. Bertel kommt Weihnachten nicht auf Urlaub. Es ist so bitter. Mutti sagt, dann würden wir gamicht Weihnachten feiern. Was solle man denn auch jetzt noch Weihnachten feiern, vielleicht Friede auf Erden? Also auch sie. [...]

Oft ertappe ich mich dabei, zu wünschen, dass der Krieg aus sein möge, wenngleich mit einer Niederlage. Dann käme Bertel heim, die Bomben hörten auf, unsere Schule ginge wieder an mit To, Christine u. Jüne und all den lieben Mädels. [...] Die Verdunklung hörte auf, man könnte wieder kaufen und sparen, weil das Geld endlich wieder Wert hätte. Ach, wär das schön! Aber ich verdamme den Gedanken. Das darf nicht sein. Dann wären all die Menschen in Front und Heimat umsonst gefallen, all die Tränen umsonst geflossen, wäre das nicht ein Wahnsinn? [...]

24. Heut ist heilige Nacht! um <sup>4</sup> kam Alarm. Wir dachten, es würde nicht schlimm werden, weil es schon so spät war. Aber es war entsetzlich. Plötzlich, wir waren schon im Keller, ein fürchterlicher Knall, das Licht ging aus, wir sprangen auf, ergriffen unsre Koffer u. wollten rausstürzen, glaubten, die Mauern fallen schon zusammen, Kalk rieselte, Fenster klirrten, draussen sahen wir rote Glutwolken. Unsere Männer sorgten für Ordnung, verboten uns, rauszugehen, weil noch Flakbeschuss u. Bombenfallen war. Eine halbe Stunde sassen wir im Dunkeln unter entsetzlichem Geknalle, dicht zusammengekauert u. warteten auf das Letzte. Heute griff die Angst auch nach mir, aber ich habe mein Vertrauen in Gott nicht verloren in mensch-

licher Todesangst und Sie, Sie war immer in meinem Herzen. Ich wäre gern gestorben, mit Gott u. mit Ihr im Herzen. Vati ging rauf u. meldete, dass alle Fenster raus seien, und es in der Umgebung brenne. Und dann, dann kam Entwarnung. Wir rauf, voller Dank im Herzen für das Leben. [...] Oben war die ganze Wohnung voller Dreck. Man lief nur über Splitter. Alle Flurfenster waren kaputt u. aus den Angeln. Alle Fenster in der Wohnung in Scherben bis auf 2 Viertel in der Badestube,  $\frac{1}{4}$  in der Küche u.  $\frac{1}{4}$  in der Wohnstube. Die Verdunklungen kaputt, die Erde bedeckt von Scherben u. Mörtel, die Betten schwarz, Einmachtopfe kaputt, Gurken u. Kürbis ausgelaufen. Die Kugeln des Adventkranzes waren kaputt, die Uhren standen auf 5 nach 4, Antenne kaputt u.s.w. Na, mir war wie im Traume. Sogleich begannen wir aufzuräumen. Alle Teppiche wurden aufgerollt, Verdunklungen entfernt, Scherben klirrten zu Boden, wurden aufgefegt u. im Eimer u. Waschkorb runtergetragen 3 Eimer u. 1 Korb trugen wir runter und warfen die Scherben (wie alle Leute aus den anderen Häusern) auf die Strasse. Obwohl es noch dunkel u. Verdunklung war, waren alle Fenster in der Umgebung hell erleuchtet (Gas, Licht u. Wasser hatten wir noch) weil überall die Verdunklungen u. Fenster kaputt waren. Es war ein Bild wie im Frieden!! Und heut war heiliger Abend!! Ich hatte mich so gefreut. Inzwischen war unter Schuften Tag geworden [...] Der grösste Dreck war zu Hause weggeschafft, jetzt mussten die offenen Fenster vernagelt werden. Da keine Pappe geliefert wurde, erbaten wir von B. welche; es waren aber nur kleine Stücke. Mit Decken, Pappenstücken u.s.w. vernagelten wir mühsam die Fenster der Kinderz. Schlafstube u. der Küche. Wohnstube blieb kalt, wir hatten keine Pappe mehr. Dann brachte ich die Verdunklung in Ordnung, die in der Küche in lauter Fetzen zerrissen war. Ich flickte sie mit Nadel u. Zwirn, stundenlang. Dann war es Mittag. Tante Lotte, die schon um 5 h mal rübergekom-



men war, um zu sehen, ob wir noch lebten, kam, u. wir schnitten uns ein Stück Fleisch u. Brot ab u. assen etwas. Dann wurde weiter geklebt u. genagelt. Nun war alles so ziemlich in Ordnung u. wir beschlossen, doch noch Weihnachten zu feiern, obwohl es kalt war. Ich stellte den Weihnachtsbaum auf, diesmal im Kinderzimmer, denn die Wohnstube war eisig. Ich begann zu schmücken, es war geworden u. Bertel kam auf Urlaub. Dann musste ich nochmal zum Rathaus, da stand ein Wagen, ein Mann fragte, was ich wollte, ich sagte: «Pappe». Er gab mir 4 Stück. Da hatte ich Glück, denn Tante Lotte bekam keine mehr, man musste sich erst nach langem Anstehn «Berechtigungsmarken» holen. Die hatten wir nicht, so hatte ich sie aus Versehen bekommen.

[...] Dann kam Vati, wir machten Bescherung. Der Weihnachtsbaum war fertig, die Krippe aufgestellt, und es wurde doch noch so wie es früher war! So schön! Das liebe, alte deutsche Weihnachtsfest. Das schönste war doch, dass Bertel da war. Ich war nur traurig, dass ich nicht in der Kirche war. Dann assen wir noch die Ente, die wir inzwischen gebraten hatten, mit Lichtern auf dem Tisch. Am Weihnachtsbaum waren Kerzen (davon waren 4 selbstgemacht). Ich dachte immer an Sie, Sie war jetzt glücklich, denn Ihr Mann war Weihnachten zu Haus. Dann gingen wir schlafen. [...]

29.12.43. Eben kommen wir aus dem Keller. Es war wieder ein schrecklicher Angriff. Etwas haben wir den Menschen früherer Generationen voraus, wir haben die Todesangst kennengelernt. Da fällt alles vom Menschen ab; Alle Tünche, auch das, was mir im Leben ausser Gott das Heiligste war, verliess mich, als der Tod seine Finger nach mir ausstreckte (Ich hätte nie geglaubt): meine Liebe zu Frau L. Auch Sie hat das Grauen verjagen können. Allein blieb im Herzen als Trost, einziger Trost in Todesnot: die ewige Liebe Gottes. Sie hat mich nicht verlassen. [...]

Wie unendlich tröstlich ist es doch, in Gedanken das Lied vor sich hinzusprechen: «Mein schönstes Zier und Kleinod bist auf Erden du, Herr Jesu Christ, dich will ich lassen walten, u. alle Zeit in Lieb u. Leid in meinem Herzen halten.

Dein Lieb u. Treu vor allem geht, kein Ding auf Erd so fest besteht, das muss ich frei bekennen, drum soll nicht Tod, nicht Angst, nicht Not von deiner Lieb mich trennen.

Dein Wort ist wahr u. trüget nicht u. hält gewiss, was es verspricht, im Tod u. auch im Leben. Du bist nun mein u. ich bin dein, dir hab ich mich ergeben.»

Es war mein Konfirmationslied. [...]

Wenn man aus dem Keller kommt, ist man so dankbar, dass man jetzt wieder 24 Stunden leben darf. «Wie Stehaufmännchen», sagt Mutti, «eben sitzen sie noch in Todesangst im Keller, nach einer St. sind sie wieder quietschfidel in der Wohnung. Aber das ist der ewige Sieg des Lebens. Mach End, oh Herr, mach Ende. Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst. [...]

31. Dez. 1943  $\frac{3}{4}$  12h.

[...] Geliebte Frau LJ Ich gelobe Ihnen, trotz Not, Tod u. Trübsal, die Fackel meines Lebens hoch u. rein zu halten. Will fröhlich sein u. tapfer, wie sie mir schrieben, trotz allem, es komme, was da wolle, will eine deutsche Frau werden. Herrgott! [...] Lass mich stark sein!

2. Jan. 44.

Heute hab ich mich mit Vati mal ausgesprochen über den Krieg. Ich hab jetzt Klarheit gewonnen: Also, die Lage ist so, dass wir den Krieg nicht gewinnen können. Es wäre Schwachheit, sich hierin selbst täuschen zu wollen. Die Sowjets stehen an der polnischen Grenze. In Italien geht der Feind auf Rom, die Anglo-Amerikaner planen eine Landung in Frankreich.

Überall gärt es in unterworfenen, verbündeten oder befreundeten Ländern. Der Balkan wird von Bandenkriegen zerwühlt. Die deutschen Städte werden Nacht für Nacht u. Tag für Tag weiter zerstört, liegen in Schutt u. Asche. Ich meine, u. alle meinen das, da können wir nicht mehr siegen. Vati stellt sich eine Niederlage nicht so schwarz vor, er glaubt, die Westmächte werden aus uns eine Republik machen unter amerikanischer Aufsicht. Er u. Mutti wollen nur Frieden um jeden Preis! Viele Leute haben Angst vor dem Bolschewismus. Die Sowjets kommen immer näher, bald werden sie Deutschland überfluten. Dann gnade uns Gott, dann kommt das Chaos des G.P.U. Aber ich glaube, das werden die Westmächte nie zulassen, dass die Kultur Europas vernichtet wird. Nun schön, was wird aber aus Deutschland, meinem heiligen, nationalen, preussischen Deutschland? Wir werden eine Kolonie Amerikas sein, die Wirtschaft wird wieder hochkommen mit amerikanischem Gold, die Wohnungen werden wieder aufgebaut werden.

Aber wir werden auf ewige Zeit eine amerikanische Besatzung bekommen, man wird das deutsche Heer ganz auflösen, es wird alles zu Ende sein, was mein Herz bisher so hat glühen lassen. Die preussische Tradition, Friedrichs des Grossen und des Soldatenkönigs deutsche Soldaten, der deutsche, preussische Offizier alles, alles wird aus sein. Jede nationale Ehre werden sie uns nehmen, das heilige, deutsche Reich auflösen. Was hab ich da von aufblühender Wirtschaft? Wir werden Vasallen Amerikas sein. Ist es da nicht besser zu sterben? Weil ehrlos der Preusse u. der Deutsche nicht zu leben vermag. Und Frau L. als preussische Frau sollte das alles nur noch Vergangenheit sein? [...]

«Gilt es nicht mehr den Sieg, so gilt es doch die Ehre», rief Teja den untergehend noch kämpfenden Ostgoten zu. Kann man nicht doch den Feinden Deutschlands zurufen: Ihr könnt mich morden,

aber töten könnt ihr mich nicht, denn ich bin ewig! mit den Worten des Paracelsus. Wäre doch der Untergang nicht der einzige Weg zur Erhaltung oder dermaligen Wiedererringung der Ehre. [...]

3.1.44

[...] Diese Nacht war wieder ein entsetzlicher Angriff, sie kommen jetzt alle Tage. Man merkt richtig, wie die Nerven langsam kaputt gehen. Jeden Abend wartet man auf Alarm. In der Nacht schreckt man dauernd hoch, weil man Sirene zu hören glaubt. Ertönt sie dann, so wanken die Kniee, man hastet auf, zieht seine Sachen an. (3 Hemden, 3 Hosen u.s.w. denn was man am Körper hat, rettet man sicher.) Dann wird das Luftschutzgepäck zu Ende gepackt. Meist beginnt es dann auch schon zu schießen u. schwer belastet stürzt man in den Keller. Wenn dann mit unvorstellbarem Krach die Bomben um dich her krachen., so greift der Tod mit eisiger Hand nach deinem Herzen. Nur einen Gedanken hast du: «wenn es doch aufhörte!» Aber es hört nicht auf, du meinst, im nächsten Augenblick müssten deine Nerven zerspringen, müsstest du aufschreien, aber du darfst es ja nicht, musst ja Haltung bewahren, darfst nicht schwach werden, denn das hat mir Frau L. geboten, u. Ihr Wille u. Vorbild gilt auch in Todesangst, wo doch Ihre Liebe sogar zu schwach ist, gilt doch Ihr Vorbild. [...]

Während ich das schreibe, ist mir, als ob ich träumte, als ob das alles gar nicht wahr sei; und doch ist alles schrecklichste Wirklichkeit. [...] Wie schön u. friedlich könnte doch die Welt sein! Aber es ist nicht mehr vorstellbar, ohne dabei irrsinnig zu werden. Armes Deutschland, arme Menschheit! [...]

Und in mir sollte es doch so hell sein von Ihrem Glanz, mein Herz sollte so froh u. glücklich sein, weil Sie drin wohnt. Aber [...] ausserhalb des Kampfes um die notwendigste Haltung reicht es auch bei mir nicht mehr aus zu Fröhlichkeit u. Freude, denn drohend ragt im-

mer, wenn du dich freuen willst, das Gespenst des Todes, der Angst vor dir auf u. lässt dich schauern.

Göbbels redet immer von der Kraft der starken Herzen. Wenn er einmal im Luftschutzkeller gegessen hätte, wüsste er, wie schwach das Menschenherz ist, ist es nicht ganz von Gott erfüllt. Du wirst fragen, warum ich Angst hätte, wo ich doch fromm sei. Ja, antworte ich dir, ich bin fromm [...], aber mein Herz ist zu schwach, die menschliche Angst vor dem letzten ist so unvorstellbar gross, dass im Augenblick des unmittelbaren Todes doch nichts übrig bleibt von Stärke u. Ergebenheit in Gottes Willen, als ein zitterndes Menschenherz. [...] Pfarrer K., haben Sie keine Angst? Martin Luther, hättest du keine Angst gehabt? Aber es ist meine ständige Bitte an Gott, mir mein Herz fest zu machen. Er allein kann es u. er wird es. Herrgott erhör mein Rufen! [...]

Schiller sagt: Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren, wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, der lerne den Schmerz. Und: das Leben ist der Güter höchstes nicht. Aber wären nicht Schiller u. Goethe u. alle, alle auch schwach gewesen? Sie haben nur den Tod nicht so erlebt. Für die heutige Zeit können doch die Erkenntnisse grosser Menschen keinen Sinn mehr haben, denn auch sie wären gescheitert. Allein Christus hat Tod u. Todesangst überwunden, u. darum hat sein Wort allein Gültigkeit.

4.1.44.

Ich muss des deutschen Soldaten würdig sein. Der hat auch den Tod vor Augen. Eigentlich ist ja auch alles nicht so schlimm. Ganz Berlin hat die gleiche Angst. Sterbe ich, so komme ich zu Gott u. alles ist gut, geht die Wohnung kaputt, nun, schon viele haben die ihre verloren, so bin ich froh, dass ich weiterleben darf, mit der Liebe zu Ihr

im Herzen. Mal kriegen wir schon wieder ne Wohnung. Fällt jedoch Bertel, und das ist das Bitterste, so werde ich, und auch Mutti wird darüber hinwegkommen. Denn auch Waltraut K. u. auch ihre Mutter ist darüber hinweggekommen. [...]

So will ich tapfer sein im Leben u. im Sterben, will ein preussisch-deutsches Mädel sein, will so tapfer sein wie alle Soldaten. Mit Gott.

7.1. T. Lotte erzählte heute von Hedwig. Sie hätte mit ihren Jungs gesprochen u. meinte, wir müssten auf alle Fälle durchhalten, damit der Bolschewismus nicht nach Deutschland käme. Das ist eine gute Anschauung. Ich dachte auch so. Im Bombenhagel ist es schwer, dabei zu bleiben. Für die Stemberger ist gut reden. Die haben noch keine Angst zu haben brauchen. Hedwig regt sich auf, dass man ihnen ihr Auto, das stillgelegt ist, wegnehmen will. Wenn sie den Sieg will, muss sie auch dafür opfern können. Sie wissen alle nicht, was es für die Berliner bedeutet, zu sagen, wir wollen durchhalten, der Krieg soll weitergehn. Wenn *wir* das sagen, so opfern wir damit unser Leben, unser Heim. Und das ist bitter. Aber ich meine, man muss auch das können. Man muss auch die Wohnung, das eigene, u. lieber Menschen Leben hingeben können auf dem Altar des Vaterlandes, ist es nicht mehr für den Sieg, so ist es für die Ehre, fürs Vaterland, oder ist es nicht auch um aller gefallenen Helden würdig zu sein? Solltest du nicht können, was jeder deutsche Soldat an der Front kann? Solltest du so schwach sein? Nein, u. abermals nein. Ich kann u. kann mich opfern. [...]

17. Jan. Ich weiss nicht, was ich tun soll. Täglich reden sie zu Haus auf mir rum, ich solle raus aus Berlin. Weil ich mein Leben retten soll u. hier keine Schule habe, so dass ich vielleicht arbeiten muss.

Es ist ja verlockend, dem Tode entrinnen zu dürfen, weiterzuleben u. ich sehe auch, dass es gut sei, wieder Schule zu haben. [...] Aber: Soll ich wirklich meine liebe Mutti allein in der Gefahr lassen, darf ich sie allein im Keller sitzenlassen? Bindet mich nicht eine Kindespflicht an Mutti? Wiederum hab ich aber auch die Verpflichtung, mein junges Leben fürs Vaterland zu retten. Welche ist stärker?

Und dann, meine ganze Seele schreit nach Ihr, schreit nach dem Augenblick, da ich wieder Ihre Augen sehen darf und Ihre Stimme hören. Mein ganzes Sein ist ein einziges Streben auf diese Stunde hin. Und es muss u. muss jetzt bald sein, Sie selbst hat es mir geschrieben u. Ihr glaub ich alles. Und nun soll ich wegfahren? Soll nicht dasein, wenn Sie anruft? [...]

23. Jan. 44. Oh, Frau L., wenn Sie wüssten, welche Sehnsucht in mir ist, wenn Sie wüssten, wie mein ganzes Sein nach Ihnen schreit, nach Ihrer geliebten Nähe. Oh, es ist so wunderschön, Sehnsucht zu haben nach Ihnen. Und es hat mir soviel Kraft gegeben in den letzten 16 Wochen. Aber von Tag zu Tag hab ich auf ein Zeichen von Ihnen gewartet, hab ich gehofft, u. immer neu gehofft. Jetzt muss ich bald fort, nach Droyssig, dann hab ich Sie nicht mehr gesehn. Oh, Geliebte Frau, mein Herz verbohrt sich in den Augenblick, da ich wieder für Stunden bei Ihnen bin. Und wenn es auch nur Minuten sind, ich will Sie ja nur einmal, nur einmal sehen. [...] Ich hab Sie ja schon so lange nicht gesehen, 16Wochen [...] Und früher jeden Tag. [...] Ich bitte Sie von ganzem Herzen: rufen Sie doch mal an, sagen Sie, dass wir uns wiedersehen! Ich hab nie gewusst, wie selig u. wie verzehrend die Sehnsucht nach einem geliebten Menschen sein kann!

Sonnabend, den 5. Februar 1944.

Nächsten Freitag muss ich fort von hier. [...] Oh, mir ist so weh ums Herz! Es ist so schwer fortzugehen. [...] Und doch, neben allem Weh

des Abschieds drängt es mich doch mächtig in die Feme. Dasselbe Gefühl, das vor Jahrtausenden die nordischen u. germanischen Eroberer zwang, die Heimat zu verlassen, wallt heut mächtig in meiner Brust.

Und wenn niemand meiner Lieben mehr leben sollte u. du, Friedrichshagen in Schutt u. Asche lägest, ich rufe Dir zu, mein Heimatort: «Ich komme wieder!» [...]

Sonntag, d. 20. Februar 1944 [Droyssig]

Heimat, wir spüren umso tiefer die Liebe zu dir, wenn du uns genommen bist.

Geliebte Mutter, erst jetzt merke ich, erst jetzt weiss ich, wie ich Dich liebe. Tausendmal mehr als Frau L. [...] Oh Mutti! Aber was hat das für einen Zweck, dass ich mir das Leben schwer mache! Jetzt erst kommt die Probe für Dich, deutsche Frau in mir. Jetzt in der Einsamkeit zeigt es sich, was siegen wird. Das schwache Kind oder die strahlende, deutsche Frau.

Ich werde das Heimweh bezwingen. [...]

Montag, d. 27.3.44.

Nur wer die Sehnsucht kennt, weiss, was ich leide ... [...]

Donnerstag, den 6.4.44.

[...] Warum bin ich nur ein Mensch, der so an dem Vergangenen hängt? Gewiss, der Krieg hat mir die glücklichste Jugendzeit geraubt. Aber ist denn je eine Zeit für einen Menschen verloren? Hab schon soviel gelernt in meiner Zeit in Droyssig. Soviel junge Soldaten geben ihre Jugend der Front, sehen nicht den Frühling in Deutschland, haben keine Osterferien. Bin ich nicht ungerecht, wenn ich nicht glücklich u. zufrieden bin? Aber ich will schon noch gerecht werden. [...]



Sonntag, d. 7.5.44.

Heut hab ich etwas Furchtbares erlebt. Ich bin ganz tief gedemütigt. Heute musste ich beim Mittagessen bei Elise vorsitzen. Da hat sie mir gesagt, ich hielte meine Gabel falsch. Der ganze Tisch hat es gehört. Es ist so furchtbar, so furchtbar. Was sollen die anderen von mir denken! Wenn ich mich nicht einmal benehmen kann. Wenn das meine Mutter wüsste, wie man mich hier behandelt! Jetzt ist mir das ganze Droyssig wieder leidet. Ich bin so schrecklich empfindlich, das hat mich ganz, ganz tief getroffen, möchte vor Scham in den Boden kriechen! Warum bin ich auch so ungeschickt! Meine liebe süsse Mutti!

Sonntag, d. 11. Juni 1944.

Ich weiss gar nicht, was auf einmal mit mir los ist. Es ist ein mächtiges Kochen u. Brodeln in mir, ein reissender Drang nach Leben. Oh, ich möchte geniessen, möchte Konzerte hören, ins Theater gehen, Bücher, Gedichte lesen, möchte wandern, laufen, Schönheit sehen, Glück trinken in vollen, vollen Zügen, möchte lieben u. leben. Ich möchte auch arbeiten, arbeiten aus ganzer Kraft. Aber auch das kann u. soll mir ein Genuss sein. Aber soll denn das Leben ein Genuss sein, ist es nicht vielmehr Kampf u. unsagbares Leid? Wenn der Krieg aus ist, meine ich, dann könnte ich leben, aber dann ist mein Vaterland im Elend, darf ich da glücklich sein? [...]

Sonntag, d. 25. Juni 1944.

Mir ist wieder so bang ums Herz. Ich weiss nicht, was das ist, aber wenn ich Sonntag Nachmittag Ruhe habe, dann kommt es immer über mich, so weh, so unendlich weh. So friedlich scheint die Sonne herein, die Vögel singen u. über allem liegt Gottes Friede. Nur in mir ist kein Friede. Wie wäre es jetzt im Garten, auf dem Balkon, beschützt von der Liebe der Eltern.

Ich weiss nicht, was es ist, aber in mir ist immer ein Gefühl, als wäre ich dabei, die Heimat zu verlieren. Als würde, je länger ich hier bin, irgendwas unhaltbar verrinnen. Vielleicht ist es die Kindheit, ich weiss es nicht. [...] Ich bin wie ein schwankendes Rohr in der Fremde. Ach, wenn doch der Krieg bald aus wäre! Oh Vater, lieber, lieber Gott, lass doch Frieden werden, aber vergib mir mein genuss-süchtiges Streben, aber ich bin ja noch so jung. [...]

Rommi u. Thy haben sich die Haare abschneiden lassen. –

Montag, d. 24.7.44.

Die Treue ist das Mark der Ehre.

Oh, ich bin falsch und schlecht. Ein Vaterlandsverräter bin ich, ein elender Schweinehund! Millionen Soldaten sind dafür gestorben mit gläubigem, heissen Herzen. Ich hätte es auch einst gekonnt. Und jetzt wünsche ich mir gerade um der Soldaten willen Frieden. Ist das eine Gesinnung, eines preussischen Menschen, einer deutschen Frau würdig? Nein, u. abermals nein. Was würde Frau L. dazu sagen? Ist das eines Friedrich des Grossen, eines Bismarck würdig? Aber darf ich denn anders denken. Es ist Untreue gegen den Führer, aber muss denn ein ganzes Volk einem schlechten Führer in den Tod folgen?

Darf ich aus Liebe zu meinem Vaterland den Weg der Schande wünschen?

Weil ehrlos der Preusse u. der Deutsche nicht zu leben vermag.

Dienstag, d. 1.8.44. [Berlin]

Der Traum meiner Kindheit ist ausgeträumt. Einmal musste es ja doch sein. Ich weiss jetzt, dass das alles, wonach ich mich so gesehnt habe, im letzten Jahr, nie wiederkommen wird. Nie wieder werde ich

auf unserer Schule sein mit all den alten Mädels. Sie sind ja so anders geworden. Ilse ist verlobt, Rommi, Thy u. Knulli haben Dauerwellen, niemand hängt so an der alten Zeit wie ich. Ich bin die Alte geblieben. [...] Die anderen denken schon alle an Heiraten. Ich bin dazu viel zu kindlich. Auch bin ich so klein u. Mutti sagt, ich dürfte jetzt nicht mehr mit Zöpfen gehen. Da hab ich sie aufgesteckt. Zum Knoten sind sie zu dick.

Montag, d. 7.8.44. [Berlin]

So ist der Mensch. Nur die Vorfreude kann uns glücklich machen, nur das Wollen, das Wünschen, das Verlangen kann uns reizen. [...] Ich bin jetzt zuhause ganz im alten Trott, es ist gar nichts besonderes mehr. So glücklich, wie ich in Droyssig glaubte, es zu werden, bin ich nicht. [...]

Freitag, d. 11.8.44.

8 Offiziere der deutschen Wehrmacht haben die Nazis erhängt! Preussische, deutsche Offiziere sind erhängt worden wie im Mittelalter. Es ist unerhört. Aber die Schmach trifft nur die Henker. Jetzt weiss ich, dass es gut ist, den Frieden für mein Volk unter allen Umständen zu erkämpfen. Es ist eine Schmach, noch weiter die Tyrannei zu dulden. [...] Die Attentäter waren die ersten Märtyrer der deutschen Freiheit. Ehre ihren Namen. [...] Ich brauche nun keine Zweifel mehr zu hegen, wem ich treu sein soll, Hitler oder dem Vorbild preussischer Generale.

Montag, d. 14.8.44

Wedel hat mir geholfen. Ich wusste nicht ein noch aus. [...] Alles, was früher schön u. hell war, konnte meine Seele nicht mehr bewegen. Ich war nahe daran, im Sumpf der Stumpfheit zu versinken. Und was war Schuld daran? Die mir allein das Leben bisher schön, strah-

lend u. lebenswert gemacht hatte: Frau L. Ich wusste nicht mehr, was ich tun sollte, wurde kraft- u. saftlos. Morgen nun will ich endlich bei ihr anrufen, aber einladen lasse ich mich nicht. Ich will Abschied von ihr nehmen, dann soll sie wieder Leitstern meines Lebens werden.

Sonnabend Abend, d. 18.8.44.

Ich habe das Leben so satt. Oh, ich möchte alles mit beiden Armen von mir wälzen, möchte schlafen, Hundert Jahre lang nur schlafen. Oh, es muss so schön sein zu sterben. Sie sollen mich alle in Ruhe lassen mit ihrer Welt, ich bin ja so müde, ich möchte schlafen.

Sonnabend, d. 27. Aug. 1944.

Nun bin ich wieder frei. Ich fühle mich so gelöst u. glücklich wie selten. Was ist denn geschehen? Heute rief Frau L. bei mir an, wir wollten uns um 3 h Bh. F'hagen treffen. Es traf mich wie ein Schlag. Nun war es geschehen. Hingehen musste ich. Ich hatte wahnsinnige Angst vor der Begegnung u. versprach mir doch alles Glück der kommenden Zeit davon. Erst war Alarmgefahr. Die Verbände waren um  $\frac{1}{2}$  3 aber abgeflogen u. ich ging los, meinem Schicksal entgegen. Es wurde  $\frac{1}{2}$  4, sie kam nicht. T. Lotte kam u. sagte mir Bescheid, dass Sie erst nach der Luftlagemeldung um 3 h losgefahren sei. Da setzte ich mich im Kurpark auf eine Bank, alle Nerven aufs Höchste angespannt. Ich möchte diese Stunde des Wartens nicht nocheinmal durchmachen. Wie oft aber wird mir das Leben noch solche Augenblicke bringen? Um  $\frac{1}{2}$  5 kam Sie. Ich sah sie die Treppe heruntersommen, gab ihr die Hand, u. eine tiefe schmerzliche Enttäuschung durchzuckte mich. Sie hatte leicht angemalte Lippen u. Augenbrauen. Mit der Schöneicher Strassenbahn fuhren wir zu den Kühnemanns. Wir tranken, sassen im Garten in Liegestühlen, sahen das

Haus an, liefen dann alle ein Stück bis zur nächsten Strassenbahnhaltestelle u. fuhren beide nach E'hagen. Was ich dabei dachte? Mir war wie im Traum, aber einem bösen schweren Traum. Ich sagte kaum ein Wort, sah sie auch nicht an. Es war in mir nicht mehr die gläubige Ergebenheit in alles, was sie sagte, es war viel Trotz u., glaub ich, gekränkter Stolz. Ich liebte diese Frau vor mir nicht. Ich hätte sie hassen können; – wenn ich wollte. – Aber ich wollte nicht. Ich weiss jetzt – aber das nachher. Während der Bahnfahrt war sie unsagbar lieb zu mir u. als wir nachher noch im Kurpark spazieren gingen, küsste sie mich ... Aber ich verschloss mein Herz der Liebe. Ich hätte es öffnen, hätte Ihre Liebe in mich einströmen lassen können. Aber ich wollte nicht, denn ich liebte in Ihr ja meine deutsche Frau. Und die schminkt sich nicht. Sie war so unendlich mütterlich, soviel Güte floss aus Ihrer Seele, aber ich liess nichts ein, es rann alles ab, an einer gläsernen Schicht, die ich aus Trotz um mein Herz gelegt hatte. Aus Trotz. Während ich dies schreibe, fühle ich, wie die Eisschicht langsam von mir abfällt. Ich weiss, dass ich Sie doch noch liebe, aber ich weiss auch, dass ich nicht mehr die Frau liebe, die mein Frauenideal, nachdem sie selbst es mir geschenkt u. verherrlicht hat, verriet. Ich weiss auch, dass ich sie nie mehr wiedersehen darf, es sei denn später, wenn ich alles das überwunden u. Bleibendes gefestigt haben werde. Ich will Sie weiter lieben, die Frau, die ich in den Deutschstunden anbetete u. deren Nähe mir noch vor einem Jahr den Himmel auf Erden geschenkt hatte. Ich will Sie weiterlieben, aber es wird nicht mehr Frau L. sein. Darum darf ich Sie nie mehr wiedersehen. Mein ganzes Leben aber soll Ihr mein Dank gelten, die sie mir viele Jahre glücklichster Jugend geschenkt hat durch Ihre Liebe. Dem Frauenideal will ich mein Leben lang treu bleiben. Von dieser Stunde soll eine neue Kraft durch mein Leben gehen; ich will neu anfangen, mit mehr Liebe u. Güte. Ich werde Frau L. das alles

zu schreiben versuchen, denn ich darf nicht undankbar sein. Ich weiss nicht, ob sie mich verstehen wird. – Morgen werde ich mit Wedel alles bereden.

So, u. nun Frau L., Heilige meines Lebens, sag ich Ihnen Auf-Wiedersehen. In mir aber sollen sie weiterleben für alle Zeiten, in schöner, verklärter Gestalt, im Tempel, den meine Seele ihnen errichtet hat.

Freitag, d. 8.9.44. [Droyssig]

Es ist in mir oft so ein seltsames Gefühl, das ich nicht zu deuten weiss: Immer, wenn ein anderer Mensch Schmerzen fühlt, dann steigt in mir etwas hoch, dass ich mich ihm an die Brust werfen möchte, es ist aber etwas, das nicht aus dem Herzen kommt, sondern aus dem Unterleib, eine Art sinnliches Kitzeln. Man könnte es Mitleid nennen, denn in dem Augenblick liebe ich den Menschen, der mir vorher gleichgültig ist, aus ganzem Herzen. Aber ich glaube, es ist noch etwas anderes. Vielleicht ist es der grausam-sinnliche Reiz, der Mörder lockt, Menschen zu töten u. sich an ihren Qualen zu weiden. Denn, wenn ich ehrlich bin, geniesse auch ich dieses Gefühl, das meine Nerven zum Zerreißen anspannt, ja, ich koste die Qualen des anderen aus. Dagegen, wenn ich Tiere leiden seh, so ist mir wieder ein ganz anderes Gefühl. Ich habe schon manchmal gedacht, dass sei der Beginn geschlechtlicher Triebe. [...]

Sonnabend, d. 23. Sept. 44.

[...] Feiertage in Droyssig sind nicht zum Aushalten. Dann kommt man mal zum Nachdenken u. dann überfällt mich die Einsamkeit [...] Ausserdem finde ich immer, dass ich nicht nach Droyssig passe. Ich hab sowenig Kleider, kann mich nicht benehmen. Ausserdem bin ich aus dem Berliner Osten u. meine Eltern haben kein Haus. Ich passe

hier nicht hin, hier sind alle so vornehm. Oh, Mutti, ich möchte zu dir u. du sollst mich streicheln.

Freitag, d. 13. Okt. 44.

[...] Es ist solch schöner Herbst u. mein ganzes Sein schreit nach Leben, nach Geniessen, nach Glück u. Liebe. Warum ist nur alles so schrecklich gekommen? Ist es eine Sündflut, die Gott über die Erde sandte, als Strafe für ihre Sünden. Wir hätten es wahrhaftig verdient. Aber noch glaube ich an Gottes Gnade. Ob die Sonne doch noch einmal für uns lacht? [...]

Freitag, d. 3. Nov. 44, abends  $\frac{3}{4}$  10 h.

Ich sitze jetzt im Waschsaal in einer leeren Kabine u. schreibe. [...] In Deutsch war ich heute tief ergriffen von der Besprechung des Schlusses von Maria Stuart. Wie begeistere ich mich für Schiller u. sein Freiheitsideal, das sie gerade im Angesicht des Todes von allen Banden löst. «Der dem Tod ins Angesicht schauen kann, der Soldat allein ist der freie Mann.» In der Zeichenstunde haben wir uns Bilder von Dürer angesehen. Dann füllte sich mein ganzes Herz nur mit dem einen Wunsch, so gut u. so rein zu sein wie die Kunst. Immer will ich gut sein, u. immer muss ich erfahren, immer, immer wieder, dass mein Fleisch schwach ist u. zum Schlechten strebt. Warum sagte Weinheber: «Dass wir nicht gut sein können, ist unser bitterer Fluch.» Aber das kann ich nicht glauben, der Mensch hat einen freien Willen u. ist dazu bestimmt, unablässig an sich zu arbeiten, nach immer grösserer Weisheit, Güte u. Reinheit zu streben. Denn Schiller sagt, wenn der Mensch sich seinem Triebe überlässt, so wird er niedrig u. entfernt sich vom Guten. So glaube ich, dass der Mensch gut sein kann, aber nur mit Gottes Hilfe; [...]

Hat Gott die Menschheit gut erschaffen u. kam erst durch eigene Schuld die Sünde in die Welt? Nach der Bibel könnte man es glauben, aber warum liess Gott das zu? Denn Gott ist die Güte u. ist all-

mächtig. Oder wollte er die Welt so? Wozu leben wir denn überhaupt? Schafft Gott jeden Menschen mit guten u. schlechten Eigenschaften, wie er auch die ersten Menschen so schuf? Vielleicht gab er ihm die Eigenschaften mit, aber auch die Kraft u. Freiheit des Geistes, die Sünde zu bekämpfen. Soll das Leben eine Prüfung sein? Ich weiss es nicht.

Hat Gott die Güter der Welt gleichmässig unter die Menschen verteilt, hat er Glück u. Leid gleich verteilt? Er ist doch gerecht. Dem ersten Anschein nach ist es ungerecht verteilt, aber ist es nicht möglich, dass aus grossem Leid grosses seelisches Glück u. Frieden entstehen können [...]

Können nicht Menschen, denen viel mehr Schmerz zugefügt wurde, viel tiefer leben? [...]

Mittwoch, d. 8. Nov. 44

Ich sehne mich so furchtbar nach einem Menschen, dem ich meine ganze Liebe schenken kann. [...] Oh, Frau L., wie hab ich sie geliebt! Aber: es hat nicht sollen sein, dass wir zusammenbleiben.

Sonntag, d. 19.11.44.

Ihr Mann ist gefallen. Noch kann ich es nicht fassen, aber mir ist, als hätte *ich* meinen Mann verloren. Wedel schrieb es mir heute. Soll ich Ihr jetzt doch schreiben? Vielleicht wird Sie durch diesen Verlust ganz das, was ich mir aus Ihr gemacht habe. Geliebte Frau.

Montag, d. 25. Dez. 44. [Berlin]

[...] Wie wird es dies Jahr zu Weihnachten in Ihrem Herzen ausgesehen haben, geliebte Frau? Wieviel Menschen werden jetzt wieder gefallen sein, da Hitler gerade jetzt zu Weihnachten eine Offensive gemacht hat. Wie wird es nächstes Weihnachten in Deutschland aussehen?



Dienst., d. 26. Dez. 44. [Berlin]

Gestern war ich mit Bertel auf dem Müggelsee Schlittschuhlaufen. Es war ganz glattes Eis, die Sonne schien so hell u. am Ufer leuchteten die Bäume im Rauhref. Vor einem lag die endlos erscheinende, glänzende Eisfläche, denn die weiter entfernten Ufer verschwanden völlig im Dunst. Oh, es ist ein unsagbares Gefühl der Freiheit, das mich durchrauschte, in ungebundenem Glück schwebt man gleichsam zwischen Himmel u. Erde. Es ist so schön, dass Bertel noch da ist, dass ich überhaupt einen Bruder habe.

Donnerst, d. 4. Jan. 45. [Droyssig]

[...] Ich kann eigentlich nicht damit rechnen, dass ich mal heirate, weil alle Männer fallen, u. was übrig bleibt, das heiratet Mädchen, die den Männern nachlaufen u. da kann u. will ich nicht mitmachen. Aber ich werde auch ohne Mann durchs Leben kommen, obwohl ich furchtbar gern Hausfrau würde u. recht viele Kinder hätte. [...]

Heute hat Sie mir auf meinen Beileidsbrief geantwortet. Oh, wie wurde mir das Herz weit, als Sie mich hineinblicken liess in das Erhabene der Liebe zwischen Mann u. Frau. Aber es ist mir klar geworden, dass Sie ihn nicht nur sexuell liebte, dass es zwischen Mann u. Frau in einer rechten Ehe eine Liebe gibt, die mehr ist als bloss geschlechtliche Bindung, denn sie hofft ihn im Jenseits wiederzusehen, u. dort ist ja alles Menschliche gewiss von uns abgefallen. Frau L. steht wieder über meinem Leben in unangetasteter Reinheit als die Heilige meines Lebens. Sie ist für mich durch das Leid noch grösser geworden. Sie trägt es so wie ich es von meinem Ideal, der deutschen Frau, erwartet habe, obwohl ich kaum glaube, dass einer Frau der Tod ihres Mannes schwerer getroffen hat als Sie. Wenn Sie doch wenigstens Kinder hätte. Ich weiss nun bestimmt, dass ich Sie nicht wiedersehen darf. Ich schreibe Ihr auch nie mehr. Aber in mir soll Sie für alle Zeiten weiterleuchten. [...]

Sonntag, d. 14.1.45

[...] Heute haben wir den Film: Träumerei von Schuhmann gesehen. Oh, es war so schön! Ich habe so geweint, wie mir das wohlgetan hat. Ich hab zum Schluss gar nicht mehr über den Film u. das Schicksal dieser Menschen geweint, sondern über Ihr Leid, über das Leid meiner Frau L., über das Elend meines Vaterlandes, über die Schlechtigkeit der Menschen und darüber, dass unsere Ideale so leicht zerrinnen. [...]

22.1.45. Jetzt kommt die Knute oder ein grosser Umschwung. Die Russen sind in Deutschland eingebrochen, Ostpreussen ist abgeschnitten, um Schlesien wird gekämpft, es kann u. kann doch nicht wahr sein! Heiliges Deutschland musste denn das, musste denn das sein! Hilf, oh Vater im Himmel!

Sonntag, d. 4.2.45.

[...] Heute war im Preussischen Hof Erfassung vom BDM, da hat ein Führer ne Rede geschwungen u. uns berichtet, wie die Russen in Schneidemühl hausten. Ich weiss nicht, ob ich das alles glauben soll, aber ich hab doch grosse Angst um Mutti. Ich möchte so brennend gern nach Hause, jetzt, wo meine Heimatstadt so in Gefahr ist, soll ich hier in diesem kaffigen Mitteldeutschland sitzen! Ich hab es auch schon nach Haus geschrieben, aber noch keine Antwort. Aber ich glaube, Mutti u. Vati sind froh, mich hier in Sicherheit zu haben.

Es erging jetzt an uns alle die Aufforderung, in die Partei einzutreten. Ich habe es aber abgelehnt. Brigitte ist natürlich begeistert. – Am 30.1. hat der Führer gesprochen, ob es das letzte Mal gewesen ist? [...]

Sonnabend, d. 3.3.45.

¾ 9 h abends, im Luftschutzkeller. Ich habe jetzt eine Frage, die mich dauernd beschäftigt. Wir haben in Deutsch über Kant gesprochen. Kant habe ich eigentlich schon immer verehrt, obwohl ich kaum was von ihm wusste, denn Pfarrer K. hat so oft u. gut von ihm erzählt. Kant sagt: Handle so, dass es gut wäre, wenn alle Menschen so handelten, dass dein Tun zum Gesetz für alle werden kann. – Frä. D. sagte, auf Kants Ideen baute sich der Preussische Staat auf, begründete sich die unbedingte Disziplin, die unbedingte Pflichterfüllung, die den preussischen Offizier auszeichnet. Und das Preussentum ist ja doch eines der schönsten Dinge, das es für mich auf der Erde gibt u. es ist mein Ziel, diesem Preussentum würdig zu werden, denn ich bin ja ein Preusse. Ich glaube nun, dass mir das unbedingte Pflichtgefühl des Preussen eingeboren ist, ich glaube selbst, dass ich zuverlässiger bin als die meisten anderen. Nur eins macht mir noch Sorgen: Gelten Kants Grundsätze auch für die Gemeinschaft, wie wir hier eine sind, oder lassen sie sich nur für den Einzelnen anwenden? Für mich allein will ich schon vorbildlich leben, aber hier sind so unendlich viele Dinge, die verboten sind, wenn man sich nach allen Verboten richten wollte, so würde man in vielen Dingen zurückkommen. Man darf z.B. nachts kein Buch in der Kabine haben; richtete man sich danach, müsste man stundenlang ohne Beschäftigung im Keller sitzen; man muss aber seine Zeit ausnutzen, das sagt mir ein eingeborener Tätigkeitsdrang, denn Tätigkeit ist mein wahrstes Lebenselement. Soll ich mich da nun in unbedingter Disziplin nach dem Verbot richten? Ebenso ist es im Chor. Ich kann ja doch nicht singen, lese deshalb oft, weil ich finde, es ist für mich wichtiger u. nützlicher zu lesen. Nach Kant müsste ich aber versuchen zu singen; denn ich sehe ja ein, dass es nicht geht, dass alle lesen u. niemand singt. Soll ich da lieber die Zeit verschwenden, um die Disziplin nicht zu ver-

letzen, oder soll ich, trotzdem es verboten ist, die Zeit ausnützen? Die Beispiele erscheinen lächerlich, es ist aber wirklich eine ernste Frage, die mich dauernd beschäftigt. Frl. D., mit der ich neulich in Deutsch darüber sprach, meinte, Kants Gedanken müssten gerade im Kleinen angewandt werden u. gerade in der Gemeinschaft. Die Disziplin im preussischen Heer ist ja auch die Disziplin einer Gemeinschaft. Aber es werden oft Dinge verboten, die mir sinnlos erscheinen, so dass es für mein eigenes Leben viel besser ist, wenn ich mich um das Verbot nicht kümmere. Irgendeinen Sinn hat aber meistens wohl jedes Verbot, wenn nicht für den Einzelnen, so doch für das Ganze. So heisst es eben, den eigenen Vorteil in den Hintergrund stellen u. den Egoismus zu bezwingen. Das ist aber sehr schwer, denn der Egoismus ist es ja, der eigentlich alles Schlechte, allen Hass u. Streit in die Welt bringt. Wie wäre es, wenn die Menschheit den erst besiegt hätte. Aber ich sehe es ja an mir, dass aller Kampf so oft, ach so oft vergeblich ist. [...]

Dienstag, d. 3.4.45.  $\frac{1}{4}$  8 h im Bett (morgens)

[...] Also gestern war Konferenz u. der Dix hat bestimmt, dass alle Schülerinnen, denen es möglich ist, nach Haus zu kommen, die Anstalt verlassen sollen. [...] Elise sagte sofort, Berlin käme nicht in Frage, weil die Einreise gesperrt sei. Dietlind O. aus Berlin-Frohnau aus der H 7 durfte aber anrufen u. bekam gleich Anschluss, ihre Eltern sagten, wenn sie wolle, solle sie kommen. Da hab ich Elise gefragt und durfte auch anrufen. Bekam nach 10 Min Anschluss. Ich sagte, ich käme nachhause, da... u.s.w. Mutti war dagegen, sagte, ich müsse mir klar sein, dass ich in eine Frontstadt und vielleicht in meinen Untergang führe. Aber wenn ich durchaus wollte, sollte ich kommen. Mutti hält mich hier für sicherer, auch wenn die Amerikaner kommen, weil es nur ein Dorf ist; sie hat ja vielleicht recht. Zu Elise sagte ich, meine Mutter wäre mit meinem Kommen einverstanden.

Da sagte auch sie, ich dürfte fahren. Abends beim Gute-Nacht-Sagen meinte Fr. D., sie bewunderte meine Eltern, dass sie [mich] wegliesen. O, in solch furchtbare Zweifel war ich noch nie. Was soll ich nur machen? Ich möchte ja brennend gern fahren. Vielleicht braucht mich Mutti auch, sie ist so allein, vielleicht kann ich ihr helfen. Ich nehme nur 1 Koffer mit und den Affen, da kann ich im Falle einer Flucht vor den Russen doch noch was mit tragen helfen. Auch glaube ich kaum, dass sie allein rausgehen würde, so kann ich sie vielleicht noch dahin beeinflussen und ihr Mut machen. Sie ist immer so nervös und Tante Lotte schon gar. Wenn ich nur wüsste, ob es recht ist, dass ich nun morgen fahre. Die sagen hier alle, es sei Wahnsinn, nach Berlin zu fahren. Es sei doch nur ne Frage der Zeit, dass die Russen dort wären. [...] Noch nie habe ich in solch einer wichtigen Frage allein entscheiden müssen. Bis jetzt hatte ich immer Menschen, die alles Wichtige für mich entschieden haben. O, es ist so schwer, so schwer. Ich fühle mich dem nicht gewachsen! Aber ich will alle Sorge auf meinen Gott legen, denn mein Gott ist ja auferstanden. [...]

Wo werde ich morgen um diese Zeit sein?

d. 12.4.45.

Nun bin ich also zu Hause. Es war doch das einzig Richtige, dass ich gefahren bin. Jetzt stehen die Amerikaner in Thüringen schon westlich Erfurt, der grösste Teil ist schon überrannt.

Die Fahrt war furchtbar, nach 20 Stunden kam ich um h in der Nacht hier an. Die Züge waren überfüllt mit Flüchtlingen aus Thüringen, die haben furchtbare Sachen erzählt. Da bin ich froh, dass ich noch zur rechten Zeit raus bin. In solcher Zeit sollen die Familien, wenn es irgend geht, zusammenkommen. Leider ist ja Vati nicht bei uns, er ist als Soldat beim Schützengräbenbauen in Riesa. Bertel ist

beim Volkssturm in Mahlsdorf, er soll in Friedrichshagen zum Einsatz kommen.

Hier ist der ganze Wald durchzogen mit Laufgräben und Panzerlöchern. Alles ist abgeholzt, alle Strassen haben Panzersperren, man kann kaum durch. Die Leute nennen sie Lachsperren. Die Russischen Panzer werden bei der Einnahme Berlins 2 Stunden davorstehen und sich vor Lachen den Bauch halten, und sie dann innerhalb von 2 Min. überfahren. Auf der Dahlewitzer Chaussee stehen Geschütze. Bertel wird mit der Panzerfaust ausgebildet, auch Mädchen sollen sie gebrauchen lernen. Sie soll jedem Panzer gewachsen sein.

Ich bin froh, dass ich jetzt hier bin, obwohl es nicht immer sehr schön ist. Es ist gewöhnlich am Tag 2x4 Stunden Lichtsperre, da gibt es für einzelne Stadtteile kein Elektrisch. [...] Wenn abends Lichtsperre ist, gehen wir um ½ 9 ins Bett, dann geht gegen 10 h zu den Nachrichten das Licht wieder an und gleich darauf kommt Alarm. Die Stadt bekommt nicht mehr gemeinsam Alarm, weil dann die Sirenen zu viel Strom verbrauchen. Dann macht man sich fertig u. stürzt zum Bunker.

Überhaupt muss man sich wundern, wie offen und unverfroren die Leute hier alle ihre Meinung sagen und die ist grösstenteils gegen die Nazis. Keiner hat mehr Angst beim Reden, trotz der Knute der Gestapo. Es wagt nämlich keiner mehr, den anderen anzuzeigen, weil sie denken, dafür später von den Amerikanern oder Russen aufgehängt zu werden. [...]

Ich verstehe nur nicht, warum mein deutsches Volk sich nicht schon längst gegen die Knute der Regierung gewehrt hat. Aus lauter Angst vor der SS? Sollte mein deutsches Volk aus lauter Feiglingen bestehen? Ich glaube es schon fast. Vielleicht ist es auch der Bombenterror, der das Volk so stur macht; denn diese Unterwürfigkeit widersteht doch dem Wesen des Deutschen. Und alle wünschen die verhassten fort, bis auf wenige Verhetzte und auf die, die bei einer

Niederlage der Nazis ihren Kopf verlieren würden. Denn gehenkt werden sie sicher alle. Ich bin so glücklich, dass ich nicht in die Politik gegangen bin.

Man glaubt, die Amerikaner u. Russen werden Berlin zusammen erobern. Lange kann es nicht mehr dauern. Wir wollen mit den Rädern in den Wald, in die Gegend von Grünheide, mit Decken, Proviant und den nötigsten Sachen. Das wird romantisch. [...]

Eben höre ich den Wehrmachtsbericht: Der Festungskommandant von Königsberg hat die Stadt nach monatelangem Kampf dem Feinde übergeben. Trotzdem halten pflichttreue Soldaten den Widerstand noch aufrecht. Der Festungskommandant ist durch ein Kriegsgericht zum Tode durch den Strang verurteilt worden. Seine Sippschaft wird haftbar gemacht. So ist das. Ist das nicht Schreckensherrschaft? Oh, dass das deutsche Volk und unsere Wehrmacht das alles über sich ergehen lässt. Weil der tapfere Offizier nicht alle seiner Soldaten opfern wollte, erhängen sie ihn und seine ganze Familie, die nichts ahnend zu Hause sitzt. Einen deutschen, einen preussischen Offizier zu erhängen! Fluch sei ihnen, Fluch der ganzen Nazibrut, diesen Kriegsverbrechern und Judenmördern, die nun auch noch die Ehre des deutschen Offiziers in den Schmutz ziehen. Wie haben sie mein Deutschland zugerichtet? Wie haben sie uns alles vernichtet, woran das Herz des Deutschen hing, wie haben sie soviel Tod, Leid u. Elend über mein Volk gebracht. Und dafür seid ihr nun gestorben, ihr Millionen deutscher Jungen, dafür haben sie ihren Mann geopfert, geliebte, verehrte Frau [...]

Aber ich kann nicht glauben, dass es Deutschlands Ende ist, auch wenn es das unsrige ist.

Dienstag, d. 17.4.45.

Heute war beim Bäcker ein alter, schwacher Mann aus dem Altersheim, der um eine Schrippe bat; er hatte solchen Hunger und keine Marke. Er hat so lange gebettelt, aber er hat nichts bekommen. Ich hatte leider keine Schrippenmarken mit. Hier hat jetzt jeder Hunger. Alle Leute haben schon für mehrere Wochen voraus Brot gekauft. Heute bin ich vom Kanonendonner geweckt worden, die Russen schiessen schon ziemlich nah; Bertel ist nun sicher schon im Kampf. Es ist furchtbar. Aber ich glaube kaum, dass wir noch lebend hier herauskommen. Berlin ist vollgestopft mit Menschen, und soll verteidigt werden. Da kriegen wir Bomben u. Artillerie. Es ist so seltsam, man kann jeden Tag sterben. «Triffts heute nicht, trifft es doch morgen u. trifft es morgen, so lasset uns heut noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit!» – Ich wäre schon bereit zu sterben, nur habe ich Angst vor dem Todesgrauen im Keller. – Für Bertel fürchte ich nur, weil es für Mutti so schrecklich wäre. Ich selbst würde bereit sein, ihn zu opfern, Frau L. hat ja auch ihr Lebensglück geopfert.

Freitag, d. 20.4.45.

Wieder im Keller. Heut ist Führergeburtstag. Aber keiner hat geflaggt, obwohl Goebbels in seiner Rede auf sowas hingewiesen hat. [...] Die meisten Leute haben ihre Fahnen schon verbrannt, auch Parteiabzeichen und dergleichen weggeschmissen. Weil alle Angst vor den Russen haben. Gestern hat vom frühen Morgen ab, den ganzen Tag + die ganze Nacht der Iwan getrommelt. Die Front kommt immer näher. [...]

Gestern ist nun Bertel an die Front gekommen. Vorläufig in Stellungen nach Münchehofe. Es ist furchtbar, mein Herz ist fast zersprungen, als ich die kleinen Jungs (15-18) so an die Front ziehen sah, mit Karabiner, Pistole, Panzerfaust abziehen sahen auf LKW oder Fahrrad. Ich bin so stolz auf unsere Jungs, die sich noch jetzt



den Panzern entgegenwerfen, wenn der Befehl kommt. Aber sie werden in den Tod gehetzt.

Sonnabend, d. 21.4.45.

Wir sitzen jetzt hier mit dreifacher Kleidung und allem Gepäck und warten auf den Einmarsch der Russen. [...] Essereien haben wir für mehrere Tage mit. Mutti hat eben noch die letzten Schmucksachen vergraben. Meine Uhr behalte ich um, der Boden ist mir zu nass. [...]

Sonntag, d. 22.4.45.

Die Russen sind da!

Es ist kaum zu glauben, so schnell ist alles gegangen. Jetzt hat Hitler ausgespielt. Nie wieder brauchen wir «Heil Hitler» zu sagen! [...]

Es war ein erschütternder Augenblick, als wir die ersten Russen leibhaftig vor uns sahen, mit Karabiner angeschlagen, Maschinenpistole und Bajonett. Was hatte uns unsere Propaganda nicht alles von den Sowjets erzählt! Danach mussten alle Meuchelmörder und Mädchenschänder sein. Mit Genickschuss u.s.w. – Sie sahen aber alle verhältnismässig anständig aus, taten uns auch nichts, obwohl wir alle zitterten. Die Soldaten wurden gefangengenommen, die Männer auf Waffen untersucht. [...]

Endlich Freiheit von den Nazis. Wir hängten gleich ne weisse Fahne raus. Jetzt haben wir uns ins Bett gelegt, allerdings hat man keine Ruhe, denn es kracht und dröhnt in einem fort. Der Himmel ist voll von deutschen Flugzeugen, die den sowjetischen Nachschub treffen wollen. Die russische Flak schießt dauernd. Man ist jetzt aber schon so daran gewöhnt, dass es einen ganz kalt lässt. Wir warten ja nun dauernd auf russische Soldaten, die uns durchsuchen und auch die Wohnung plündern, denn sie sollen sehr rauben. [...]

Sonntag, d. 29.4.45.

Wenn wir vorigen Sonntag gewusst hätten, was uns erwartet! Es war die aufregendste Woche meines Lebens. [...] Vorigen Sonntag hatten wir noch tüchtigen Bombenschaden in der Wohnung. Die deutschen Flieger haben in Friedrichshagen viele Häuser zerstört. Ich glaubte wiedermal, mein letztes Stündlein sei gekommen, als der Kalk von der Decke auf mich prasselte. Wir haben allen Dreck liegengelassen u. sind dann abends rüber zu R.s gegangen zum Schlafen. Als es dunkel war, kamen plötzlich Russen an, ein ganzer Trupp, die wollten Quartier haben und fingen dann in der Wohnung ein Gelage an, während wir zitternd im Keller sassen. [...]

Von überall haben wir gehört, dass die Russen die Frauen aus den Kellern geholt und vergewaltigt haben. Manche 8mal hintereinander, auch 14-jährige Mädchen und 81-jährige Frauen. [...] So wohnten wir den ganzen Tag in unserem Kohlenkeller und schlossen immer ab, wenn Russen ins Haus kamen. [...]

An diesem ersten Tag sollen in Friedrichshagen an die hundert Selbstmorde vorgekommen sein. Herr Pastor hat sich, seine Frau und Tochter auch erschossen, weil die Russen in den Keller eingebrochen und sich an das Mädchen gemacht haben. Frau H. hat ihre beiden Söhne erschossen und sich und der Tochter die Schlagader aufgeschnitten, die beiden letzteren sind aber gerettet worden. Unsere Lehrerin, Frl. K. hat sich aufgehängt; die war Nazi. Der Ortsgruppenleiter S. hat sich erschossen und Frau N. sich vergiftet. Ein Segen, dass es kein Gas gibt, sonst hätte sich noch mancher das Leben genommen; wir wären vielleicht auch tot. Ich war ja so verzweifelt! Ich sah keinen Ausweg mehr, war mir schon klar, dass auch mich so ein Russe noch vornehmen würde. Wir hätten dann später den Keimling entfernen lassen; denn ein Russenkind möchte ich nicht zur Welt bringen. [...]

Vorigen Freitag war auf dem Marktplatz abends 7 h eine Ansprache unseres neuen Bürgermeisters Schwarz, eines früheren Kommunisten, der die Hitlerzeit über in Moskau war. Das erste, was er sagte war, dass wir nun Kommunisten sind. Das geht so von einem Tag zum anderen. Erst sind alle Nazis und auf einmal Kommunisten. Aus der braunen Haut in die rote. Es ist doll. In der K.P.D. ist ein grosser Andrang, alle wollen sich einschreiben lassen. Das ist aber schwer, wenn man vorher nicht drin war. Beim Anstehen ist es interessant, die Gespräche der einfachen Leute zu hören. Da wird aber auf Hitler geschimpft. Einige schimpfen aber auch schon auf den Bolschewismus. Ich werde mich fernhalten von dem ganzen Parteizauber. Höchstens Sozialdemokrat wie meine Eltern.

9. Mai 1945.

«Der Gott, der Eisen wachsen liess, der wollte keine Knechte.» Warum hat uns Gott diese Knechtschaft geschickt? Es könnte einem das Herz zerreißen. Was ist aus meinem deutschen Volk geworden! Ich glaube zwar nicht, dass ich diese Zeit überlebe, aber Gottes Wege sind unerforschlich, er schickt Schicksale, wie er es will; sollten wir leben bleiben, so sollen diese Blätter mich ewig an die furchtbare Schmach gemahnen, die uns angetan worden ist.

Von morgens um 8¼ bis abends um 6-7 h müssen wir schwer arbeiten, Steine schleppen u.s.w. reine Schikane. Dabei Aufseher, denen man nie schnell genug arbeitet. Dabei ist man doch körperliche Arbeit nicht gewohnt u. in dieser Hitze. Dabei nichts zu essen. ½ kg Fleisch gibt es in der Woche u. 1'000 g Brot. Davon kann man täglich 3 Schnitten essen, trocken. Neulich sind wir schwer arbeitenden Frauen gefilmt worden von den Russen. Oh, wie sich mein Herz aufbäumt, wenn man die grinsenden Fratzen der Russen sieht, die mit

Wohlbehagen auf die deutschen Frauen blicken, die sich im Scheweisse ihres Angesichts quälen müssen. Wo ist Freiheit? Nur bei Dir, Gott? Aber Selbstmord vergibst Du nicht! [...]

Und morgen ist Himmelfahrt.

Eben machen die Russen Riesenfeuerwerk. Siegesfeier.

Freitag, d. 11. Mai 1945 abends im Bett.

Morgen hat Sie Geburtstag. Wieder duftet draussen der Flieder, wie alle Jahre. Heut habe ich im Garten Tulpen gebrochen. Wie damals; da bin ich morgen früh noch hingefahren. Damals hatte ich die letzte Schulstunde bei Ihr. Wie hat sich seitdem alles verändert! Ihr Mann, Ihr Vater ist tot. Deutschland ist besiegt, ist geknechtet. [...] Und doch liebe ich Sie noch wie früher. Nur ist es nicht die Frau L., der Mensch vom 27. August, es ist die Lehrerin, die geliebte Frau von früher. Vielleicht ist es gar nicht mehr Frau L., vielleicht ist sie mir nur die Verkörperung, das Ideal alles Schönen, Guten, Grossen, Edlen und Wahren auf der Welt. [...] Durch Gerüchte hörten wir, dass Frieden ist. Genaues weiss man nicht. Wie hatten wir alle uns den Frieden vorgestellt! Nach sechs Jahren! Frieden!

d. 17.5.45. [Letzte Tagebucheintragung]

Heute erzählte der kleine R., fast die ganze Hitlerjugend vom Bann 120 sei gefallen beim Kampf um Berlin, besonders an der Heerstr. Da war unser Bertel auch. Ich kann es nicht glauben. Aber Frau L. hat es vorher auch nicht geglaubt, und dann! O, Bertel! So viele, viele Soldaten haben sich gedrückt und sind gekniffen, dazu war Bertel aber viel zu begeistert. Für wen denn? Für Hitler? Für Deutschland? Arme verhetzte Jugend! Musste auch das Blut noch fliessen? Auch jetzt noch, nachdem jeder sah, dass alles verloren ist, dass uns nichts, aber auch nichts mehr retten kann? O Bertel! Ich kenne Dich ja nicht, Du warst immer so verschlossen; ich weiss nicht, was Dich in den

Tod getrieben hat. Soll ich schimpfen über Deinen blinden Fanatismus, oder mich neigen vor Deiner Treue? Wolltest Du lieber untergehen als das Joch des Sklaven schleppen? Hast Du nicht gespürt, dass Hitler uns auch zu Sklaven dressiert hatte? Oder band Dich nichts an Hitler als der erzwungene Eid? Hättest Du Deutschland, unserem heiligen Vaterland mit Deinem Leben nicht mehr nützen können als mit diesem sinnlosen Tod? Denn ich glaube, dass Deutschland wieder frei wird und schön. Vielleicht erleben es unsere Enkel.

Man wird ja nie Nachricht von Dir erhalten, Bertel. Die Wehrmacht ist ja aufgelöst. Wenn Du nur nicht verwundet irgendwo liegst!

Das ist alles so furchtbar, und das Schlimmste ist, dass ich immer mehr zu der Erkenntnis komme, wie schlecht und klein ich bin.

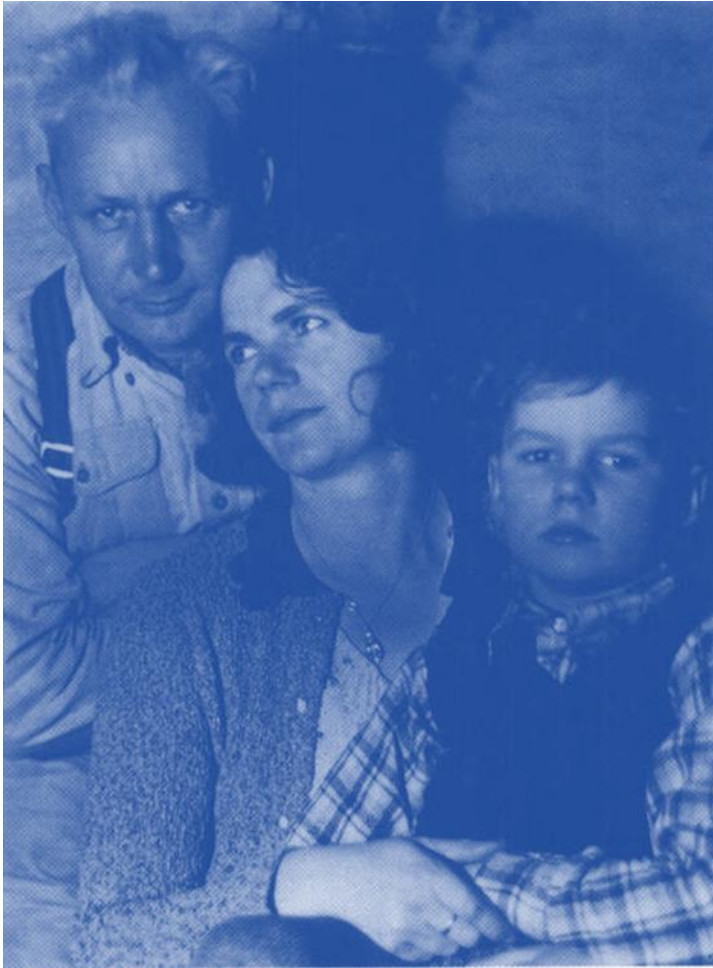
*Lieselotte G. war 14 Jahre alt, als sie im Sommer 1942 begann, Tagebuch zu schreiben. Die Familie G. wohnte damals in Berlin-Friedrichshagen. Lieselottes Vater war Sozialdemokrat und deshalb 1933 nach dem Gesetz zur «Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» aus seiner Stellung als Stadtoberspektor entlassen worden; er arbeitete in den folgenden Jahren freiberuflich weiter.*

*Durch ihren Vater, dem das «Heil Hitler» nie über die Lippen kam, war Lieselotte G. mit einer eher regimekritischen Haltung konfrontiert; ihre Mutter lebte in steter Sorge, dass der Nonkonformismus ihres Mannes sie «alle eines Tages noch ins KZ bringen» würde.*

*Der Unterricht im Friedrichshagener Lyzeum, das Lieselotte G. bis 1943 besuchte, hat der Schülerin den Nationalsozialismus nahegebracht. Insbesondere die Lehrerin Frau L., die als Offiziersgattin deutschnational eingestellt war, ist für Lieselotte G. zu einem wesentlichen Bezugspunkt für ihre damalige geistige Orientierung geworden. «Diese Spannung zwischen Elternhaus und Schule hat meine ganze Jugend durchzogen», erinnert sie sich.*

*Im Februar 1944 wurde Lieselotte G. in ein Internat in Sachsen evakuiert, den Einmarsch der Russen und das Kriegsende hat sie bei ihrer Mutter in Friedrichshagen erlebt. Ihr 18jähriger Bruder Bertel wurde zum Volkssturm eingezogen und geriet bei Kämpfen in Lankwitz in russische Gefangenschaft, aus der er im Herbst 1945 schwer krank zurückkehrte.*

*Lieselotte G. hat uns ihre Tagebücher – 1 Schulheft und 2 Notizhefte – selbst übergeben. Sie habe sie seit der Zeit der Abfassung nie mehr gelesen, sagt sie, und sei nun überrascht gewesen, was für Dummheiten sie doch damals zusammengeschrieben habe.*



Hugo B. und Familie im Herbst 1940

## «Mich leckt am Arsch mit eurer Schlachtere!»

### *Aus den Tagebüchern eines Schneiders*

Sonntag, d. 12. Januar 1941.

[...] Grau ist der Himmel, freudlos das Leben und hoffnungslos die Zukunft. Kein freudiger Lichtstrahl, nichts wie Entbehrungen und Opfer. Scheinbar steht uns das Schlimmste in diesem verfluchten Krieg noch bevor, und es sieht ganz so aus, als wenn sich dieser menschenunwürdige Zustand noch auf längere Zeit hin erhalten soll. Wozu arbeiten und schaffen wir, lieben uns und zeugen Nachkommen, wenn doch schliesslich alles in Grauen und Chaos untergehen soll? [...]

Sonnabend, 18. Januar 1941.

Ruhige Nacht. Morgens ist es sehr schon hell, dabei aber nass und kalt. Immer fällt etwas Schnee. Heute hatte ich keine Lust zur Arbeit. Immer noch Husten und Schnupfen. Lydia und Robert geht es ebenso. Wir sind im Moment alle ordentlich krank. Den Abend habe ich schlafend in der Ofenecke verbracht. Meine Stimmung ist auf den Nullpunkt gesunken und ich habe nicht die Kraft dazu, mich von den seelischen Depressionen, die mein Gemüt verdunkeln, frei zu machen. Ich sehe kein Ziel, kein Licht, keinen Weg, der mich irgendwie aus dieser betäubenden Finsternis emporführen könnte. Die Tage gehen in monotoner Freudlosigkeit dahin. Meine Arbeit bringt mir weder Zufriedenheit noch sonderlichen Gewinn. Alles steht im Zeichen des Krieges, des endlosen Hasses, gemeinster Niedertracht und rohe-



ster Brutalität. Ohnmächtig stehen wir inmitten dieses Grauens, recht- und schutzlos den ruchlosesten Gemeinheiten, welche Menschenhirne jemals ausbrüten konnten, preisgegeben. Was ist Zivilisation, was ist Kultur? Hass – Bomben und Granaten?

Dienstag, 11.2.41.

Die Nacht war auch wieder ruhig und ich bin pünktlich zur Arbeit gekommen. Die wärmere Witterung hält an.

Von Gustav S. haben wir heute ein Paket bekommen. 1 Landbrot, ½ Pfd. Butter und Wurst. Auch Sch.s Päckchen mit einigen Tafeln Schokolade und ½ Pfd. Kakao sind eingetroffen. Wir waren selig vor Freude.

Im Übrigen war heute ein denkwürdiger Tag. Unsere Anni hat nämlich an eben diesem Tag ihre Jungfernschaft verloren. Nach dem Abendessen kam Annis Freund zu uns, eben als wir im Begriff waren, B.s einen Besuch abzustatten. Wir liessen Anni, ihren Freund und Robert zu Hause und gingen nichts ahnend los. B.s haben wir nicht erreichen können, weil das Haus verschlossen war. Wir kehrten um, und als wir in die Wohnung traten, sahen wir sofort die Bescherung: Anni flüchtete auf die Toilette, während der Freund, bis aufs Hemd entkleidet, in der Ofenecke Mühe hatte, seinen Prengel in irgendeiner Weise zu verbergen. Wir beide haben uns taktvoll in die Küche begeben und dort gewartet, bis die Liebenden sich vom ersten Schreck erholt hatten. Dann hab ich mir die Beiden in aller Ruhe vorgenommen und ihnen meine Ansicht über derartige Angelegenheiten zum Ausdruck gebracht. Puterrot und mit gesenkten Köpfen hörten sie mir zu, waren aber erstaunt, als sie meinen Ausführungen Verständnis für ihre Angelegenheit entnehmen konnten. Mit wohlgemeinten Ratschlägen für zukünftiges Verhalten bei derartigen An-

lassen entliess ich die beiden Sünder. Lydia und ich haben nachher noch lange über diesen Vorfall gelacht.

Montag, 3.3.1941.

Wir haben ruhig durchgeschlafen und ich bin pünktlich zur Arbeit gekommen. Wir machen jetzt Uniform-Sakkos, die aber nicht gut passen. Das grösste Übel sind die zu kurzen Kragen, die das ganze Stück aus der Balance bewegen. Es ist furchtbar schwer, mit den vielen Ausländern zusammenzuarbeiten. Manche haben nicht die geringste Ahnung von der Schneiderei und machen oft das Gegenteil von dem, was man ihnen gesagt bzw. gezeigt hat. Von der alten Belegschaft sind viele erkrankt und fallen infolgedessen aus. Ein wirres Durcheinander.

Donnerstag, 13.3.41.

In dieser Nacht begannen erneut die Feindseligkeiten. Gut, dass wir gestern Abend schon zeitig schlafen gingen, denn heut früh um 0.30 Uhr weckten uns wieder mal die Sirenen. Wir sind schnell aufgestanden und gleich in den Keller gegangen, wo jetzt schon die Mauern zu den Kellern der Nachbarn durchtrennt sind. Es war völlig klar, Mondschein, kühl, aber windstill. Vom Hof aus habe ich die englischen Flieger im Licht unserer Scheinwerfer beobachtet und die Granaten unserer Flak in der Höhe platzen gesehen. In Richtung Halleisches Tor haben wir ein grosses Feuer wahrgenommen. Entwarnung gegen 5.45. Bin gleich danach zur Arbeit gefahren, wo ich gegen ¾ 7 eintraf. Abendsfrüh ins Bett.

Sonntag, d. 30.3.41.

Ruhige Nacht. Eben hat das xte Wunschkonzert angefangen. (67.) Jeden Sonntag dasselbe Gesabbele, von allen möglichen Namen und Dienstgraden, Spenden in Geld, Naturalien oder Sachwerten. Was

hierbei alles an Werten zusammenkommt ist unheimlich. Und wozu wird dies alles verwendet? Dem Moloch Krieg wird noch das letzte Hemd in den Rachen geworfen. Und Deutschlands erste Künstler assistieren dabei. Ja – es ist doch etwas Herrliches um unsere Kunst.

Eine Nutte verkauft ihren Leib einem Jeden, der den geforderten Preis bezahlen kann. Die Künstler verkaufen sich jeder Regierung. Menschen ohne Rückgrat, ohne irgendwelche eigene Meinung; trotz ihres «hohen» Bildungsgrades werden sie immer wieder zu Verrätern an dem geistigen Aufstieg der Besitzlosen. [...]

Sonnabend, 10.5.41.

Allem Anschein nach geht jetzt der Rummel erst richtig los, denn gegen 2.00 wurden wir wieder aus dem schönsten Schlaf aufgeschreckt. Ich bin im ersten Schreck so schnell aus dem Bett gesprungen, dass mir nachher ganz übel wurde. Doch mittels zweier Liköre bin ich wieder mobil geworden. Wir sind gleich in den Keller gegangen. Auf dem Hof stehend, habe ich eine ganze Anzahl Bombeneinschläge zählen können.

Mittwoch, 20.8.41.

Ruhige Nacht, pünktlich zur Arbeit. Habe heute meine formelle Kündigung erhalten. Bis zum 3.9. bekomme ich noch meinen Wochenlohn, dann, nach Aufhebung der Zivilabteilung muss ich in der Uniformabteilung im Akkordlohn arbeiten. Bin gespannt auf den Verdienst. Ist alles Scheisse.

Donnerstag, d. 28.8.41.

Ruhige Nacht. Im Geschäft waren wir heute nur noch 4 Leute in unserer Abteilung. Schönes und ruhiges Arbeiten. Aber bald ist es damit aus. Die Tage gehen so dahin. Gleichförmig und eintönig wie die Uniformen.

Mittwoch, d. 3.9.41.

Roberts 7. Geburtstag begann mit Flaktrommelfeuer und einem Regen von Bomben und Granaten. Um 0.05 habe ich ihm als Erster meinen Glückwunsch dargebracht. Der kleine Kerl war ganz erschüttert und hätte vor Rührung beinahe geweint. Gegen 4.00 heute Morgen war Entwarnung. Haben also noch 2 Stunden schlafen können. Pünktlich zur Arbeit. Abends Geburtstagsfeier mit T.s., Trudchen und Frau Sch. Robert ist von allen Seiten reichlich beschenkt worden. Blumen, Süßigkeiten, Schul- und Malutensilien, sowie mit Bargeld. Hat zirka 18.00 eingeehmt und war über das Alles überaus glücklich und zufrieden. Lydia hatte mehrere Sorten Kuchen gebacken, Schlagsahne-Ersatz zubereitet und alles getan, um diesen Abend so gemütlich wie möglich zu gestalten. Über einen von Walter T. gebrachten, und von ihm selbst hergestellten, hölzernen und schön angemalten Dampfer war Robert besonders erfreut, und ist damit ins Bett gegangen. 22.00 Schluss der Feier.

Donnerstag, den 4.9.41.

Ungestört durchgeschlafen. Abends kamen Walter und Käte sowie Wolfg. M. Wir haben zusammen Kaffe getrunken und uns unterhalten. Kurz vor 21.30 haben wir Schluss gemacht und sind gemeinsam zum Hermannplatz gelaufen. Dort haben wir uns verabschiedet und ich habe mich zur Haltestelle begeben, weil ich zur Betriebsluftschutzwache sollte. Ehe aber meine Bahn kam, gab es wieder Alarm. Schnurstracks bin ich wieder nach Hause gelaufen und mit meinen Leuten in den Keller gegangen. Es war mir sehr peinlich, dass ich nicht rechtzeitig weggegangen bin, um im Alarmfalle im Betrieb zu sein, zumal ich wusste, was für saublöde Weiber mir zur Wache zugeteilt waren. 23.20 war Entwarnung. Gleich danach bin ich zur Bahn gestürmt und zum Betrieb gefahren. Kreidebleich und angst-

schlotternd öffneten mir die Frauen die Türe, um dann mit Vorwürfen über mich herzufallen. Ich hab ihnen Bescheid gegeben, und bin dann ins Bett gestiegen.

Freitag, d. 5.9.41.

6.15 aufgestanden. Wegen meines gestrigen Versäumnisses habe ich heute allerhand zu hören bekommen. Der Hauswart, diese armselige Null, sowie die beiden, blöden Weiber, welche mit mir Wache hatten, haben überall ausgetratscht, dass ich nicht rechtzeitig zur Stelle gewesen wäre. Allgemeine Entrüstung, besonders von Seiten der langhaarigen Krokodilsbrut. Es ist doch zu kurios, wie die Proleten sich drängen und ereifern, um ihren Ausbeutern das heilige Eigentum zu beschützen. Für 2.50 Mk. setzen sie sogar ihr Leben ein, wenn es gilt «Ihren» Betrieb vor Schaden zu bewahren. Mehr ist ja das «Leben» dieser armseligen Krebse auch nicht wert. Und wenn ich Unternehmer wäre, würden sie gar nichts von mir bekommen, es sei denn einen wohlgezielten und kräftigen Tritt in ihre verfluchte, dreckige, schmierige und schleimige Arschkimme! –

Freitag, d. 19.9.41.

Ungestört durchgeschlafen. Pünktlich zur Arbeit. Wieder Uniformen. Mein schöner Fensterplatz ist von einem alten Trärentier besetzt. Muss vorläufig an einer alten Maschine arbeiten. «Taschen machen». O goldenes Handwerk. Vier Jahre strenge Lehre, jahrelange Praxis auf allen Gebieten der Schneiderei und dann nachher Weiberarbeit. Herrliche Zeiten! – Abends abgespannt und müde ins Bett.

Sonntag, d. 14.12.41.

Kein Alarm. Vormittag war ich bei Bruder Otto und habe mir einen Damen-Mantelschnitt abgeholt. Nach Tisch habe ich endlich meine

Hose fertigbekommen. – Lydia hat eine Bluse genäht. – Annemarie macht 3 Pelzmützen auf einmal. Alles ist fleissig. Dabei kommt unser kleiner Sack immer zu kurz, denn dann weiss er nie, was er machen soll. Läuft von einem Zimmer ins andere und begehrt mehrmals, auf die Strasse gehen zu dürfen. Aber es regnet, und so musste der arme, süsse Bengel «oben» bleiben. Es tut mir manchmal leid, wenn ich sehe, wie sich sein kleines Herz nach Luft, Sonne und fröhlichem Spiel mit anderen Kindern verzehrt. Der Drang nach Bewegung und Herumtollen ist gross und will befriedigt werden. Aber wer gibt sich mit ihm ab? Jeder hat seine Arbeit oder ist irgendwie beschäftigt. Einsam und verlassen muss der Junge mit sich selber spielen. Es ist nur gut, dass sein immer reger Geist ihn immer wieder neue Spiele erfinden lässt. Aber das ist doch nicht das Richtige. Nun – sobald ich mit meiner Arbeit mehr «Luft» habe, werde ich mich eingehend mit ihm beschäftigen, und an den Sonntagen öfter mit ihm ins Freie gehen.

Vorgestern war Robert mit Mutti im Theater am Kurfürstendamm und hat sich dort «Rotkäppchen» angesehen. Es hat ihm sehr gut gefallen und er hat jede Gelegenheit benutzt, um mir davon zu erzählen. Lieber, kleiner, guter Junge!

Möge Dir das Leben immer schöne und gute Märchen darbieten. Und mögen doch immer Güte und Liebe Deine ständigen Wegbegleiter bei Deinem Erdenwallen sein.

Wenn ich in meinem bisherigen Leben eine wahre und tiefe Zuneigung zu irgendetwas empfunden habe, an Dir, mein lieber guter Junge verspüre ich mit dem stärksten Empfinden, was Zuneigung, was Liebe zum Menschen bedeutet.

Mögen die Götter Dich schützen, damit Du gross, gesund und stark, gut, gerecht und weise wirst. Ich kann Dir nicht viel irdische Güter geben – möge das Wenige – und meine Liebe zu Dir Dich glücklich machen! –

Freitag, d. 23. Januar 1942

Immer ungestört durchgeschlafen [...]

Von meinem alten Kameraden Paul L. habe ich einen Brief bekommen, worin er mir mitteilte, dass es mit seinem Urlaub «Scheisse» ist, nachdem die Kompanie nach Russland gekommen ist. Vier Gänse, 1 Ente und 2 Hühner hat er geschlachtet und verpackt und sitzt nun mit dem ganzen Kram fest. Wir sollten eine Gans abbekommen. Nun, wenn er klug ist, hebt er sich alles auf, denn bei der grossen Kälte in Russland kann ja nichts verderben.

Mittwoch, d. 25. Febr. 1942.

Kein Alarm, aber unruhig und schlecht geschlafen. Es sieht so aus, als wenn der Winter kein Ende nehmen will. – In dieser Woche haben wir 1 Pfund Kartoffeln pro Kopf bekommen. Und dann noch angefroren. Unsere geringen Vorräte von Eingemachtem sind nun auch aufgezehrt. Mit den Brotrationen kommen wir nicht mehr aus. Ungesättigt und unbefriedigt gehen wir vom Tisch. Lydia opfert sich fast auf für uns, isst niemals Butter und Wurst, sondern gibt das Meiste mir und den Kindern. Schon mehrmals habe ich ihr gesagt, dass ich nicht mehr haben will, als mir zusteht. Wir haben uns fast gezankt deswegen. Allmählich verlieren wir an Körpergewicht und werden spitz im Gesicht. – Herr Sch. f.

Freitag, d. 13. März 1942.

Ruhige Nacht. [...] Ich lese jetzt Bölsches «Liebesleben in der Natur». [...]

Montag, d. 16. März 1942.

Ungestört und lange geschlafen. [...] Um 22.00 bin ich ins Bett gegangen. Nach zweistündigem, festem Schlaf erwachte ich genau 24.00 inmitten eines seltsamen Traumes. Kaleidoskopartig zog mein

Leben an meinem geistigen Auge vorbei, während mein überwachtes Him blitzschnell passende Reime im Stile des Amo Holz dazu schuf.

Ich erwachte, und war imstande, das Geträumte im Geiste noch einmal hersagen zu können, wobei mir immer neue Worte und Variationen einfielen. Begeistert davon, wollte ich schon aufstehen und dies Alles niederschreiben, konnte mich letzten Endes doch nicht dazu entschliessen, weil es im Bett so schön gemütlich warm war. Nach einiger Zeit bin ich auch wieder eingeschlafen. [...]

Freitag, d. 1. Mai 1942.

Ruhige Nacht. Heute Nationaler Feiertag. Es ist der Umstand eingetreten, dass ich das 1. mal in meinem Leben am 1. Mai arbeite. Früher haben wir Umzüge gemacht. Nun – es ist eben Krieg. 13.00 Feierabend. [...]

Dienstag, d. 12. Mai 1942.

Unruhige Nacht. Robert, der schon wochenlang nicht richtig auf dem Posten war, bekam in dieser Nacht plötzlich sehr starkes Fieber, musste sich mehrmals erbrechen und sah im Gesicht krebsrot aus. Lydia hat Vormittag den Arzt angerufen, welcher sich aber erst nach langem Reden dazu herbeiliess, seinen Besuch für den nächsten Tag zu versprechen. Auf Grund der geschilderten Symptome diagnostizierte er Scharlach. Lydia ging allein hin, und holte sich ein Rezept ab. Prontosil-Tabl. u.s.w. Nun liegt der kleine Bengel im Bett, fiebert, schwitzt und kotzt, dass uns Angst und Bange wird. – Heute Morgen ist bei 12°+ der erste Regen in diesem Monat gefallen. «Eine Messerspitze voll.» Arbeite noch im Lager. – Abends kamen Walter und Käte zu Besuch.



Mittwoch, d. 13. Mai 1942.

Wir sind gestern erst spät ins Bett gekommen und haben wieder eine ebenso unruhige Nacht hinter uns, wie die vorhergegangene. Nach mehrmaligem Erbrechen ist das Fieber bei Robert aber gesunken, und nun war er bleich wie ein weisser Käse. Bemerkenswert ist der Umstand, dass der kleine Kerl bei alledem seine gute Laune nicht verloren hat. Wohl ist er schlapp und mitgenommen, aber nicht ohne Mut, und immer wieder ringt er sich ein Lächeln ab. – Nachmittags war der Arzt hier. Hat Scharlach festgestellt und möglichsste Isolierung angeordnet. Robert muss nun bis auf Weiteres in der kleinen Stube auf dem Ruhebett liegen. Der Arzt wies darauf hin, dass jeder Scharlachkranke auf Grund der bestehenden Gesetze sofort in ein Krankenhaus überführt werden muss. Ich glaube aber, dass kaum etwas daraus werden wird, denn wo ist heute noch Platz in einem Krankenhaus für Zivilisten? Alle Krankenhäuser liegen voll mit Verwundeten. Bald wird man nicht mehr wissen, wie und wo man die vielen Kriegsverletzten noch unterbringen soll. Wenn ich jetzt die Nachrichten im Radio höre wird mir immer schlecht. Was wird da nicht alles abgeschossen, versenkt, bombardiert, zerstört, vernichtet und erobert. Grausamkeit und Sadismus feiern wahre Orgien. Der Sprecher im Rundfunk rasselt Zahlen und Orte, Begebenheiten und blutiges Geschehen im eiligsten Tempo herunter, gleichsam als wenn er sich so schnell wie möglich einer unangenehmen, drückenden Pflicht entledigt. Weiss er um die Tragik seiner Worte?

Donnerstag, d. 14. Mai 1942.

Die vergangene Nacht war ruhiger. Robert ist fieberfrei und hat in der Nacht ziemlich gut geschlafen. Heute den letzten Tag gearbeitet. Morgen beginnt mein Urlaub. – Abends mit L., Qu., den Schwestern H. und Annemarie einen kleinen Bummel gemacht. Waren im Café

Gerber. Qu. hat 3 Flaschen Wein spendiert. Einfacher Rheinwein, die Flasche 9.00 Mk. Es ist toll! Was sagen Sie dazu, Herr Preiskommissar? Lohnstopp – Preisstopp! – Lächerlich! – Nun – die auf Urlaub kommenden Soldaten haben Geld wie Mist und bemühen sich krankhaft es hier loszuwerden. Was sind schon 30.00 Mk? Musketier seins lustige Brüder! Wir haben jeder 380,00 Mk. für den Urlaub schon vorher nach Hause geschickt, meinten die Beiden, und «das muss alle werden» betonten sie. Trotzdem war es fad und ich war froh als wir gegen 22.00 dieser gastlich, ungastlichen Stätte den Rücken kehrten und nach Hause gingen. L. kam mit, um bei uns zu übernachten.

Sonnabend, d. 16. Mai 1942. [...]

Robert liest fast den ganzen Tag oder sieht sich Bilder an. Ich war heute bei Frau R. und habe für Robert ein grosses Bilderbuch vom vorigen Krieg gekauft. Einen Band Robinson Crusoe hab ich auch billig erstanden. Den liest Robert jetzt.

Dienstag, den 19. Mai 1942.

[...] Ich habe den ganzen Tag genäht und gebügelt. Bin seit Beginn meines Urlaubs noch nicht aus dem Hause gewesen, trotzdem wir jetzt das schönste Wetter haben. Doch wovon soll der Schornstein rauchen? Wir sind heute ärmer denn je. In der Zeit, wo ich arbeitslos war, konnten wir uns immer satt essen, hatten Brot, Butter, Wurst, Speck, Schinken und Kartoffeln, dazu frisches Obst und Gemüse. Robert, als Kleinkind in der Arbeitslosenperiode bekam die besten Leckerbissen! Edle Trauben, Bananen, Sahne. Schokolade u.s.w. Und heute? Wir gucken in die Mannesmannröhre!

Mittwoch, den 20. Mai 1942.

Die Nacht war den Umständen angemessen ruhig. Robert hat keinen Appetit zum Essen, aber immer grossen Durst. Wenn ich den kleinen Kerl so liegen sehe, blass, eingefallen und abgemagert, krampft sich mir das Herz zusammen. Man möchte ihm gern etwas Gutes geben, etwas angedeihen lassen, aber es gibt nichts. Lydia läuft oftmals am Tage in alle möglichen Geschäfte um etwas Ess- oder Trinkbares aufzutreiben. Enttäuscht, müde, zitternd vor Hunger und Erschöpfung kommt sie aber wieder nach Hause. Das arme Weib reibt sich auf im Kampf um die paar elenden Brocken Frass. Die Einzigen, die keine Not leiden, sind die Schieber und die Geschäftsleute. Die Einen verschieben hunderte Zentner Fleisch, die anderen leben in der Hauptsache von Tauschgeschäften, wie der Obst- und Gemüsehändler L. bei uns im Hause. Der Schlächter Sch. ist dort ständiger Gast. Mit einer vollen Markttasche kommt er abends die Treppe heraufgeschlichen. Mit einer eben so vollen Tasche verlässt er das Haus. Der Eine betrügt die Leute um ihre Ansprüche auf Obst und Gemüse, der Andere ergattert sich auf krummen Wegen Fleisch und Fleischprodukte um mit dem Ersten auszutauschen. Lumpen, Gauner, Verbrecher! Hoffentlich holt sie recht bald der Teufel!!!

Zum Abendbrot haben wir Robert auf eine Stunde aus dem Bett genommen. Er war nachdem sehr schlapp. Ist noch zu früh.

Donnerstag, d. 21. Mai 1942.

Die Nacht war ruhig.

Gestern habe ich den ganzen Tag fleissig genäht. Zwischendurch noch Lydia bei der Wäsche geholfen. Abends haben wir beide in der Waschküche gebadet. [...] Über Robert bin ich immer wieder erstaunt und erfreut zugleich. Trotzdem er so schwach und mitgenom-

men ist, zeigt er sich doch nicht apathisch. Hundertmal am Tage ruft er mich zu sich, und verlangt für irgendein Wort oder einen Begriff eine Erklärung. Als er heute Morgen die Augen aufschlug war sein erster Griff der nach dem Bilder-Duden. Andächtig betrachtet er sich die vielen Bilder und liest gewissenhaft den Text dazu. Wenn ihm irgendetwas nicht klar ist, dann ruft er mich, und so haben wir beide manchmal lange Unterhaltungen. Das halbe Tagebuch ist vollgeschrieben. Jetzt heisst es einteilen. Erst in vier Wochen ist das erste halbe Jahr herum.

Freitag, d. 22. Mai 1942.

Ruhige Nacht. Robert ist wieder ziemlich munter. [...]

Sonnabend, d. 23. Mai 1942.

Ruhige Nacht. Vormittag war ich seit langer Zeit wieder mal zum Friseur. Dort wird es auch immer dreckiger. Die Haarschneideschürze starrt vor Schmutz. Ist vielleicht schon monatelang nicht mehr gewaschen worden. Tja – der Krieg! Damit entschuldigt man heute Alles! – Nichts zu fressen, nichts zu saufen, keine Kleidung, furchtbare Not und unbeschreiblicher Mangel auf allen Gebieten. Aber arbeiten sollen wir mehr denn je! Was Wunder, wenn die ohnehin schon nervöse Menschheit immer nervöser wird, und bei den geringsten Anlässen aneinandergerät. Das Schimpfen und Toben wird immer toller und wilder. Am schlimmsten ist es zur Feierabendzeit auf den öffentlichen Verkehrsmitteln. Hier frisst man sich vor Wut und Ärger beinahe auf. Aber – Deutschland ist nicht umsonst das Land der Dichter und Denker. Hier verfällt man auf probate Mittel um derartigen Umständen abzuhelfen. Man proklamiert eine «Höflichkeitswoche» mit obligaten Prämien. Von allen Wänden, Zäunen, [unlesbar], aus allen Zeitungen sprang uns das Wort «Höflichkeit» in die Augen. In Poe-

sie und Prosa wurde Höflichkeit besungen und gefordert. Die Tintenkuhlis konnten sich wieder einmal austoben. Indessen, ich zweifele an dem gewünschten Erfolg. Denn, kurzsichtiger Weise behandelt man hier die Symptome einer gefährlichen Krankheit, während man vor den eigentlichen Erregern, vor den Ursachen der Krankheit die Augen fest verschliesst, weil man einerseits nichts dafür tun kann, es seien denn papierene An- und Verordnungen, andererseits aber auch nicht gewillt ist, diesem Zustand ein Ende zu bereiten. Macht Schluss mit diesem unseligen, Kulturmenschen unwürdigen Völkermorden, gebt allen Völkern Gelegenheit, ihre Angelegenheiten auf der Grundlage absoluter Vernunft zu regeln, schafft das Militär ab, beseitigt die immer drohende Pest der stehenden Heere, schafft endlich die Voraussetzungen für einen dauernden Völkerfrieden und für ein menschenwürdiges Dasein! Die Völker Europas sind reif dafür!

Donnerstag, d. 22. Juni 1942.

Ruhige Nacht. [...] Überall werden die Luftschutzkeller ausgebaut, neue, stärkere Stützen und Versteifungen angebracht. Eiserne Türen mit Gummiabdichtungen eingebaut u.s.w. In der Stadt werden feist alle Denkmäler ummauert. Schöne Aussichten für den kommenden Herbst. –

Donnerstag, d. 23. Juli 1942.

Ruhige Nacht. Mein Lohn ist erhöht worden, bekomme jetzt statt 81 Rpf. – 92 Rpf. die Stunde. Ein Hundelohn für die schwere Arbeit, welche ich jetzt täglich leisten muss. [...] Bin jetzt Allerweltskuli, muss morgens ausfegen, schwere Kisten hin- und herrollen, aus- und einpacken, treppauf und ablaufen, liefern, mitfahren u.s.w. Trotz alledem noch besser als Akkordarbeit.

Donnerstag, d. 17. August 1942.

In dieser Nacht von 1.00 bis 2.00 Fliegeralarm. Beladen mit allem Möglichen sind wir in den Keller gegangen. Es war sehr warm. Geringses Flakfeuer. Sollen russische Flugzeuge gewesen sein. – In Berlin werden die Denkmäler aus Erz (Bronze) mittels Schneidebrenner zerlegt und eingeschmolzen. Die «Berolina» ist schon weg. Heute hat man das Luther-Denkmal am Neuen Markt zerlegt. Bald werden auch die Kirchenglocken daran glauben müssen. Und was danach?...

Sonntag, d. 27. Septb. 1942.

[...] Mir hängt alles zum Halse hinaus. Jeden Tag derselbe Scheissdreck. Nichts zu essen, nichts Vernünftiges zu trinken, kein Schnaps, keine Zigarren, keine Freude, keine Abwechslungen. Aber unentwegt geht der Krieg weiter. Täglich neue Siege ohne «nennenswerte Verluste». Jetzt geht es in den 4. Kriegswinter. Wenn er so wird wie der vorige, können wir uns schon jetzt gratulieren. Aber schadet nicht. Es müssen sicherlich erst die nötigen Millionen verrecken, ehe diese blöde Menschheit zur Einsicht kommt. Das war im vorigen Weltkrieg genauso. Also verreckt. Und mich leckt alle am Arsch! –

Mittwoch, d. 30. Septb. 1942.

Ruhige Nacht. Heute mein 46. Geburtstag. Angesichts der schlechten Zeit bin ich noch reichlich beschenkt worden. [...]

Sonntag, d. 15. Nov. 1942

In dieser Nacht konnte ich keinen Schlaf finden. Bis nach 1.00 wachgelegen. Robert hatte einen schlechten Traum. Irgendwelche Leute wollten ihn ermorden. Vor Angst hat er laut geweint und kam dann schnell zu Mutti ins Bett, wo er glücklich unter die Decke kroch.

Heute haben wir lange im Bett gelegen. Die Post brachte mir eine Wehrpassnotiz. – [...]

Montag, d. 21. Dezember 1942.

Schlecht geschlafen. Robert hat Angstträume, schwitzt stark, besonders am Kopf, und weint laut im Schlaf. Auf Befragen erklärt er, dass man ihn auf einer Pfanne lebendig braten wollte. Der Junge ist sehr sensibel, schreckhaft und ängstlich, obwohl wir ihm nie mit irgendetwas gedroht haben. Aber er hat eine rege Phantasie. Jedenfalls muss etwas für seine Nerven getan werden. [...]

Sonnabend, d. 16. Januar 1943

Ruhige Nacht. Abends, von 19.30 bis 22.00 Fliegeralarm. Alles kam überraschend. Volle zwei Stunden hintereinander starkes, ununterbrochenes Flakfeuer. Krachen, Tosen und Heulen der Bomben und Granaten. Brände in östlicher und westlicher Richtung. [...]

Sonntag, d. 17. Januar 1943

In der Nacht ruhig geschlafen. Abends, von 19.30 bis 22.30 wieder Alarm. Wieder eine wüste Schiesserei. Im Keller habe ich meine zweite Flasche Schnaps geleert. Inzwischen war der Spuk vorbei. [...]

Sonnabend, d. 6. März 1943

Die Nacht war ruhig. Den Nachmittag habe ich in der Ofenecke verbracht. [...] In dieser Woche sind viele Juden exmittiert worden. –

Sonnabend, d. 18. 4. 1943

Ruhige Nacht. [...] 17.00 kam Annemarie mit ihrem neuen Freund. Ein junger Mensch, wie tausend andere. Soldat. Von Beruf Dekora-

teur. Wer weiss wann, wie und wo er wieder einmal dazu kommt, seinen Beruf auszuüben. Unsere Anni ist immer noch unfertig. Ohne Ausdauer, flüchtig, oberflächlich, genussüchtig und verlogen. Ich würde lachen, wenn jetzt plötzlich der Jupp auf Urlaub kommen würde. – Robert liegt krank im Bett. (Ziegenpeter)

Donnerstag, d. 20. Mai 1943

In dieser Nacht waren wir wieder i. Keller. Von 0.30 bis 1.15 der übliche Alarm. Es ist ziemlich ruhig zugegangen. Den Rest d. Nacht in Ruhe verbracht. Bei Tage war heute 2x Luftwarnung. [...] Robert ist wieder einmal nicht auf dem Posten. Hat früh und abends erbrechen müssen. Und unsere Annemarie ist aller Wahrscheinlichkeit nach von ihrem Verlobten geschwängert worden. –

Donnerstag, d. 22. Juli 1943

Ruhige Nacht. Bruder Otto ist heute 37 Jahre alt, und wir haben ihm nicht einmal geschrieben. Sitzt irgendwo in Russland. [...]

Dienstag, d. 3. August 1943

Nacht blieb ruhig. Lydia will mit Robert nach Drensen fahren, denn unsere Speisekammer ist leer. 22.30 sind wir alle zur U.Bahn gegangen, und über Jannowitzbrücke z. Bhf. Charlottenburg gefahren. Er ist immer noch glühend heiss. Bahnsteigkarten werden nicht verkauft, doch hat Anni aufgrund ihrer Schwangerschaft einen Berechtigungsschein zum Betreten des Bahnsteiges bekommen, den sie mir übergab. Etwas später konnte sie dann mit ihrer S.-Bahnkarte passieren. So waren wir alle glücklich auf dem Bahnsteig gelandet, der übervoll mit Menschen war, die alle Berlin fluchtartig verlassen. Mütter mit mehreren Kindern, Männer mit Koffern, Kisten, Körben



und Bettenstücken ächzen die Treppen empor, stossen, drücken und zwängen sich zwischen die bereits Anwesenden. Der Bahnsteig stöhnte förmlich unter dem ständig wachsenden Druck dieser Massen. Als dann die einzelnen Züge einliefen entstand ein furchtbarer Tumult. Alles rannte, stiess und drängte sich zu und um die Türen. Kinder wurden niedergerissen und gerieten unter die Beine der stürmenden Menge. Ein Schreien, Stampfen, Brüllen, dass die Halle erzitterte. Wir hatten Glück, denn Lydia und Robert bekamen einen Sitzplatz am Fenster, doch füllte sich im Nu das Abteil derartig, dass man vor Hitze und Gestank kaum darin atmen konnte. Robert weinte und wäre gern wieder ausgestiegen. Es war furchtbar, und alle waren froh, als der Zug endlich aus der Halle rollte. Anni und ich sind nach vielem Hin- und Herfahren um  $\frac{1}{2}$  3 glücklich zu Hause gelandet. – Frau B. war auch hier.

Die urplötzliche Aufforderung der Regierung, Berlin wegen der drohenden Fliegergefahren nach Möglichkeit zu verlassen, hat viel Unruhe und grossen Wirrwarr geschaffen.

Freitag, d. 6. August 1943

Kein Alarm, aber Fliegen, Mücken und Wanzen. Abends war ich mit Anni im Kino. «Ewiger Klang». Ein erträglicher Film um Geigen und einen Geigenkünstler. Anschliessend gingen wir noch zu Mehlitz, wo ich einen Cognac bekam und 2 Mollen trank.

Sonntag, d. 8. August 1943

Ruhige Nacht. [...] 13.45 mit Anni zum Schles. Bhf. gefahren. Der Zug mit Lydia und Robert ist pünktlich (14.00) eingelaufen. Sind mit der 63 gut nach Hause gefahren. Lydia brachte Eier, Butter, Speck, Wurst und Brot. Können uns wieder mal ordentlich satt essen. Früh ins Bett.

Dienstag, d. 24. August 1943

Wir haben in dieser Nacht 3 Stunden im Keller verbracht. Es war eine tolle Schiesserei. Der ganze Bombenhagel ging aber in südlicher und westlicher Richtung hernieder. Von meinem Beobachtungsposten in der Hausdurchfahrt habe ich gut sehen und hören können. Wir haben manchmal gezittert und waren froh, als um 3.00 Entwarnung war.

Mittwoch, d. 25. August 1943

Die vergangene Nacht war ruhig. Heute Vormittag wurde ich von meiner Firma zu Aufräumungsarbeiten nach Schöneberg entsandt. Mit Kameraden anderer Firmen musste ich in dem durch Fliegerangriff beschädigten Gebäude unserer Fachgruppe in der Freiherr v. Steinstrasse aufräumen. Das ganze Viertel, vom Innsbrucker bis zum Bayrischen Platz ist vollkommen zerstört. Als wir dort ankamen, brannten noch viele Häuser, ohne dass irgendjemand löschte. Es sieht toll aus. Manche Häuser sind durch schwere Sprengbomben total auseinandergerissen. An der Ecke der Badenschenstrasse lag eine Hausfront mitsamt den Balkonen quer über die ganze Strasse. Dicke eiserne Träger, zusammengedreht wie dünne Blechstreifen, sperren die Strasse und ragen mit ihren bizarren Formen in den leeren Raum. Feuer lodert aus allen Fenstern, dicker Rauch und beissender Qualm schiebt sich die Strassen entlang und benimmt einem den Atem. Unaufhörlich rieselt ein feiner Aschenregen hernieder. Wir müssen Umwege machen und stolpern mehrmals über die umherliegenden Trümmer, verkohlte Balken und die Reste zerfetzter Bäume. Auf der Promenade dieser Strasse, inmitten dieser grauenhafte Verwüstungen, kauern die übrig gebliebenen Bewohner der zerstörten Häuser bei den kläglichen Resten ihrer Habe. Gleichmütig gehe ich vorüber, denn dieser Anblick ist mir nicht neu. Im ersten Weltkrieg und auch bei dem Vormarsch 1940 durch Belgien und Frankreich habe ich

Schlimmeres mit ansehen müssen. Der Unterschied besteht nur darin, dass es heute die eigenen Landsleute betroffen hat. Und dabei handelt es sich zumeist um wohlhabende Menschen welche in dieser Gegend wohnen. – Nun, wir sind auf der Fachgruppe überaus freundlich empfangen worden, und haben auch gleich mit der Arbeit begonnen. Mittags gab es Essen und Bier. 16.00 haben wir Feierabend gemacht. – Bin früh ins Bett gegangen. 23.30 war schon wieder Alarm. Wir waren schnell im Keller. [...]

Sonntag, d. 31. Oktober 1943

Ruhige Nacht. Heute Morgen mit Lydia und Robert Wäsche gewaschen, im Keller Kohlen aufgesetzt und anschliessend gebadet. [...] Annemarie ist nierenkrank und bis zum Einsetzen der Wochenhilfe krank geschrieben. Kann sich lange ausruhen. Sie ist jetzt am Ende des 6. Monats ihrer Schwangerschaft, und hat schon einen ziemlich starken Leib. Ihre Eigenbewegungen sind gering, und sie hat Anlagen zu einer Schlampe. Bin gespannt, wie sich ihr Benehmen nach der Entbindung gestaltet.

Freitag, 24. Dezember 1943

«Heiligabend.» Es kam, wie es scherzhafterweise schon vorhergesagt wurde: «Die Weihnachtsbäume» setzt der Tommy, die Kugeln schießt die «Flak», und wir sitzen im Keller und warten auf die Bescherung.»

Montag, d. 27. Dezember 1943

Ruhige Nacht. Anni ist heute 13.15 ins Entbindungsheim am Mariendorferweg gegangen, und hat gegen 21.00 einem Knaben das Leben geschenkt. Er erhielt den Namen «Detlef». – Bin Grossvater!

Mittwoch, d. 29. Dezember 1943

Die Nacht war ruhig. Bleibe ab heute zu Hause. Nachmittag mit Lydia, Robert, Heinz und dessen Mutter zur Klinik. Marianne war auch mit. Anni hatte nach ihrer Schilderung eine leichte Entbindung und ist wohlauf. Ihr Appetit ist gross. Die Hebammenschwester zeigte uns durch ein Fenster des Kinderschlafraumes den kleinen Detlef, unseren Enkel! – 19.20 gab es Alarm. Eine halbe Stunde später lag Neukölln im Kern eines heftigen Angriffs. Es krachte, dass die Häuser wackelten. Uns wurde Angst und Bange im Keller. In einer Feuerpause wagte ich mich hinaus und stellte mit Schrecken fest, dass rund um uns herum riesige Brände aufflammten. Ein Brand wütete in nächster Nähe. 21.20 Entwarnung.

Heinz und Marianne schlugen sich durch Nacht und Grauen auf vielen Umwegen zum Entbindungsheim durch. Spät in der Nacht kamen die Beiden zurück und berichteten von den umfangreichen Bombenschäden in Neukölln. Auch das Entbindungsheim hat Treffer und Beschädigungen bekommen, jedoch sind die dort weilenden Mütter und Kinder unversehrt geblieben. Infolge der Aufregung lagen wir noch lange wach.

Donnerstag, den 30. Dezember 1943

Heute Morgen kam die kleine Tochter von Annis Chef mit der Nachricht, dass ihr Vater vom Entbindungsheim einen Anruf erhalten hatte, wonach Anni nebst Kind sofort von dort abgeholt werden sollen. Wir waren baff und ergingen uns in lauten Protesten. [...]

15.00 fuhr Anni mit ihrem Detlef vor. Sie musste das Auto selbst bezahlen und ich bemerkte, dass 10.00 Mk. ein schöner Preis für diese kurze Fahrt sei. Ich habe meinen Enkel ins Haus getragen. Die traurigen Ereignisse sind ohne Erschütterung an dem Kleinen vorüber gegangen. – Heinz kam erst viel später hier an. Anni lag schon

wieder im Bett, um sich von den ausgestandenen Schrecken und den Nachwehen ihrer Niederkunft zu erholen, als er hier eintraf.

Montag, 31.1.1944

[...] Anni hat noch einen besonderen Kummer, denn eine plötzlich in diesen Tagen einsetzende, doppelseitige Gesichtslähmung hat ihr Gesicht völlig entstellt, und die Gesichtsmuskulatur zu völliger Bewegungslosigkeit gebunden. Sie kann weder lachen, noch weinen, und nur mit Mühe essen und trinken. Es ist ein Jammer! [...]

Freitag, d. 25. Februar 1944

Die Nacht blieb ruhig. [...] Gegen Abend die immer wiederkehrende, alles erfassende Unruhe und Nervosität. Ich kann dann keine Minute still sitzen, alle Sinne sind gespannt, aller Ohren warten auf das Heulen der Sirene. Diese ewige Spannung ist furchtbar. [...]

Freitag, d. 3. März 1944

Ruhige Nacht. Mittags Alarm von 12.30 bis 13.15. Anni und Heinz waren auf dem Standesamt wegen ihrem Aufgebot, und Lydia steckt mitten in den Vorbereitungen zur Hochzeit, denn Morgen ist nun endlich der grosse Tag. Haben heute den ganzen notwendigen Kram eingekauft. Anni bekam für 12 Personen Lebensmittelkarten, sowie 5 Flaschen Rotwein, 2 Flaschen Sekt, 1 Flasche Schnaps und 1 Fl. Wermutwein. Wir sind übereingekommen, nur im engsten Familienkreise zu feiern. Trotz allen Stillschweigens ging am Abend doch die übliche Polterei los, wobei Robert sich am meisten amüsiert hat. [...] Wir haben gesoffen und rumgetobt, dass die Bude wackelte. Es war sehr lustig, und wir sind erst des Morgens um 3.00 ins Bett gegangen.

Sonnabend, d. 4. März 1944

Gerade im ersten Schlaf jaulten die Sirenen hinein. Es war eben 4.00. Und ich war sooo müde, dabei war mir unwohl und 1 kleinen Kater hatte ich auch. [...]

Mittwoch, d. 29. März 1944

Ruhige Nacht. [...] Eben meldet der Drahtfunk das Einfliegen schwerer grosser Verbände in Nordwestdeutschland. Wir fangen schon wieder an zu zittern. Abwechselnd heiter und leicht bedeckt – Nordwest-Wind. 13-14.00 Alarm. Wir haben noch schnell unsere Eier runtergewürgt und dann los in den Keller. Sind nicht nach Berlin gekommen. – [...] Wir gehen jetzt nicht eher schlafen, als bis Frau E. uns gemeldet hat, dass das Reich frei ist von feindlichen Fliegern. [...]

Dienstag, den 4. April 1944

Wir gehen abends immer mit gemischten Gefühlen ins Bett, denn sobald sich die Dunkelheit einstellt, beginnt die feindliche Fliegertätigkeit. Dann meldet sich bald der «*Drahtfunk*» und meldet mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen von den jeweiligen Einflügen. Stärkere Verbände in West- und Nordwestdeutschland eingeflogen, fliegen ostwärts – stehen im Raum von Mitteldeutschland – biegen nach Südwest ab, Berlin kann in Kürze mit Alarm rechnen u.s.w. etc. p. p. Natürlicherweise reagieren wir prompt mit entsprechender Unruhe. Immer wieder wird etwas zusammengesucht, immer noch ein Karton oder Koffer besorgt, vollgepfropft und in den Keller gebracht. Es ist ein wüstes Durcheinander von Koffern, Schachteln, Kartons, Körben, Kisten, Rollen und Paketen, was dort unten aufbewahrt wird. Wir sind die Sklaven unserer Sachen. Und dann die Sucherei, wenn irgendein Stück unbedingt gebraucht wird. Ach – mir hängt das schon alles zum Halse raus.

Donnerstag, 20. April 1944

Ruhige Nacht. Geburtstag d. «Führers». Berlin hat wieder mal geflaggt. Man war so geschmacklos, selbst auf den Ruinen und Trümmern der zerstörten Häuser Hakenkreuzfahnen- und Fähnchen anzubringen. Überall Transparente mit der überall gleichen Aufschrift: Unsere Mauern können brechen, unsere Herzen nicht. Im Übrigen ist der Tag ruhig verlaufen. – Bruder Fritz ist heute 34 Jahre alt geworden. Wir haben Blumen gekauft, und Lydia hat einen Kuchen für ihn gebacken. Sonst nichts Besonderes. 20.00 ins Bett.

Sonntag, d. 18. Juni 1944

Die Nacht verging ohne Alarm. [...] Im Laufe des Vormittags hatten wir Alarm, doch blieb es hier in Berlin ruhig. 11.30 haben wir Mittag gegessen. Dann bin ich mit Robert zu Bruder Ernst gegangen, wo wir Walter antrafen. Wir verabredeten uns um 14.30 auf der U.-Bahn Hermann-Platz zu treffen, um Bruder Fritz im Lazarett zu besuchen. Er liegt im Krankenhaus Westend, Lazarett 101, Spandauer Chaussee, wo er wegen eines Granatensplitters, der in seiner Leber steckt, operiert werden soll. Wir trafen ihn im Bett liegend, im Garten des Krankenhauses. Sein Befinden ist nicht zum Besten und seine Gesichtszüge zeugen von tiefem Leid. Ausser etwas selbstgebackenem Kuchen, konnten wir ihm nichts mehr geben. Bis 17.00 haben wir uns dort aufgehalten und sind dann mit der S.Bahn heimgefahren. Enne, dessen Unterschenkel von einer Oberschenkel-Verwundung völlig gelähmt ist, kraxelte mutig und schweissüberströmt auf seinen neumodischen Krücken mit.

Mittwoch, d. 21. Juni 1944.

Die Nacht verging in Ruhe. Vormittags 9.30 Alarm, dem ein ausserordentlich schwerer Angriff folgte. Wir sassen tief in allen mögli-

chen Ecken des Kellers und haben manches mal gezittert und gebebt.

Als wir herauskamen, war der Himmel vollständig schwarz vom Rauch der uns umgebenden, riesigen Brände. Die Sonne sah aus wie eine blutrote Scheibe. Die Luft war so stickig, dass man kaum atmen konnte. Vor uns brannte ein kleiner Turm des Doms, dessen Kuppel von dem letzten Angriff vollständig vernichtet ist. Das goldene Kreuz hängt schräg nach unten. Links von uns brannten die beiden Türme der Nikolai-Kirche, der ältesten Kirche Berlins. (12. Jahrhundert.) Bei Leineweber und bei Peek & Cloppenburg wüteten ebenfalls grosse Brände. [...] 11.30 Entwarnung. 15.00 haben wir Feierabend gemacht, da ein Teil der Verkehrsmittel wieder mal ausgefallen war. Durch Feuer und Rauch und Qualm – über Trümmer und unzählige Schlauchleitungen hinweg kam ich bis zum Kottbusser Tor. Unterwegs hatte ich «Asche auf meinem Haupt gesammelt», und meine Augen brannten. In einem Brillengeschäft kaufte ich noch zwei Futterale, und dann bin ich mit der überfüllten U-Bahn nach Hause gefahren. Ich war vollständig hin, müde, nervös und überreizt. Mir war so weh und bange, dass ich zum Heulen nicht mehr viel brauchte.

Freitag, d. 23. Juni 1944.

In der Nacht wieder Einflüge gemeldet, doch ist es nicht zum Alarm gekommen. In unserem Hause wachen viele Leute bis nach 2.00 morgens. Bei Einflügen und drohendem Alarm weckt einer den anderen, so dass schon immer eine starke Bewegung im Hause entsteht, ehe überhaupt die Sirenen das Alarmzeichen geben. Wir werden von einem Anwohner des Aufgangs II durch Klopfzeichen an der Wand aus dem Schlaf gerüttelt, springen aus dem Bett, eilen ans Fenster und erfahren nun gleich von welcher Richtung die gemeldeten Flugzeuge kommen. Erscheint es gefährlich, so trommeln wir mit den



Absätzen auf den Fussboden und scheuchen die Leute unter uns auf. Dann geht es weiter nach oben und unten, bis alles munter ist. Kommt es dann zum Alarm, so sind wir schnell alle «unten». Auch in dieser Nacht waren wir wieder auf, und da es ruhig blieb, habe ich nach dem gefürchteten Zeitpunkt noch einige Platten von meinen Urlaubsaufnahmen entwickelt. [...]

Dienstag, d. 25. Juli 1944

Heute früh v. 1.30 b. 2.15 Alarm. Bald jede Nacht dasselbe Bild. Wir warten schon immer darauf. Meistens lege ich mich schon gegen 19.00 nieder, und wache dann zur richtigen Zeit auf.

Um 16.00 war heute Feierabend, denn um 17.00 mussten wir zum Betriebsappell. In unserer Werkkantine sprach ein Reichsredner, ein sehr aufgeblasener, und arroganter Mann, über die Kriegslage. In seiner Rede nannte er uns Hornochsen und Menschen mit «beschränktem Untertanenverstand!» – Wortwörtlich! – Seine Ausführungen gipfelten in dem Hinweis, dass der Krieg in «wenigen Monaten» militärisch zugunsten Deutschlands entschieden sei, denn die Feindstaaten seien in jeder Beziehung unfähig und nicht in der Lage, den Sieg zu erringen. Die Russen, meinte er, kämen nicht nach Deutschland herein, weil sie erstens nicht kämen, und weil sie zweitens auch nicht mehr wollten, denn ihre Interessen lägen im Irak und Iran, weil sie sich der dortigen Ölquellen versichern wollen. Im Süden würden wir soweit zurückgehen, wie es unserer militärischen Führung beliebe. Im Übrigen läge uns nicht das Geringste an Italien, seinen Kunstschätzen und dem «heiligen Vater». – Im Westen aber, so ging es in seiner Rede weiter, würden wir den Feind in den kommenden Wochen so weit hereinlassen, mit dem entsprechenden Widerstand natürlich, bis er Gelegenheit habe, sich entsprechend aus-

zubreiten und zu einer Entscheidungsschlacht zu stellen, in der er dann von uns geschlagen und restlos aufgerieben wird. – Wir werden ja sehen. [...]

Sonnabend, d. 30. Septb. 1944

Heute mein 48. Geburtstag und heute vor 4 Jahren habe ich bei Assmann & Co. angefangen. Damals war ich wohlgenährt, rund, gesund und munter. Inzwischen habe ich weit über 30 kg meines Eigengewichtes verloren, bin spitz im Gesicht, abgefallen und mager am Körper. Die Luft wird mir oft knapp, Augen und Gehör haben stark nachgelassen, und die Beine werden immer schwerer. Die Arbeit wird mir oft zur Last. Die Hände sind ausgearbeitet und die Haut daran weiss wie Sandpapier. Wohl habe ich noch Kräfte, und kann zupacken, aber ich merke, dass ich langsam abbaue. Hoffentlich kann ich noch rechtzeitig von dieser verdammten Schinderarbeit für alle Zeit loskommen. [...]

Freitag, d. 13. Okt. 1944

Eben 3.15. Im Radio singt jemand: «Schöne Mädchen, ja die hab ich, wohl drei an der Zahl!» Werde jetzt wieder ins Bett gehen. Hoffentlich bleibt alles ruhig. [...]

Sonnabend, d. 4. Nov. 1944

Schweissgebadet, klatschnass an Kopf, Brust und Rücken – wurde ich urplötzlich aufgeschreckt durch das Heulen der Sirenen. Mein erster Gedanke war: «Im Bett bleiben.» Doch dann kam Lydia und redete auf mich ein, brachte mir frische Wäsche, rieb mir mit einem Frottiertuch den Körper trocken u.s.w. Mühselig bin ich aus dem Bett gestiegen, bibbernd in meine Kleider gefahren und schwankend in den Keller hinabgestiegen. Eingehüllt in dicke Decken habe ich mich dort unten in einer Ecke verkrochen und fröstelnd, dürstend bis zur

Entwarnung verharrt. (1.30 bis 2.30) Den Rest der Nacht habe ich in Ruhe verbracht. Spät am Vormittag bin ich aufgestanden; habe Lydia ein wenig in der Küche geholfen: Kohl geschnitten und Kartoffeln geschält. Wir erwarten nämlich unseren Schwiegersohn, der sich telegrafisch angemeldet hat. Sorge bereitet uns nur eins: Wer schlachtet das Kaninchen? Lydia hat schon überall herumgefragt. Beim Kartoffelschälen habe ich es mir «überlegt» und dann schnell einen Entschluss gefasst. – Als Lydia ein wenig später die Wohnung verliess um Milch zu holen, bin ich zur Tat geschritten. Es hat mich genug Überwindung gekostet, aber ich habe es doch fertiggebracht, das Tier zu töten. Mit einer Übungshandgranate habe ich ihm eins hinter die Ohren gegeben. Hat keinen Ton von sich gegeben. Anni stand während dieser Prozedur mit Detlef auf dem Arm auf dem Korridor, weil sie es nicht mitänsen konnte. Mir zitterten die Hände vor Erregung, und als ich den Bock dann «stechen» wollte, bog sich das Messer und ging nicht durchs Fell. Erst mit dem dritten Messer gelang mir der Schnitt in die Schlagader. Ich war froh, als alles vorüber war. Und dann kam Lydia, war erstaunt und entzückt zugleich und hat ihn dann gleich abgezogen. – Als Klein-Detlef das blutende, leblose Tier in meinen Händen sah, machte er grosse Augen, schnaufte, fuchtelte mit den Armen herum und schnatterte, krächte in allen möglichen Tonarten. Ich nahm an, dass er erstaunt und empört zugleich war, und nur die Unfähigkeit zu sprechen ihn davon abhielt, seinen Empfindungen in wohlgesetzten Worten Ausdruck zu verleihen. Noch am Nachmittag schien er von diesem Anblick beeindruckt zu sein, denn immer wieder fing er mit seinem ho! – ho! an. [...]

Dienstag, 7. Nov. 1944

Ruhige Nacht. Lange geschlafen. [...] 12.00 bin ich mit Lydia und den Kindern spazieren gegangen. [...] Unterwegs haben wir die Koh-

lenmeiler besichtigt, wo aus den angekohlten Balken bombengeschädigter Häuser Holzkohlen hergestellt werden. [...] Abends gelesen. Nur das Unbeständige ist beständig.

Donnerstag, d. 1. Februar 1945

[...] Inzwischen war zu Hause meine «Order» zum Volks-Sturm eingetroffen. Sollte mich sofort melden. [...]

Sonnabend, d. 3. Februar 1945

Ein erlebnisreicher Tag, ausgefüllt mit Ängsten und Schrecken liegt hinter uns. [...] Um 10.00 gab es Alarm und angesichts der drohenden Gefahr beeilten wir uns, in den Keller zu kommen. Ein feindlicher Jagdverband flog den anrückenden Kampfverbänden voraus, und erreichte schnell das Stadtgebiet. Und dann kamen die Bomber mit lautem Propelleresurre. Fünf Anflüge habe ich nacheinander gezählt, und jedes Mal prasselte es von den Einschlägen. Im Keller dröhnte und rollte es unter unseren Füßen. Das elektrische Licht flackerte und ging dann ganz aus. Mit einigen Kerzen stellten wir Notbeleuchtung her. Zitternd und bebend warteten wir auf das Ende dieses fürchterlichen Angriffes. Um 12.30 gab es endlich Ruhe. Ich ging auf die Strasse und hielt Umschau. Ringsumher Rauch und Qualm. Allmählich kamen die Leute aus dem Bunker am Hermannplatz und teilten uns mit, dass der Alarm beendet sei. Die Sirenen gingen nicht mehr, alle Alarmeinrichtungen entzwei. [...] Der Himmel ist blutrot gefärbt und Rauch und Qualm wälzen sich noch in den Abendstunden über das Häusermeer hinweg. Sämtliche öffentlichen Verkehrsmittel sind ausgeschaltet. Es gibt kein elektr. Licht mehr und nur wenig Wasser. Wir haben mit etwas geborgtem Petroleum unsere Fotolampe zum brennen gebracht. –

Nach dem Abendessen gab es blinden Alarm. Ein Mann ging über

den Hof und rief laut: Fliegeralarm. Alles in den Keller. Doch bald hiess es: Entwarnung. Eine ewige Aufregung. [...]

Sonntag, d. 4. Februar 1945

Heute bis 7.30 geschlafen. 8.45 zum Volks-Sturm-Sammelpkt. am Reuterpark. Um 9.00 mussten wir antreten. Einige Pg. [Parteigenossen] haben hier die Führung. [...] Da unsere Karteikarten durch das Bombardement verlustig gingen, mussten wir zu einer Kneipe marschieren wo unsere Personalien erneut aufgenommen wurden. Anschliessend marschierten wir zur Weserschule [...] Der Kompanieführer gefällt mir nicht. Kaltblickende graue Augen und einen harten brutalen Zug um den Mund. Wahrscheinlich ein missachtender, rücksichtsloser Draufgänger. Mit einer Gruppe führte er uns einige feldmässige Bewegungen vor. Aus der Gruppenformation zur Reihe, von dieser zur Schützenkette u.s.w. Mir noch böhmische Dörfer, weil mir die neuzeitliche Felddienstordnung unbekannt ist. Zum Schluss wurden 20 Freiwillige zu Absperrmassnahmen nach der «Neuen Welt» benötigt. Da sich nur 10 freiwillig meldeten, mussten die Gruppenführer zwangsweise den Rest bestimmen. – 3 Stunden währte dieser erste Appell bzw. Dienst. Ich war wieder sehr durchgefroren und werde Husten und Schnupfen überhaupt nicht mehr los. [...] am Nachmittag haben wir Lichte aus Stearin gegossen.

Donnerstag, d. 15. Febr. 1945

Zeit verschlafen. 9.00 auf der Arbeitsstelle. Mir hängt der ganze Betrieb zum Halse heraus. Die Chefs drücken sich mit aller Macht um den Dienst im Volkssturm. Der vollgefressene, faule W., den man als Compagnon sonst nie im Betrieb sieht, ist mit einem mal unabkömmlich. Parteigenosse! – Ich soll Verdunklungen herstellen. Habe ihnen was geschissen. Bin den ganzen Nachmittag im Betrieb spa-

zieren gegangen und habe mich mit Kollegen unterhalten. [...] In den Mittagsstunden wieder Alarm. Jagdverband über Königswusterhausen – Bomberverbände über Dresden, Chemnitz, Görlitz. Die fahren über Deutschland spazieren und die Russen kommen täglich weiter vor. Bin gespannt, was meine Schwiegereltern in Königswalde machen. Der grossschnäuzigen Schwiegermutter wird jetzt der Arsch mit Grundeis untergehen.

Montag, d. 26. Febr. 1945

Das war ein furchtbarer Tag, eine Parallele zu Sodom und Gomorrah!

Gegen 8.00 zum Volkssturm i.d. Hermann-Löns-Schule angetreten. [...] Die Einteilung der Kompanien zur Schanzaktion «Spitzhacke» dauerte über 2 Stunden. [...] Inzwischen gab es Alarm. Alles stürzte nach Hause. Wenig später ging der Rummel los [...] Hunderte, Tausende von Kampfflugzeugen schwirrten über uns. In das Surren ihrer Propeller mischte sich das Heulen und Jaulen niederrauschender Spreng- und Brandbomben aller Kaliber. Verängstigt und gespannt hockten wir dicht zusammengedrängt im Luftschutzkeller unseres Hauses. Als die erste Welle über uns hinweg war, spähte ich schnell mal auf den Hof, wo schon mehrere Brandbomben aufgeklatscht waren und nun ausbrannten. Neu herannahende Flugzeuge nötigten zur schnellen Umkehr. Wieder ging es über uns hinweg, und abermals spähte ich vom Hof zu den Dächern. Gefahr! Aus dem Dachstuhl dreier Aufgänge drang Rauch. Einige Augenblicke Besinnung, und dann stürmte ich mit Herrn M. die Treppen hinauf. Im 3. Stock konnten wir es vor Rauch nicht mehr aushalten. Mit der Axt einige Scheiben eingeschlagen und weiter hinauf zum Boden. Hier brannten bereits die Dielen im Raum  $\frac{1}{2}$  qm. Wir haben schnell ordentlich Sand raufgeworfen und festgeklopft. Alles ging rasend

schnell, denn schon brausten neue Wellen heran und rings um uns krachte, heulte und polterte es. Ich war als Erster wieder unten im Keller. Als dann später Ruhe eintrat gingen wir abermals auf den Boden und beseitigten gründlich jede weitere Gefahr. – [...] Doch dann drang neue Gefahr auf uns ein. Grossfeuer auf dem hinter unserem Hause befindlichen Holzplatz i.d. Reuterstr. Also hin [...] Ein tolles Bild bot sich meinen Augen. Hinter dem abschliessenden Zaun liefen erregt die freigelassenen Rinder des daneben liegenden Kuhstalles umher. Unmittelbar daneben brannten die Kleintierställe des Holzplatzbesizers, sowie Zäune, Bäume, sein Büro und viele Raummeter dort lagernden Brennholzes. Wie ein Berserker stürzte ich mich mit der Axt auf den nächstliegenden Zaun und riss ihn nieder. Dann trieben wir das Vieh auf unser Grundstück und im Verein mit anderen Leuten hoben wir die Dächer von den Ställen und rissen alles ab, was durch Überspringen des Feuers unserem Hause gefährlich werden konnte. Der Schweiss lief mir in Strömen am Körper hinunter. Der Regen durchnässte meine Kleidung, aber rastlos kämpfte ich weiter, schlug mit voller Kraft um mich, zog und zerrte, bis ich vor Erschöpfung nicht mehr konnte. – Inzwischen hatten sich die Leute von der Strassenseite her, wo der Zaun schon abgerissen war, an die noch unversehrten Holzstapel herangemacht und schleppten an Holz fort was sie irgendwie tragen konnten. Es wimmelte wie in einem Ameisenhaufen, und resigniert sah der Besitzer dem Treiben zu. «So oder so – ist ja doch alles hin, nehmt Euch», waren seine Worte. Danach habe auch ich mich einiger Kloben bemächtigt und Lydia mit Robert kamen ebenfalls mit dem heute so begehrten Material unter dem Arm auf dem Hof an. Danach habe ich erst einige Minuten verschnauft. [...] Doch Ruhe war mir nicht vergönnt. Frau G. aus unserem Hause bat mich um Hilfe für eine Bekannte [...] Nach 3 Stunden sah ich aus wie ein Schwein und war

vollkommen fertig. Ich kann mit Recht behaupten, dass ich mich nicht geschont habe. Im rechten Ellenbogen stechende, heftige Schmerzen, schlimmer als im vorigen Jahr, die Augen verschmiert und verklebt, dazu einen rasenden, brennenden Durst. In einer Kneipe habe ich zunächst eine Molle getrunken und dann eine Zigarre angesteckt. Die Frau [...] gab mir eine grosse Leberwurst, 50 Mark und fünf Zigarren für meine Bemühungen. Anni holte mich ab, und gemeinsam gingen wir über Trümmer durch die rauchverwehten Strassen nach Hause. Ringsum lohten riesige Brände und hunderte Ausgebombte zogen an uns vorbei zu den Sammelstellen. Die Not und das Elend sind unbeschreiblich. [...] Nach dem Abendbrot gab es wieder Alarm. Der übliche Verband schneller Kampfflugzeuge von 20.00 bis 21.00 Einschlüge in unserer Nähe. Zum schlafen hatte ich keine Ruhe. Alles in mir fieberte, und so bin ich ruhelos herumgelaufen. Gegen 22.00 stand ich mit Otto H. und den Eheleuten F. auf dem Hof im Gespräch, als es urplötzlich einen furchtbaren Knall gab, und wir von umherfliegenden Stein- und Glassplittern überschüttet wurden. Vor der Haustüre ertönten laute Schreie und das Kreischen verängstigter Frauen und Kinder. Mit H. eilte ich dorthin und stand im Nu in einer undurchsichtigen Wolke von Rauch und Steinstaub. Ich konnte nichts sehen, musste Augen und Mund schliessen und einige Schritte zurücktreten. Auf unser Begehren wurde uns mitgeteilt, dass in einem gegenüberliegenden Hause eine schwere Bombe mit Zeitzündung explodiert sei. Nachdem Rauch und Qualm sich verzogen hatten, sahen wir die Angaben durch Augenschein bestätigt. Das betreffende Haus war direkt auseinandergerissen. Menschenleben sind Gottseidank nicht zu beklagen [...] Begreiflicherweise entstand in unserem Hause entsprechende Unruhe, viele Leute wagten sich nicht ins Bett, zumal noch später in näherer und weiterer Umgebung mehr solche Dinger losgingen. Der Radau



ging bis in die frühen Morgenstunden, und es dauerte lange bis ich zum einschlafen kam.

Mittwoch, d. 14. März 1945

8.00 aufgestanden. Vormittags ins Geschäft, wo ich meine Arbeitsunfähigkeit meldete [...] Im Betrieb sieht es wieder toll aus. Nach jedem Angriff das gleiche Bild. Der «Neue Markt» scheint mir umgepflügt. Wieder sind einige Häuser zerstört, aber die eiserne Statue des Dr. Martin Luther steht fest, unerschüttert und unbeschädigt auf ihrem Postament, wie weiland Luther in persona vor seinen Widersachern auf dem Reichstag zu Worms. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. [...] Nach dem Mittagessen meine Bücher aufgeräumt. Abends der gewohnte Alarm und der 23. Angriff schneller Kampfflugzeuge auf Berlin. [...] Entwarnung nach 22.00.

Freitag, d. 16. März 1945

[...] Gegen 14.00 Klein-Alarm – Voll-Alarm – Entwarnung und wieder Vollalarm u.s.w. Ein stundenlanges Durcheinander [...] Nach dem Mittagessen 10 feindliche Jagdflieger um und über Berlin. Seit zwei bis drei Tagen macht Detlef seine ersten Gehversuche, stellt sich nicht dumm dabei an. Im Bett will er jetzt nicht mehr verweilen. Von 20.45 bis 22.00 Alarm. In der Reihe der 26.

Wir werden langsam weich.

Sonntag, d. 18. März 1945

7.00 aufgestanden. 7.50 zum Antreteplatz d. Volkssturms. Bis 8.00 in der Weserstrasse gestanden, dann zum Jahnpark zur Vereidigung. Ansprache, Vereidigung – Ansprache, Gesang der Nationalhymne. Der Gesang war so schwach, als wenn 100 junge Mädchen mit Fistelstimmen gesungen hätten. 10.00 Schluss. Wir sind nach Hause marschiert und begegneten unterwegs schon wieder Leuten, die zu

den Bunkern eilten. Bald meldete der Rundfunk den Anflug schwerer Kampfverbände aus dem Westen. 11.00 Alarm. Es folgte ein langandauernder schwerer Angriff auf Berlin. Schätzungsweise waren 1'500 Flugzeuge über der Stadt, welche ungeheure Verheerungen anrichteten.

Berlin brennt an allen Ecken! –

Gegen 14.00 Entwarnung. Wir haben Mittag bereitet. [...] Bin vollständig kaputt, nervös und müde. Ekelhafter Husten, stechende Kopfschmerzen. Von Frau H. 5 Zigaretten bekommen. Um 19.00 wurde schon der herannahende Verband schneller Kampfflugzeuge gemeldet und noch immer lohen grosse Brände in Berlin, den Himmel in ein rotes Licht tauchend. Jeden Abend dasselbe, keine Ruhe, keine Erholung, sondern eine ununterbrochene Aufregung und Angst. Lydia braucht nicht mehr viel zu einem Nervenzusammenbruch. Es ist nur gut, dass sie weinen kann. Wie lange wird dieser Wahnsinn anhalten? Von 20.30 bis 22.00 Alarm. 1 Bombe ist bei uns in der Nähe runtergegangen und in der Pannierstrasse als Blindgänger liegengeblieben.

Dienstag, d. 20. März 1945

Heute Morgen von 3.45 b. 4.45 der erwartete Alarm und damit der 28. Angriff. Nach der Entwarnung haben wir bis 8.30 geschlafen. [...] Da die Sonne schien, bin ich Vormittag einige Zeit spazieren gegangen. Aber es wehte ein kalter Wind, der von den zerstörten Häusern grosse Mengen Kalkstaub, Asche und Unrat entführte und in grossen Wolken durch die Strassen blies. Der Aufenthalt im Freien wird einem unter diesen Umständen bald verleidet, zumal das Auge keinen freundlichen Eindruck mehr registrieren kann. Wohin der Blick sich wendet, nichts als ausgebrannte und zerstörte Häuser, aus deren Ruinen noch hin und wieder bläuliche Rauchfähnchen aufstei-

gen. Immer schwebt ein leiser Brandgeruch in der Luft, der eingatmet, entsprechende Ideenassoziationen zur Folge hat. Die Stadt hat ihren Charakter und das Gesicht verloren. Es herrscht Monotonie auf allen Gebieten, während die Menschen zu Fatalisten geworden sind. [...] Beim Mittagessen gab es Kleinalarm [...] Abends von 20.45 bis ca. 22.00 Alarm. Das war der 29. Angriff. Wir haben Einschläge wahrgenommen. [...]

Donnerstag, d. 22. März 1945

Man lässt uns nicht zur Ruhe kommen. Heute Morgen nochmals Alarm und wiederum ein Angriff schneller Kampfflugzeuge in der Zeit von 3.31 bis 4.30. Müde und matt nach oben gekommen [...] In den Nachmittagsstunden mit Lydia einholen gegangen. Es gibt pro Kopf für Erwachsene eine halbe Flasche Schnaps. Mal ganz schön, aber Butter wäre uns lieber. – Robert geht wieder zum Schulunterricht.

Von 22.00 bis 24.00 Alarm. (32. Angriff).

Sonnabend, d. 25 März 1944

[...] Robert kam heute Nachmittag mit Phosphor an den Füßen nach Hause. Kleine Flammen auf der Fussmatte.

Freitag, d. 30. März 1945

Heute Morgen von 3.30 bis 4.15 Alarm. Es war schon höchste Zeit, denn die Flugzeuge waren laut Radioansage schon bei Perleberg, und wir waren kaum im Keller, als auch schon die ersten Bomben fielen. Jetzt habe ich in einem Satz dreimal schon geschrieben. [...]

Vormittag einen gewaschenen Mantel für Ruth L. aufgebügelt, wofür ich 6 Zigaretten und 5.00 M bekommen habe. [...] 18.30 wieder Stromsperre. Wir haben Abendbrot gegessen und dann wieder auf den Angriff vorbereitet. Gegen 21.15 gab es dann Alarm. Der

übliche Verband schneller Kampfflugzeuge. 22.20 Entwarnung. [...] Bei Detlef sind jetzt die Masern durchgebrochen. Der Junge sieht doll aus, und ist sehr matt. Hoffentlich wird der Kram schnell und ohne Nachfolge vorüber gehen. [...] Mit der Fresserei wird es immer schlimmer. Erneuter Abbau von Brot und Fleisch. Wenn das so weiter geht. – Unausdenkbar!

Sonntag, d. 1. April 1945

1. Osterfeiertag. Nach 39 hintereinander folgenden Angriffen hatten wir gestern Abend und auch in der vergangenen Nacht vollkommene Ruhe. Trotzdem fühlten wir uns nicht sicher, können diesem Frieden nicht trauen. [...]

Montag, d. 9. April 1945.

Heute wieder zur Arbeit. [...] Es kotzt einen an, wenn man den Betrieb hier sieht. Nichts wie Leerlauf und unproduktive Arbeit. Und dazu verkleckert man noch 48 Stunden in der Woche. Während der Stromsperre sitzen die Leute herum, wissen nicht, was anzufangen. Es wäre besser, wenn man zu Hause bliebe. Habe den ganzen Tag Botengänge gemacht. Eine wüste Latscherei. [...] 22.00 Alarm. In der Reihe der 46. Angriff. Wie lange wird das noch so weiter gehen? Morgen fangen wir wieder um 7.00 an und sollen bis 17.00 arbeiten. Warum nur? Hört endlich auf mit dem ganzen Scheissdreck, denn produziert wird doch nichts mehr. Wir lechzen nach Ruhe und Frieden!

Dienstag, d. 10. April 1945.

[...] 14.30 Vollalarm. Grossangriff von 1300 Flugzeugen auf die nördlichen Randgebiete von Berlin. Mit unserem Mechaniker Max P. bin ich zum Luftschutzraum des Pergamon-Museums gegangen.

Ein feiner Keller. 16.00 Entwarnung. 16.15 habe ich mir einen Kloben Holz in Papier eingeschlagen und mich nach Hause getrottelt. Auf der U.-Bahn ein toller Andrang. Die Verkehrskartenverordnung sollte morgen in Kraft treten, ist aber bis zum 19. d. M. verschoben worden. Aber wer weiss, was dann ist. – Nach dem Abendbrot um 18.00 zum Volkssturm. Ganze vier Männeken sind angetreten. Der Feldwebel kam, guckte und schickte uns dann wieder nach Hause. War von Herzen froh, denn mir hängt der ganze Zauber zum Halse raus. Zum Soldatspielen habe ich ebensoviel Lust, wie ein toter Hund zum scheissen. Meine Ruhe will ich haben! Damit basta! – Auf dem Heimweg gab es schon wieder Kleinalarm. Nach der Entwarnung mit Lydia einen Rundgang zu unserem Apotheker gemacht, um für I. Nasentropfen zu besorgen. Überall vergebens. – Als wir zurückkamen, war Herr A. da. Wir haben uns über seine Radtour nach Preros unterhalten. – Von 21.50 bis 0.15 Alarm. Dauerangriff schneller Kampfflugzeuge auf Berlin. Es hat mehrmals tüchtig gekracht. Nach der Entwarnung Bodenkontrolle. Helmut E.s Braut brachte mir ein Päckchen gepressten Bohnenkaffee. Gepriesen seist Du, hochherzige Jungfrau! – Lydia hat mir gleich eine Tasse aufgebriht. Ach, welch herrliches, belebendes Getränk. Ich danke Dir, Du liebes, gutes Menschenkind, und meinem Schöpfer, dass er Dich mir in den Weg geführt hat. Wenn ich irgendwie kann, werde ich Dir auch eine Freude bereiten. Mögest Du immer gesund und glücklich sein.

Sonnabend, d. 14. April 1945

8.30 aufgestanden. Im Lauf des Tages die Hose für B. fertig gemacht und an der Jacke noch die Knöpfe angenäht. Für meine Arbeit habe ich 8 Zigarren, 24 Zigaretten und zwei Beutel mit Dextropbonbon bekommen. Auf Friedenswert umgerechnet macht das noch nicht

5.00 M. aus. Nun schön – der Wert aller Dinge ist relativ, zahlt man doch heute schon 10.00 M und mehr für eine einzige Zigarette. [...]

Abends gab es Alarm. 22.10. Zunächst ein Verband schneller Kampfflugzeuge, dem ein Bomberverband folgte [...] Bald heulte, jaulte und krachte es um uns, als ob die Welt untergehen wollte. Schwerste Treffer in allernächster Nähe. Unser Haus bebte, hob und senkte sich. Wir krochen vor Angst zusammen und machten uns immer kleiner. Ein furchtbarer Schlag liess uns alle zusammenfahren. Die Kellergänge waren angefüllt mit Staub, so dass man kaum sehen noch atmen konnte. Als es etwas später ruhig wurde, wagten wir uns hinaus. Bei Vorentwarnung besahen wir uns den Schaden. Der Hof übersät mit Trümmern aller Art. Fast alle Fenster zerstört, viele Rahmen ausgeschlagen, Türfüllungen rausgepresst u.s.w. [...] Ringsum grosse Brände. Karstadt hat auch einen Volltreffer bekommen. Bei uns ist fast kein Ziegel mehr auf dem Dach. Walter und Enne kamen, um nach uns zu sehen. In unserer Wohnung sah es auch wüst aus. Trümmer, Staub und Dreck. Etwas nach 24.00 Entwarnung. Dies war der 50. bzw. 51. Angriff-

Sonntag, d. 15. April 1945

Bis 4.00 Morgens habe ich teils Wache gehalten und dann in der Wohnung mit aufgeräumt, im Verein mit Heinz die Fenster mit Pappen vernagelt u.s.w. Als wir so ziemlich fertig waren, konnte ich mich vor Müdigkeit nicht mehr auf den Beinen halten. Wie ich war, habe ich mich in der Küche lang auf die Dielen gelegt, und war in wenigen Minuten fest eingeschlafen. Die Motorspritze in der Reuterstrasse, sowie das Hämmern der immer noch reparierenden Hausgenossen sangen mir das Schlaflied. Und dann kam Lydia und brachte mich ins Bett. [...]

Von 22.30 bis 1.00 morgens Alarm. Es kamen nacheinander 3

Verbände schneller Kampfflugzeuge aus N.W. Hier hat es mehrmals gekracht.

52. Angriff.

Montag, d. 23. April 1945

Wir leben wie die Kellerasseln. Verkriechen uns in die hintersten Ecken. Ab und zu gehen wir Männer vor die Haustür um irgendetwas Neues zu erfahren.

Behörden und Ämter verbrennen ihre Akten, die Osthafenspeicher brennen und sind zur Plünderung freigegeben. Der «Führer» soll nach Berlin kommen, um persönlich die Verteidigung der Stadt zu leiten. Ha-ha! Augenblicklich höchste Alarmstufe – dauernd Einberufungen zum «Volkssturm». – Die werden Berlin auch nicht vor dem Untergang bewahren. Wenn die Führung nicht so feige wär, hätten sie den Kampf schon lange aufgegeben, denn zu retten ist nun doch nichts mehr, und eines schönen Tages werden diese Verbrecher doch kapitulieren müssen. Der Viehhof soll vom Feind besetzt sein. Meinetwegen! Habe den ganzen Tag den Schlachtenbummler gemacht. Soll mich heute auch beim «Volkssturm» melden. Hingehen werde ich mal, aber wenn die sich einbilden das ich mitmache, haben sie sich geirrt. Mich leckt am Arsch mit eurer Schlachtereier. – War um 18.00 in einem Sammelokal Kopf-Ecke Faikstrasse, meinen kranken Arm in der Binde. Und das war gut so, denn nun wurde mir gesagt, dass ich mich in diesem Zustand erst beim «Bataillon» melden müsse. Entweder noch heute Abend oder Morgen früh. Werde erst Morgen hingehn. Auf dem Rückweg bin ich zu Bruder Walter mit rangegangen, den ich schon vor seiner Haustür traf. Er ist auch beim «Volkssturm» und versicherte mir, dass er nur auf den geeigneten Moment warte, wo er ungefährdet abhauen kann. Recht so! Lasst die Nazikrüppel sich allein schlagen. Wir wollen endlich mal

Frieden haben, und nicht noch in letzter Minute unsere Knochen für fremde Interessen zu Markte tragen.

Die Schiesserei wird immer schlimmer. Die Schlacht tobt nun schon um und in Berlin. Es gibt Verluste an Menschen beim Einholen der Lebensmittel.

Abends ist es kalt, trübe und regnerisch. Stehe immer wieder vor der Haustür.

Dienstag, d. 24. April 1945

In der Nacht war es kühl, und auf meiner schmalen Planke im Kellergang an der Wand habe ich gefroren. Gegen Morgen habe ich mich im Luftschutzraum auf einer leerstehenden, breiten Bank niedergelassen und hier weiterschlafen. Im Traum habe ich mich mit jemand herumgeschlagen und dabei so wuchtige Schläge ausgeteilt, dass ich im Schwung von meiner Bank auf den Erdboden sauste.

Gegen 9.00 bin ich zum «Bataillon» gegangen. Mariannenplatz. Auf dem Wege dorthin musste ich dauernd Deckung suchen. Russische Schlachtflieger kreuzten in grösserer Anzahl gerade dort, wo ich hin musste. Es gab Feuer von oben und unten. Am Lausitzer Platz sowie am Görlitzer-Bahnhof kreperten ganze Salven russischer Granaten. Die Strassenpassanten drückten sich ängstlich an den Häusern entlang oder rannten im Laufschrift über die freien Plätze. Der Mariannenplatz selbst war völlig leer. Kein Mensch zu sehen. Bin gemächlich meines Weges gegangen und unbehelligt beim Btl. gelandet. Soll «ausgemustert» werden, denn mit kranken Leuten will der Bataillons-Kommandeur nicht «kämpfen». Der erste vernünftige Mensch dem ich jemals beim Volkssturm begegnet bin. Ich versicherte ihm meiner uneingeschränkten Sympathie und trollte mich heim. Wieder einen Tag gewonnen, denn nun muss ich erst noch einmal zum Bataillonsarzt. Soll mich Morgen früh um 9.00 am «Roll-



krug» einfinden und dort warten, bis ein Zug von 30 bis 40 Leuten dort vorbeikommt, die ebenfalls zur ärztlichen Untersuchung gehen. Ohne mich – die können lange warten! – [...]

Mittwoch, d. 25. April 1945

Bin erst spät zum schlafen gekommen. Gegen ½ 3.00 eine furchtbare Detonation. Fliegerbomben in nächster Nähe, ein schwerer Angriff auf unser Viertel. Bei uns ist gottlob nichts passiert und so konnte ich nachdem noch etwas schlafen. Nach 7.00 starkes Artilleriefeuer. Treffer vor unserem Hause, und in einem Schornstein unseres Hauses. Der feindliche Beschuss hielt den ganzen Vormittag an und beschränkte sich hauptsächlich auf die Gegend rund um den Hermannplatz – Braunauer- und Urbanstrasse. Die Schlacht kommt näher, d.h. wir sitzen schon mitten darin.

Karstadt wird ausgeplündert. Ungeachtet der sausen und krepierenden Granaten stürmen die Menschen in hellen Haufen heran, wobei mancher sein Leben auf der Strasse aushauchte. Ich stand einigermaßen gedeckt im Hauseingang und habe vieles beobachtet. Annemarie lief mit einem Eimer und einer Milchkanne zu einer Schokoladenfabrik in der Urbanstrasse, wo unsere Soldaten aus grossen Fässern kondensierte Milch, Mandeln, Nüsse, Marzipan und Nougat verteilten. Der Beschuss ging indessen feste weiter, und wir bangten schon um Annis Leben. Plötzlich kam sie wie ein Hase über Trümmer und Trichter angesprungen, in den Händen die gefüllten Gefässe. Atemlos taumelte sie in den Keller. Ein «Hoch» unserer tapferen Tochter, die uns mit diesem Stückchen auf Wochen hinaus mit Milch versorgt hat. Robert schleckerte gleich eine volle Tasse davon aus, und auch ich habe ordentlich mal gekostet. Ein kleiner Ausgleich für alle die ausgestandenen Ängste, Nöte und Entbehrungen.

Nachmittag war Robert bei R. auf dem zweiten Hof, als unweit

davon, im Parterre des Nebenhauses eine Granate einschlug. Es gab einen grossen Krach und viele umherfliegende Splitter. Robert ist nichts passiert, doch der ausgestandene Schreck machte ihn bleich. Weinend und zitternd kam er nachdem zu uns in den Keller. Ich musste ihn trösten, und erst der Hinweis, dass er nun auch etwas Bedeutendes erlebt habe, konnte ihn beruhigen.

«Karstadt» brennt! Riesige Flammensäulen steigen aus dem Mammutgebäude empor, dazwischen donnern heftige Detonationen. Das ganze, riesenhafte Gebäude stürzt mit furchtbarem Gepolter zusammen. Deutsche Soldaten haben die Sprengung vollzogen und damit ein Gebäude im Wert von 75 Millionen R. M. in wenigen Sekunden zerstört. Ungeheure Werte sind vernichtet worden, denn trotz der Plünderungen barg dieses Haus noch viel an Gut und in seinen Mauern und riesenhaften Kellern. Fluch Euch Mördern und Mordbrennern! Die halbe Welt habt ihr mit euerem scheusslichen Krieg vernichtet, müsst ihr nun auch noch die eigene Heimat dem Erdboden gleichmachen? Erbärmliche Kreaturen, die ihr Euch deutsche Soldaten nennt, elende gemeine Feiglinge, konntet ihr nicht soviel Mut aufbringen, um dies zu verhindern? Konntet ihr Euren noch feigeren Offizieren nicht die Stirn bieten oder sie über den Haufen knallen, Schluss machen, die Waffen wegwerfen und damit jeder weiteren Zerstörung ein Ende bereiten? Pfui, ich spucke auf Euch – und sollte jemals einer von Euch Schafsköpfen in meinem Beisein vom Krieg reden, so werde ich ihm akkurat ins Gesicht speien! –

Donnerstag, 26. April 1945

Vormittag bei klarem Himmel rege, feindliche Fliegertätigkeit und starker Artilleriebeschuss auf Braunauer Strasse und Hermannplatz. Wiederum stand ich vor der Haustür auf Beobachtungsposten. Bei dem Versuch, einen Toten zu bergen, kamen vier Zivilisten durch

Granatvolltreffer ums Leben. Ich sah den Einschlag und auch die Wirkung. Drei Männer waren anscheinend auf der Stelle tot, während ein vierter, vom Luftdruck zu Boden geschleudert, sich noch einmal aus der Rückenlage zum Sitzen erhob, erstaunt um sich blickte, und dann hintenüber fiel. Tot! – So geschehen an der Ecke Braunauer-Hobrechtstrasse.

Gegen Mittag kam ein Auto mit Polizisten, hielt vor unserem Hause, und die Insassen erkundigten sich nach dem Lebensmittelgeschäft von Sch. Ich zeigte es ihnen, und sie erklärten mir, dass sie den Auftrag hätten, den Laden zu öffnen und die Bestände zum sofortigen Verkauf freizugeben. Gewaltsam drangen die Leute ein, beichtigten die Vorräte, eigneten sich einige, kleinere Kisten und grössere Tüten an, (vermutlich den vorhandenen Bohnenkaffee und andere leckere Sachen) übertrugen Frau L. und einigen anderen Bekannten aus dem Hause den Verkauf und machten sich dann aus dem Staube. Trotz ununterbrochenen Beschusses entstand im Nu ein Riesenandrang und ein furchtbares Gedränge. Ich stand unmittelbar am Eingang des Ladens, heulend sausten die Granaten über uns hinweg, um bald näher bald etwas entfernter von uns zu krepieren. Meine Position schien mir zu gefährlich, weshalb ich meinen Platz aufgab und ins Haus zurück ging. Es ist indes nichts geschehen, und ich hätte ebenso gut stehenbleiben können. Unsere Annemarie wurde zum Verkauf mit herangezogen. Somit war unser Anteil gesichert und unsere Familie der üblen Anstellerei enthoben. Gemäss Annis Tüchtigkeit in dieser Beziehung hatten wir keinen Anlass zur Klage, denn wir haben mit einer tüchtigen Portion Zucker, Hülsenfrüchten, Nahrungsmitteln etc. p.p. gut abgeschnitten. Den Erlös aus dem Verkauf nahm Frau L. zur Abgabe an Frau Sch. in die Hand.

Nachmittag um 17 Uhr erschien urplötzlich, wie aus dem Boden gestampft, der erste Russe auf dem Hof unseres Hauses. Ein stram-

mer, wohlgenährter Mann, pausbäckig und sonnenverbrannt, den Stahlhelm auf dem Kopf, schräg über die Schulter gehängt die gefürchtete Maschinenpistole, schwenkte er mit spielerisch drohender Gebärde einen riesigen Kolt um den Zeigefinger seiner rechten Hand. Er hatte von der Reuterstrasse aus über den Kohlenplatz durch unseren hinteren Luftschutzkeller Zugang zu unserem Hause gefunden, stand nun, umgeben von einem Kreis herbeigeeilter Hausbewohner furchtlos und unbekümmert in der Durchfahrt zum zweiten Hof, und erkundigte sich mit den eigenartig rauhen Kehllauten der russischen Sprache nach dem Vorhandensein deutscher Soldaten. Der Wahrheit entsprechend konnten wir ihn davon überzeugen, dass kein deutscher Soldat innerhalb unseres Hauses Aufenthalt genommen hätte, doch konnten wir bei geöffneter Haustür zurückgehende, deutsche Soldaten auf der Strasse beobachten und machten unseren Russen auf diesen Umstand aufmerksam. Das schien aber gar keinen Eindruck auf ihn zu machen, denn er schwenkte in ausdrucksvoller Weise seine bewaffnete Rechte durch die Luft und sprach dabei das Wort «Waina» aus.

Nu, wenn schon – es ist Krieg! Weitere an uns gerichtete Fragen beantwortete Maria, ein russisches junges Mädchen, Freundin unseres Hausgenossen R. Die brüllte er nach einigen Worten schwer an, so dass wir alle zusammenzuckten, während das arme Fräulein vor Angst und Schreck mehrmals die Farbe wechselte. Wie sie uns später versicherte, tat er es seinen eigenen Worten nach aber nur, um «Eindruck zu schinden». Bald danach verfiel er auch wieder in einen ruhigeren Ton, begab sich in Begleitung unseres Luftschutzwartes in die Schutzräume unseres Hauses, fragte auch hier nach deutschen Soldaten, und sprach den Wunsch aus, in den Besitz einer guten deutschen Armbanduhr zu gelangen, welche er angeblich für seinen Kommandanten besorgen wollte. Frau G. opferte freiwillig ihre

schwergoldene 18-karätige Armbanduhr, und befriedigt verliess der Moskowiter den Schauplatz seiner gewinnbringenden Tätigkeit. Geräusch- und spurlos verschwand er auf dem gleichen Wege den er zu uns gekommen.

Der Tag ging zur Neige und die Russen rückten uns dichter auf den Pelz. Ihre Panzerspitzen näherten sich dem Hermannplatz. Voller Besorgnis zogen wir uns in die Kellerräume zurück und harreten der Dinge, die kommen sollten. Einige Zeit war es vollkommen ruhig, dann merkten wir an den Geräuschen, dass sich ein Panzerwagen an unser Haus heranschob. Bald danach krachten in Abständen von einer Sekunde sechs Schüsse durch Flur und Hof. Es ist anzunehmen, dass es sich hierbei um Schreckschüsse aus einer Revolverkanone handelte, denn der bekannte Ton und ebenso der Umstand, dass man keine Einschläge hörte, lassen keinen anderen Schluss zu. Augenblicke höchster Spannung verursachten atemlose Stille. Jeder ahnte, spürte, dass nun bald etwas Grosses, Erschütterndes geschehen werde; unklar in unseren Empfindungen über die Eigenschaften des nahen Ereignisses, lauschten wir mit gespannten Sinnen auf das Treiben über uns. Als harte Stösse von Gewehrkolben jene oft beschriebene Töne hervorriefen, zuckten wir jäh zusammen und verharreten gebannt auf unseren Sitzen. Keiner wagte sich zu erheben und dem einlassbegehrenden «Feind» zu öffnen. Erst als Schüsse an den Türen krachten, ging jemand die Treppe hinauf, um dem Ablauf der Geschehnisse Raum zu geben. Was naht sich uns, Freunde oder Feinde, Eroberer, oder Befreier? Diese oder ähnliche Gedanken mögen manchen von uns mit Bangigkeit erfüllt haben. Besonders wohl aber die unter uns befindlichen «Nazis», welche unentwegt auf den Sieg unserer «glorreichen Armeen» hofften. Dumm und frech bis zur letzten Minute scheuten sie sich nicht vor Drohungen Lydia gegenüber, als sie laut und deutlich ihren Empfindungen Ausdruck verlieh, indem

sie sagte: «Wenn unsere Soldaten die Waffen hinwerfen und sich ergeben würden, könnten wir jetzt friedlich in unseren Wohnungen sitzen und brauchten nicht mit bangen Herzen zusammengepfercht in diesen muffigen Kellern hocken!» Die «Herrenmenschen» M. und H. waren es, treudeutsch und nationalsozialistisch, welche sich in ihren heiligsten Gefühlen angegriffen erklärten und als grösste Schande empfanden, mit solchen Subjekten wie Lydia die gleiche Luft atmen zu müssen. Das begab sich vor einigen Stunden, nun sassen auch diese Objekte menschlicher Verwirrungen mit klopfenden Herzen in den finstersten Ecken des Kellers, erschüttert und zusammengesunken, eingeschüchtert durch unmissverständliche Hinweise auf die Folgen eines etwaigen Widerstandes gegen die inzwischen eindringenden russischen Soldaten. Schwere Tritte kamen die Treppe herunter, fremde Laute drangen an unser Ohr, Waffen blitzten. Benommen durch schlechte, verbrauchte Luft, erdrückt von der Enge des schwachbeleuchtenden Raumes vernahm ich wie aus weiter Ferne die fragenden Worte: Deutsche Soldat? – Deutsche Soldat? Dann wieder etwas näher, lauter, deutlicher die Antwort: Nein, nix deutsche Soldat – alles Zivil, keine deutsche Soldat! – Argwöhnisch lauernd, zweifelnd forschend, bahnten sich schussfertige Revolver ihren Weg durch sitzende, hockende und liegende Menschenknäuel zum Ausgang des Kellers. Schlurrend, polternd und stampfend entfernten sich die Rotgardisten durch die winkeligen Gänge des Hauskellers....Keinem war etwas angetan, keinem das bekannte Haar gekrümmt worden. Erleichtert wurde aufgeatmet. Doch kamen wir nicht dazu, über unsere ersten Eindrücke einen Disput zu halten, denn schon vernahmen wir erneut den ominösen Klang nagelbeschwerter Soldatenstiefel. Doch was nun kam, nahte nicht mit schwerfälligen Schritten, ein blondes Etwas in Uniform, in Gestalt eines munteren, aufgeweckten, furchtlosen Jungen huschte zu uns

hinein. Und noch bevor unsere Augen ihn richtig erfasst hatten – ich war inzwischen auf den Gang getreten – vernahmen wir den sympathischen Klang seiner Stimme. Ich hörte wie der junge blonde Russe in deutscher Sprache sich nach unserem Befinden erkundigte, forschte, wie lange wir uns nun schon hier unten aufhielten, und bedauernd davon Kenntnis nahm, dass wir ohne Licht und Wasser seien. Im Weggehen wünschte er uns alles Gute und gab der Hoffnung Ausdruck uns bald wiederzusehen. Als er im Durchgang an uns vorbei schlüpfte hoben wir die Hände zum Zeichen der Ergebung, er aber winkte ab, lachte und entschwand wie ein Hauch um die nächste Ecke. Inzwischen war es Abend geworden. Im Hause, über uns in den Paterrewohnungen, auf dem Hof, Flur und Treppen herrschte ein geschäftiges Treiben. Soldaten kamen und gingen, Türen klappten, Kommandos erklangen, hin und wieder fielen einige Schüsse. Poltern, Krachen, Stühlerücken. Einquartierung! Wir lauschten wie die Mäuschen. Ich hatte nichts Rauchbares mehr und schmachtete gierig nach etwas Tabak. In meinen Betrachtungen verglich ich unsere Lage mit der Lage der ersten Christen in Katakomben. Bei diesem Vergleich wurde ich aufgeschreckt durch den Eintritt eines bewaffneten Individuums in Lederkleidung, mit einem grossen Revolver in der Hand. Ohne Umschweife, ohne jeden Gruss oder irgendetwas, was an einen zivilisierten und Kulturmenschen erinnert, pflanzte sich dieses abscheuliche Subjekt vor dem jüngsten weiblichen Mitglied unserer Hausgemeinschaft auf. Spielerisch-drohend fuchtelte er mit seinem Schiessesisen herum, während seinem Munde folgende Worte entsprangen: «Ein Minut für russisch Kommandant – Ein Minut für russisch Kommandant!» Wir konnten nicht entnehmen, ob es sich bei diesen Worten um eine Aufforderung oder um eine Drohung handelte. Vera P., welche schlafend auf dem Bett lag, erhob sich plötzlich und unaufgefordert, um neben der hübschen 14jährigen, von

dem Russen angesprochenen Hildegard B. Platz zu nehmen. Der Russe erhob sich plötzlich und forderte die beiden auf mitzukommen.

Während Vera P. ohne Umstände zu machen dieser Aufforderung Folge leistete, brachen Frau B. und ihr junges blühendes Töchterchen in Tränen aus, hielten sich fest umschlungen und wussten vor Verzweiflung nicht ein und aus. Die Mutter rief nur immer: «Mein Kind – mein Kind!» Hilflos, dumm und stumm wohnten wir dieser Tragödie bei. Nur ab und zu entrang sich diesem oder jenem ein leises Stöhnen. Was hätten wir auch tun sollen, um einen positiven Abwehrerfolg zu erringen? Man hätte uns nieder geschossen wie tolle Hunde, und das Schicksal dieses kleinen Mädchens wäre doch in Erfüllung gegangen. Nun – die Kleine ging, die Kellertreppe hinauf zu der über dem Luftschutzraum befindlichen Parterrewohnung des Polsterers H. Verzweifelt schluchzend warf Mutter P. sich in ihre Ecke. Wenige Minuten später kam ihr Kind zurück, um sich seine Legitimationspapiere zu holen. Anscheinend zweifelte der «Kommandant» an der Behauptung, dass er eine Minderjährige vor sich habe. Mit einem Ausweis in den Händen verliess uns die Kleine zum zweiten Male. Einige Zeit später gellten ihre Schreie durch Nacht und Finsternis bis zu uns in den Keller. Erst am anderen Morgen, sieben Stunden nach ihrem Fortgang, kamen die beiden Geschändeten zurück. Vera P. und Hildegard B. Das war indes nur der Auftakt zu weiteren Geschehnissen ähnlicher Art. Die ganze Nacht hindurch wurden nun von immer wieder neu eindringenden Russen Frauen ausgewählt und mit den Worten: Komm, komm! zum Verlassen des Kellers aufgefordert, um dann in einem der Paterräume vergewaltigt zu werden. Die nächsten Opfer waren die Tochter und eine Nichte unseres Hausgenossen H. Während letztere sich schweigend ihrem Schicksal ergab und äusserlich vollkommen ruhig zurückkehrte, stürmte die Tochter H.s wie eine Wahnsinnige in den Keller,



strampelte mit den Beinen und schrie ihre alten Eltern an: «Wasser und Zigaretten, oder der schlägt mich tot!» Mit ihren springenden Bewegungen und der Forderung nach Wasser und Zigaretten hielt sie erst inne, als sie das Gewünschte in den Händen hatte, um dann wie eine Furie davon zu stürmen. Nun, diese Frau war krank und litt schon früher an Verfolgungswahn.

Frau Sch., welche erst vor Kurzem entbunden hatte, wurde mehrere Male hinaus geholt. Lydia entging den Nachstellungen dieser tierischen Brut wohl nur dadurch, dass sie sich so klein wie irgend möglich machte, in dem sie sich auf einer flachen Bahre nieder hockte und zusammen «kafferte». Leuchtete ihr einer der suchenden Russen mit der Taschenlampe ins Gesicht, so schnitt sie komische Grimassen. Wohl als letztes Opfer in dieser Beziehung kam unsere Annemarie heran. Als sie wieder in unserer Mitte erschien, war sie zunächst ruhig. Einige Zeit später fing sie an zu weinen und forderte mich auf, sie zu erschiessen. Ich wehrte ihr Ansinnen ab und erklärte, dass es noch schlimmere Dinge gäbe, und man sich dann auch noch nicht erschiesse. Robert lag während dieser Vorkommnisse angsterfüllt auf der kleinen Bahre und hat sich nicht einmal bewegt. Im Anschluss ging das Rauben und Plündern los. Mit dem Ruf: Uhri – Uhri – stürmten neue Russen herein und raubten fast alle an Armen und in Taschen vorhandenen Uhren. Wir waren «fertig» und haben alles widerstandslos geschehen lassen.

Freitag, d. 27. April 1945.

Eine tolle Nacht liegt hinter uns.

Erst im Laufe des Vormittags und nachdem sich die Russen aus unserem Hause entfernt hatten, wagten wir uns ans Tageslicht. Unseren Blicken bot sich ein wüstes Durcheinander von Trümmern, nicht krepiereten Granaten, mutwillig zerschossenen und zertrümmerten Fensterscheiben u.s.w. Aus Langeweile und wirklich auch

aus Übermut haben die im Hause verweilten Soldaten die ganze Nacht mit ihren Handfeuerwaffen umhergeschossen. Die Hausfassade weist hunderte Löcher auf. Auf dem Hof lagen halbe und kaum angerauchte Zigaretten, welche ich mir aufsammelte, denn ich hatte keinen Krümel Tabak mehr. Ein Blick vor die Haustür belehrte mich über den Stand der Schlacht in unserer Gegend. Der Widerstand der Deutschen Truppen am Hermann-Platz musste gebrochen sein, denn ungeheure russische Truppenmassen schoben sich nach Westen. Das war ein schier endloser Zug von Panzern und anderen motorisierten Fahrzeugen, welche in schneller Fahrt die Strasse hinunterratterten dass die Häuser nur so wackelten. Über Trümmer, Blindgänger und über die zerstörten Geleisanlagen der Strassenbahn ging die rasende Fahrt. Kurz vor dem Hermannplatz standen drei zerschossene und ausgebrannte, russische Panzer. Alle in der Nähe befindlichen Wohnhäuser waren ausgebrannt oder brannten noch. Zivilisten mit weissen Armbinden tauchten auf und hie und da baumelten aus Fenstern und Baikonen weisse Fahnen. Wir machten uns daran, den Hof zu säubern und gingen dann auf die Strasse, beseitigten Schutt, Trümmer und warfen Granattrichter damit zu. Die Arbeit machte mich froh, indem der Druck von dem ewig belasteten Gemüt wich. Auf der blank gefegten Strasse tummelte sich dann ein russischer Soldat auf einem entwendeten Fahrrad. Kindliche Freude strahlte auf seinem Gesicht und immer noch einmal fuhr er einen Bogen. Wahrscheinlich hatte er erst kurz zuvor das Radfahren erlernt, und bis dato noch nie Gelegenheit gehabt, es auf einer so glatten und sauberen Strasse auszuüben.

Nachmittag erschienen drei sehr saubere, russische Offiziere auf unserem Hof. Unsere gepeinigten Frauen legten bei denen Beschwerde ein und baten um Schutz vor weiteren Belästigungen. Im tadellosten Deutsch wiesen die Herren auf die Unmöglichkeit der

Durchführung solchen Begehrens hin und erklärten dann noch, dass unsere Soldaten es in Russland noch ärger getrieben hätten. Mit einem «Rot Front» verabschiedeten sie sich. – Im Garten hinter unserem Hause wurden drei gefallene Russen beigesetzt. – [...] Bei Frau G. habe ich die Fenster mit Pappen vernagelt und dafür einige Zigaretten und Schokolade bekommen. Von Frau L. einige Schnäpse und Zigaretten. Abends wieder i. den Keller.

Sonnabend, d. 28. April 1945

In der Nacht haben immer einige Männer abwechselnd Wache gehalten. Es ist nichts geschehen und wir haben unbelästigt in der freien Zeit geschlafen.

Der Morgen war trübe und brachte Regen. War wegen Wasser mit Lydia im zerstörten Karstadt-Gebäude. Hier wird immer noch feste geplündert. Während ich mich der langen Reihe der Wasserhoier anschloss, begab sich Lydia in das Innere des stehen gebliebenen Teiles des ehemals riesigen Kaufhauses. Nach langer Zeit kam sie schwitzend und keuchend mit einer Kiste auf der Schulter wieder zum Vorschein. 50 Pfund Kandis. Ich nahm ihr die schwere Beute ab um sie nach Hause zu bringen. Unterwegs hielten uns mit einem Wagen kommende Russen ab, ich musste absetzen und mitfahren, um ihnen den Weg zu Karstadt zu zeigen. Nach einigen Minuten kam ich zurück und wir gingen nun gemeinsam nach Hause. Lydia ist noch einmal gegangen und hat einen gepolsterten Stuhl gebracht. Das ist alles, was wir bei dieser Gelegenheit «besorgt» haben.

Bruder Walter und Annis Schwiegermutter kamen im Laufe des Tages zu uns. Aus ihren Schilderungen konnten wir entnehmen, dass es überall gleich bunt zugegangen ist. Gerade wir, die wir der Nazi-propaganda nie Glauben schenkten, sind nun über das Vorgehen der Russen sehr enttäuscht.

Wenn wir die Nachrichten in unseren Zeitungen lasen, die uns von Vergewaltigungen und Plünderungen berichteten, so haben wir das als Kriegspropaganda abgetan, und haben das nun alles selber erlebt, c'est la guerre!

«Karstadt» ist ein riesiger Trümmerhaufen, hunderte Häuser sind ausgebrannt, tote Zivilisten liegen an den Strassenecken, Tag und Nacht schiesst die Artillerie und heulen die Stalinorgeln ihre furchtbaren, schaurigen Töne. Ungeheure Staub- und Rauchwolken kommen aus dem Stadttinnem. – Nachmittag mit Lydia und Robert auf dem Kohlenplatz v. G. in der Reuterstrasse zwei Stunden nach Wasser angestanden. Auf dem Hof eines benachbarten Kuhstalles schlachten die Russen die Kühe ab, und tauschen das Fleisch gegen Wein, Schnaps, Zigaretten und Uhren. – Gegen 22.00 gingen wir in den Keller, mit uns waren auf der Treppe die Familien L. und Z. Auf halbem Weg kamen drei Russen uns entgegen, wollten sich der Ruth L. bemächtigen und aller Wahrscheinlichkeit nach, Gewalt antun. Sie riss sich los, rief laut um Hilfe, pfiiff und schrie und stürmte die Treppe hinunter, während ihre Eltern ihr den Rückzug deckten. Ob die Russen der gellenden Pfiiffe wegen Angst bekommen hatten, oder um der entgangenen Genüsse wegen in Wut geraten waren, konnte ich nicht feststellen. Jedenfalls verharren sie einen kurzen Moment, liessen uns vorbeigehen, und während wir die Treppe hinabstiegen, zog einer seinen Revolver, leuchtete mit seiner dynamischen Taschenlampe vor sich hin und drückte ab. Der Schuss krachte, Walter L. schrie auf, taumelte einige Stufen abwärts und fiel vor der M.schen Wohnungstür zu Boden. Während er noch um Hilfe rief liefen wir entsetzt weiter. Ein Russe folgte mir unmittelbar auf den Fersen und ich hatte das bange Gefühl, dass gleich ein zweiter Schuss losgehen und mich niederstrecken würde. Es geschah jedoch nichts und wir kamen heil im Luftschutzkeller an.

Allerdings war ich vollkommen fertig, habe mich auf einen Stuhl geworfen und kein Wort herausgebracht. Mit eigenen Augen musste ich mit ansehen, wie man einen anständigen, ernsthaften und ruhigen Menschen grundlos und hinterrücks abschiess. Pfui Teufel, das hat mit Krieg nichts mehr zu tun! –

Frau L. blieb bei ihrem sterbenden Mann, der nach wenigen Minuten seinen Geist aufgab. Einige Männer schafften ihn dann zu M.s in die Wohnung, wo sie ihn auf einem Ruhebett niederlegten.

Die Russen haben Bekanntmachungen mit Befehlen an die Mauern geheftet. Alle S.S. und S. A. Leute sollen sich melden, Radio- und Photoapparate müssen abgegeben werden u.s.w.

Sonntag, d. 29. April 1945

Um 8.00 sind wir aus dem Keller gekommen, rauf in die Wohnung gegangen und Kaffee getrunken. Dann mit Lydia zur Framstrasse, wo wir aus einer Laubenkolonie einige Eimer Wasser holten. 11.30 mit H., G., und R. den toten L. aus M.s Wohnung in den Wohnraum des S.schen Geschäftes gebracht.

Das Haus Braunauerstrasse 23 – uns gegenüber – von einem verrückten Naziweib in Brand gesetzt. Nach wenigen Stunden vollkommen ausgebrannt und mit furchtbarem Getöse zusammen gestürzt. –

Die Schlacht um Berlin tobt weiter. Bei reger Fliegertätigkeit entwickelt sich eine grosse Luftschlacht über uns. Wir haben von einer Schadenstelle Holz geholt und für L. einen Sarg gezimmert. – Im Laufe des Tages noch zweimal Wasser geholt. Russische Soldaten gehen in Haus und Wohnungen ein und aus um zu rauben und zu plündern. Wir leben in dauernder Angst und Unruhe.

Montag, d. 30. April 1945

Nach ruhiger Nacht am Vormittag mit H., Kurt M. und B. zum Kirchhof in der Berlinerstrasse. Neben dem Grabe seines Schwiegervaters F. haben wir eine Grube für L. ausgehoben. Wie überall, so auch hier grösste Zerstörungen. Der Friedhof ist belegt mit Fahrzeugen aller Art. Eine grosse Anzahl Pferde steht auf den Wegen und zwischen den Grabstellen; Stroh, Heu und Hafer liegen umher. Unweit von der Stelle, wo wir mit unseren Schippen tätig sind, quakt ein Grammophon und russische Soldaten, wilde Gestalten, sortieren ihre geraubten Sachen. Über geborstenen Mauern, gestürzten Grabmälern und umgeschossenen Bäumen scheint freundlich und warm die Sonne. Ein Bild zum malen. – Nachmittag gegen 15.00 ging es zur Beisetzung. Auf S.s kleinem Leiterwagen banden wir den Sarg fest, einige Blumen wurden noch aufgenagelt, dann nahm ich die Deichsel in die Hand und L. trat seine letzte Reise an. Begleitet von einem ansehnlichen Gefolge Leidtragender ging es zwischen Schlachentrümmern und an Granattrichtern vorbei durch die Hobrechtstrasse zum Friedhof. Schnell und glatt ging hier die Beisetzung vonstatten. Kein Redner, kein Pfarrer, nur ein Bekannter der Familie sprach einige Worte. Als alles vorüber war beeilten wir uns mit dem Zuschaukeln der Grube, denn wir mussten noch anderweitig ein Loch buddeln um darin eine alte Frau aus unserem Nebenhouse unter zu bringen. Mit B. und Kurt M. habe ich mich daran gemacht und wir waren kaum fertig, da kamen auch schon die Leute mit ihrer traurigen Last bei uns an.

So ein ärmliches Begräbnis habe ich noch nie gesehen. In einer armseligen Eierkiste ohne Deckel lag eine alte Frau, deren Leib man mit einem Sack zugedeckt hatte. Wir haben auch sie in aller Stille eingeschart. Müde und kaputt kam ich nach Hause. 20.30 in den Keller.

Dienstag, d. 8. Mai 1945

16.00 Waffenstillstand an allen Fronten in Deutschland.

23.00 Allgemeine Kapitulation sämtlicher Deutschen Streitkräfte.

Gott sei Dank!

Das Morden hat ein Ende. (Für dieses mal)

Ruhe – Frieden!

Und doch sind wir nicht froh.

Deutschland ist ein Trümmerhaufen –

Schlimmer als nach dem dreissigjährigen Kriege.

Mittwoch, d. 9. Mai 1945.

Ruhig geschlafen. Vormittag bei meinem Kollegen L. vorgesprochen. Vor 30 Jahren hab ich dort als junger Geselle gearbeitet. [...]

Heute haben wir die erste Zeitung nach Kriegsende bekommen. Abends stundenlanges Flak.-Freudenfeuer der Russen. 22.00 ins Bett.

Montag, d. 14. Mai 1945

Ruhige Nacht. Verdunkelung und Ausgehverbot aufgehoben. Reorganisation, Aufbau-Antifaschistische Jugend. Bekanntmachung über Lebensmittelverteilung. 2 Jacken für P. gebügelt. Mein Firmenschild an Haustür angemacht. Nachmittag Anzug für Z. gestopft und gebügelt. Von P. (Frau) 3 Zigaretten. + 10 M bek. Von Z. 8 franz. Zigaretten. Gegen Abend etwas kühler. Russische Uhrzeit eingeführt. 2 Stunden zurückgedreht.

[Fünf Tage später bricht das Tagebuch ab.]

Berlin-Neukölln, 15. August 1948 [Brief aus einem Fotoalbum]  
Sehr geehrtes Fräulein Leclercq!

Vielleicht sind Sie inzwischen schon Frau und Mutter geworden, denn von dem Zeitpunkt an, wo ich Ihnen begegnete, sind bereits

mehr als acht Jahre vergangen. Und doch habe ich Sie nicht vergessen. Ich hatte Ihnen damals ein Bild versprochen und komme erst heute dazu, mein Wort einzulösen.

Es war Ende Juni 1940. Ich war Unteroffizier bei einer Sanitätsformation und wir befanden uns zu dieser Zeit in der schönen Stadt Orléans an der Loire. An jenem Tage, als Sie dort mit Ihrer Frau Mama und mit einem riesigen Wagen vorbeikamen, hatte ich Fahrzeugwache an der Loire. Sie befanden sich auf dem Heimweg und ich machte schnell eine Aufnahme.

Waren Sie noch lange unterwegs und sind Sie gut und unverseht in Ihrer Heimat angekommen?

Es war doch eine furchtbare Zeit, viel Not, Kummer, Elend und Tränen. Ich will nur hoffen, dass Sie alles gut überstanden haben.

Wir können nicht vergessen machen was alles geschah, doch wollen wir dahin arbeiten, dass derartiges nie wieder geschieht. vive la paix!

Leider kann ich nicht französisch schreiben, doch vielleicht übersetzt Ihnen ein noch anwesender sprachkundiger deutscher Kriegsgefangener diesen Brief.

Für die Zukunft alles Gute und herzliche Grüsse  
von Hugo B.

Ich würde mich freuen, von Ihnen zu hören.

[Dieser Brief hat die Adressatin wohl nie erreicht. Auf dem Briefumschlag ist vermerkt: «Partie sans laisser d'adresse. RETOUR A L'ENVOYEUR.»]



*Hugo B. wurde 1896 in Berlin-Rixdorf geboren. Mit 14 Jahren begann er eine Schneiderlehre. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs wurde er eingezogen, verwundet und aus dem Militärdienst entlassen; er arbeitete in der Folge als Uniformschneider. Nach dem Krieg fand er keine Stelle als Schneider und musste als Paketbriefträger und später in einem Steinbruch arbeiten. 1921 lernte er seine spätere Frau Lydia kennen. 1924 kam die Tochter Annemarie zur Welt, 1934 der Sohn Robert. 1939, zu Beginn des Zweiten Weltkriegs, wird Hugo B. erneut eingezogen und in Frankreich eingesetzt, aber schon 1940 aufgrund seines Alters wieder aus der Wehrmacht entlassen. Hugo B. arbeitet wieder als Uniformschneider. Er beginnt ab 1941 mit beinahe täglichen Aufzeichnungen über den Alltag im bombardierten Berlin.*

*Die Tagebücher des inzwischen Verstorbenen – sieben gebundene Bände – wurden uns von seinem Sohn übergeben, der selbst manchmal darin liest.*



Schauspielerportraits von Sabine K.  
nach dem Krieg

**«... mir ist nur wichtig, ob es  
in Zukunft so eine Art von Kunst  
geben wird oder nicht»**

*Aus dem Jugendtagebuch einer Schauspielerin*

30. April 1945

Nun sind die Russen in Berlin. Man sollte es kaum glauben, wir leben noch, unser Haus steht noch, und bis auf die zerschlagenen Fensterscheiben und durchwühlten Koffer und einem kleinen Schock in den Gliedern befinden wir uns ganz leidlich. Allerdings weiss ja kein Mensch, was werden wird, aber wir halten uns immer gegenseitig vor, wie zufrieden wir sein können. Aber nun will ich mal der Reihe nach zu erzählen versuchen.

Also, am 17., am Mittwoch ist K. gefahren. Unten vor der Haustür unsere letzten Worte waren eigentlich die nettesten, und da hätte ich noch stundenlang mit ihm reden mögen.

Am Freitag sollte ein Kammerkonzert mit Rhön als Solist sein, da wollte ich unbedingt hin, aber die Lage spitzte sich immer mehr zu, die Verkehrsmittel waren nur noch für Leute mit Ausweisen für die III. Stufe erlaubt, also hätte ich gar keinen Zugang mehr zu den Karten gehabt.

Am Samstag kauften wir noch unsere Karten vollkommen ab, es herrschte schon leise Erregung, von Ferne hörte man es schiessen, zum Glück hatten wir nicht mehr diese entsetzlich langen Fliegeralarme wie an den Vortagen. Da haben wir die ganzen Nächte im Bunker gesessen ohne Licht und Ventilation, es waren unbeschreibliche Zustände, in den Gängen brannten nicht mal mehr Kerzen, so

stickig war die Luft. Der letzte Alarm war morgens gegen 3 Uhr zu Ende, da haben L., J. und ich nachher noch eine Weile gestanden und geflaxt, der Himmel im Osten war schon rot.

Am Sonntag bin ich mit dem Handwagen in Onkel G.s Laden gefahren und habe Sigrid geholfen Kohlen, Kartoffeln und Eingemachtes in ihre Wohnung transportieren, ausserdem brachten wir noch einen Eimer in den Garten. Das kostete den ganzen Vormittag. Abends haben wir dann angefangen, unseren Keller einzurichten, denn vom Nebenhaus kam die Parole, bis ½ 10 U sollte alles in die Keller gehen, Berlin sei zur Festung erklärt, wer die weisse Fahne zeigte, würde erschossen und alle sollten kämpfen bis zum letzten Atemzug. Ausserdem hatte schon morgens in der Zeitung gestanden, welche Lebensmittelzuteilungen es geben sollte, man bekam 1 Pfund Fleisch, Zucker, Nährmittel, Hülsenfrüchte, Bohnenkaffee und eine Büchse Konserven. Danach hatte Mutti schon angestanden. Beim Anstehen konnte man übrigens am sichersten erfahren, wo die Front steht. Die Leute wussten es alle ganz genau, der Alexander- bzw. Potsdamer Platz sollte schon unter Beschuss liegen, in Weissensee waren Strassenkämpfe und hier in unserer Richtung lag die Kampflinie am Teltow-Kanal. Nun liess man uns ja auch vollkommen im Dunkeln, Radio konnte man der Stromsperre wegen nicht hören, Zeitungen gab es aus demselben Grund schon tagelang nicht mehr, telefonischer Anschluss war nirgends mehr zu bekommen, also war man schon auf die Parolen angewiesen und erzählte sie kräftig weiter. Auf der Schlossstrasse herrschte lebhafter Verkehr, Panzer, Lastwagen, Fahrräder fluteten aus der Stadt und in die Stadt, dazwischen Flüchtlinge mit Leiterwagen und Bündeln, auf Panjewagen und in Autos. Wir machten uns nun auch daran, unsre Vorbereitungen zu treffen. Der Keller war schon mit Fräulein O.s kleinem Ofen, Tisch und Schlafgelegenheiten ausgestattet worden, wir waren aber noch

stolz und mieteten uns in unserm kleinen Verschlag unter der Treppe ein. Da kamen unsere Koffer hin, Liegestühle und ein Korb mit Fresalien. In dieser Nacht haben wir auch schon unten geschlafen. Wir sahen aus wie die Babys im Stechkissen in unseren Stühlen, von Mutti bis oben hin verpackt. Es war auch ganz nett, bis auf die kalte Nase, die man bekam.

Am Montag gingen Mutti und ich erst noch mal in den Garten, um die Sache zu erledigen. Dann stellten wir uns noch nach Fleisch und Brot an, es knallte schon näher, es wurde oben immer mulmiger. Ich holte am Nachmittag noch einen Handwagen mit Holz und Kohlen aus der Südendstrasse, es goss in Strömen. Vati liess sich beim Volkssturm entschuldigen wegen Krankheit und lag hier im Bett. Onkel P. kam uns noch besuchen mit einem verklebten Auge, und das war noch sein Glück, denn sonst wäre er auch schon mit dem Volkssturm zum Einsatz gekommen.

1. Mai

Gestern konnte ich leider nicht weiter schreiben. Ich bin ja überhaupt immer auf dem Sprung, denn jeden Augenblick kann ein Russe hier heraufkommen, dann springe ich immer schnell unter das Bett in der Kammer; denn das stimmt, dass sie alle Mädchen und auch ältere Frauen vergewaltigen. Aber das kommt später.

Wie gesagt, mit dem ersten Tag, an dem die Russen im Grossraum Berlin aktiv wurden, hörten die Angriffe auf. Deshalb waren wir auch alle geneigt, den Gerüchten über eine Entzweigung zwischen Russland einerseits und Amerika und England andererseits Glauben zu schenken. Zumal die bis zur letzten Minute von amtlichen Stellen verbreitet wurden, um uns bei der Stange zu halten. Den Volkssturmsoldaten hat man sogar genaue Termine für amerikanische Luftlan-

dungen angegeben. Die armen Kerle haben vergeblich auf die Verstärkungen gewartet. Der verbissene Widerstand, den die Kerle uns gepredigt haben, hat überhaupt so manche Träne gekostet, vierzehnjährige Hitlerjungen haben sich gewunden mit den Bauchschüssen der russischen Scharfschützen im Leib, die Männer standen mit der Panzerfaust gegen schwerste Waffen und Maschinenwaffen, man kann wirklich sagen, jeder Gefallene hier in Berlin ist ein persönliches Opfer für unsere Bonzen. Also, nun aber der Reihe nach: Montag Abend packten wir uns also, in Sachen selbstverständlich, oben ins Bett, Mutti unten. Wir hatten eine Woche vor der Geschichte noch den Mut umzubauen, das heisst, die Balkonstube habe ich mir eingerichtet und die ollen Esszimmermöbel haben wir ins Schlafzimmer gestellt. Da hausen wir jetzt. Ich war so schrecklich glücklich über mein Reich, hab alle meine Bücher rüber geholt ins Regal, meine liebsten Bilder an die Wand genagelt, ach, und das Gefühl, ein eigenes Reich zu haben! Ich war wirklich sehr glücklich. Na, vielleicht behalte ich es noch eine Weile. Ganz mit Blumen habe ich es mir geschmückt, Zweige in der Kugelvase auf dem Tisch, Frühlingsblumen auf dem Schrank, einen Apfelblütenzweig in der Hängevase. Ich fühlte mich so wohl. Und dann kam die Bescherung, ich wollte zuerst gar nicht reingehen. Am Montag Abend kam Herr K. und sagte wir sollten man in den Keller gehen, Friedenau würde schon beschossen. Vati blieb noch oben, aber wir schliefen schon im Keller. Am Dienstag Morgen hatten wir den ersten Artilleriebeschuss, gleich die ersten Granaten krepiereten hier um uns herum, eine oben auf der Brandmauer zwischen unseren Häusern. Alle Scheiben sprangen in tausend Stücke, eine mächtige Ladung Schutt und Steine kam von oben, wir hielten uns zuletzt die Ohren zu. Herr B. kam ganz verstört aus dem Bett, das war so der erste Gruss. Dann, nachdem wir uns vom ersten Schreck erholt hatten, versuchten wir

oben ein bisschen Ordnung zu machen, denn von unseren kapputtigen Wänden war natürlich wieder eine ganze Ladung Mörtel gese-gelt.

2. Mai

Schon wieder ein Tag vorbei, es ist erstaunlich, wie schnell die Zeit vergeht. Heute Nacht war es schon ganz ruhig, die Artillerie ist scheinbar weiter vorverlegt, denn wir hatten in der Nacht nicht mehr dieses entsetzliche Abschussgebumse. Eigentlich hatten wir ja mächtige Angst vor dem gestrigen Tag, weil doch der 1. Mai der grösste Feiertag der Bolschewisten ist. Aber man hat wohl in Anbetracht der Sachlage nicht soviel Alkohol ausgegeben. Aber die Ereignisse von gestern kommen auch noch an die Reihe.

Also, ich war bei unsern Artillerietreffern am Dienstag. Gegen Mittag liess das Feuer nach. Wir wagten uns wieder vor die Tür. Es war recht schönes Wetter, nur in Richtung Dahlem und Lichterfelde war der Himmel von Brandwolken verhüllt. Ab und zu piff noch eine Granate in bedrohlicher Nähe durch die Luft, die Flieger nöhlten die ganze Zeit über uns herum, aber wir hatten eigentlich kaum Angst vor ihnen, denn wir glaubten, es seien Schlachtfieger und Jäger, die uns nichts tun würden.

Onkel G., der hier drüben in der Feuerwache stationiert war, kam uns ab und zu besuchen und erzählte die neuesten Neuigkeiten, sie hatten nach Mariendorf telefoniert, die Dienststelle war aber schon besetzt, ein höherer russischer Offizier meldete sich, der sie fragte, wie lange sie denn noch weiter kriegten wollten. Sie konnten natürlich nicht antworten, wie ihnen ums Herz war, denn das Gespräch hätte ja abgehört werden können. Ausserdem erzählte er, dass ihnen schon freigestellt worden war, nach Hause zu gehen oder sich zum Amerikaner herüberzuschlagen. Er war dann auch zwei Tage zu Hause gewesen, hatte sich aber wieder hier bei der Wache gemeldet,

denn man weiss ja nie, wie einem das ausgelegt worden wäre, unter Umständen.

Es herrschte überhaupt allerorten eine katastrophale Stimmung. Die meisten Leute waren betrunken, die Feuerwehr lud ihre Waffen hier in unsern Löschteich aus. Darüber waren wir ja nun sehr froh, denn wenn die Wache verteidigt worden wäre, wären wir bestimmt nicht so gut davongekommen. Die meisten sahen ja auch ein, dass der Widerstand vollkommen sinnlos war, und man kann es keinem übelnehmen, der sein Leben nicht dafür auf die Strasse werfen will, dass irgend so ein Aufruf eben erfüllt wird. Die ganze Schlossstrasse entlang sollen die Panzerfäuste gelegen haben, der Volkssturm musste sie nachher wieder aufsuchen.

Hier an der Feuerwache war scheinbar ein Sammelplatz für die Löschwagen, denn die ganze Ecke stand voll. Wir bekamen nun allmählich die Wut darüber, denn die Artillerie hat sicher deshalb so viel härter gebullert, und ein paar Tiefangriffe hatten wir auch. Einige resolute Frauenzimmer marschierten deshalb raus und schnauzten mächtig, da rissen sie dann ein paar Büsche aus den Vorgärten und fuhren die Wagen ein Haus weiter.

Im Keller gewöhnte man sich langsam aneinander, Frau B., Fräulein R., Frau B. und Herr B. waren meist bei uns vom. Da machten wir noch einmal eine kleine Schnapsrunde mit unserem schönen Apricot, das hob die Laune etwas. Strom hatten wir schon lange nicht mehr, am Montag Nachmittag ging er noch einmal an, und dann am Dienstag wohl auch noch, da hörten wir noch im Keller Kinderfunk und Ratschläge für die Hausfrau. Und dann herrschte ägyptische Finsternis, das heisst man geisterte mit Kerzen durch die Gegend; im entscheidenden Moment kam gewöhnlich ein Luftzug und die Herrlichkeit war aus, oder der ganze Leuchter fiel in den Suppentopf. Ach, überhaupt, das Leben im Keller erforderte eine Menge Geduld.



Die Mahlzeiten hielten wir an einem grünen Küchenstuhl, gekocht haben wir bis zur letzten Minute noch oben. Unsere Fressalien hatten wir in einem grossen Gartenkorb von Vati, was man brauchte, fand man selbstredend nie. Auf den Brotkasten hatte Mutti das grüne Kissen gelegt und da sass sie dann und hütete das Brot. Unser Biomalz benutzten wir als Brotaufstrich, leider nicht lange, denn das Glas kippte boshafterweise um, und der klebrige Inhalt sickerte in alle Ritzen und Fugen. Wo man nun auch immer die Hände liess, immer zogen sich lange Fäden, alles klebte aneinander, Betten, Decken, Kissen, Koffer, Körbe, Taschen, Tücher, alles hielt aneinander fest. Na, das war ja das geringste Übel.

Am Mittwoch war wieder herrliches Wetter, klarblauer Himmel, morgens war wieder eine kleine Kanonade, einige behaupteten sogar, es sei eine Stalinorgel gewesen. Im Laufe des Morgens erreichte uns das Gerücht, auf dem Güterbahnhof Steglitz sei eine Lebensmittellieferung angekommen, und die Sachen würden frei verteilt. Also machten wir uns auf den Weg zum Steglitzer Güterbahnhof. Unterwegs trafen wir schon Leute mit Eimern und Körben, im Arm trugen sie ihre Tüte voll Haferflocken, olle rostige Schüsseln mit Marmelade oder Konservendosen. Mutti und Frau B. drehten noch einmal um, um ein Behältnis zu holen, ich ging allein schon vor. Ein Strom von Menschen wälzte sich die Körnerstrasse entlang, man hörte schon gefährlich grollend das dumpfe Gemurmel wie von einem aufgestörten Bienenvolk. Aber der Anblick, der sich einem dann bot, hätte einem eigentlich für alle Zeit den Appetit an den Menschen verderben sollen. Aber es ist erstaunlich, wie schnell man all diese beschämenden Bilder begräbt um den Platz für neue freundlichere frei zu bekommen. Auf den Gleisen standen die Wagen mit spaltbreit geöffneten Türen, die Menschen hingen in Trauben daran, streckten die Hände aus und schrien und bettelten. Andere schlichen sich mit

gefüllten Netzen und Taschen durch den Tumult, manche fuhren mit dem Finger in ihre Marmeladeschüsseln und leckten mit seligem Gesicht. Am Brotwagen stand eine lange Schlange, mit giftigen Gesichtern vertrieben sie jeden, der sich nur in ihre Nähe wagte. Aus dem Konservenwagen flogen die Büchsen den Leuten auf die Köpfe, das Volk raufte und puffte sich darum, einige lasen Erbsen und Haferflocken von der Erde auf, für ihre Hühner, wie sie sagten. Andere schleppten ganze Säcke voll davon, hier hatte einer einen ganzen Eimer voll Kunsthonig erwischt, eine ganze Meute lief hinterher, schreiend und schimpfend und in einer Ecke erkämpfte sich dann jeder seinen Teil. Dies Bild erinnerte lebhaft an den Hühnerhof, die Henne mit dem fetten Regenwurm. Da gab es blaue Augen, ausgerissene Haare, verstauchte Gelenke, Pflaster und blutunterlaufene Stellen. Man schlug sich gegenseitig auf den Kopf, trat sich ins Schienbein, boxte und kniff, dass es eine Art hatte. Ich hatte regelrechte Angst, hielt mich in vorsichtiger Entfernung, bis Mutti mit Frau B. kam. Unentschlossen pilgerten wir von einem Knäuel zum andern, hielten uns immer fest an der Hand. Nun waren aber ganz Verwegene von hinten an dem Wagen hochgeklettert und hatten sie angebohrt. Am Konservenwagen erschien mir die Lage günstig, ich kroch unter den Puffern der Lokomotive hindurch mitten ins Gedränge, das sich zwischen den beiden Zügen gebildet hatte. Gleich bekam ich einen ermunternden Stoss in die Seite und eine der Giftnudeln sagte, ich sollte mich hintenranstellen. Ich nahm all meinen Mut zusammen, stellte mich taub, streckte den Arm aus, ich habe ja sehr lange, und bekam auch glücklich eine Büchse in die Hand gedrückt. Aber damit war der Fall nun nicht erledigt, denn gleichzeitig hatten drei andere nach der Dose gegriffen. Na, ich liess sie fahren, denn sonst hätte mir glatt einer das Ding an die Stirn geschmettert, bekam denn doch noch eine, grüne Erbsen, wie ich später feststellte,

stemmte meine Arme fest gegen die Rippen, damit man sie mir nicht zerquetschte, trat rücksichtslos um mich, so weit ich konnte, und erkämpfte glücklich das Freie. Diese Büchse war also unter Einsatz des Lebens erstanden.

Im Nachbarwagen waren kistenweise Drops geladen. Oben an der Luke hing ein Bursche, der langte immer eine Handvoll und warf sie unter das Volk, wie weiland der Papa Wrangel die Sechser unter die Gassenjungen. Ich schwang mich auf die Lokomotive, fing mit einer Hand Rolle auf Rolle und war sehr verblüfft über meine Geschicklichkeit. Nun kletterte der junge K. auf das Wagendach, grabste ganze Schachteln u. drückte mir auch eine in die Hand. Nun wollte ich den Rückzug antreten. Es wurde allmählich auch die höchste Zeit, denn oben am Himmel kreisten zwei oder drei glänzende Silberfischchen, die sich plötzlich vervielfachten, und schon war der schönste Angriff im Gange. Wir stürzten mit unserer Beute in eine Ruine, fluchten und schimpften, dass man der dummen Fresserei wegen sein Leben aufs Spiel setzte. Immer wenn wir gerade losgehen wollten, erschien eine neue Welle, es piff und prasselte, wir steckten die Nase in den Dreck und lutschten saure Drops.

Endlich schien eine Pause zu sein, wir wollten losgehen, da hatte Mutti ihren Absatz verloren, wir mussten nochmal in die Ruine zurück, auf halbem Wege in der Körnerstrasse ging es wieder los, wir krochen unter einen Möbelwagen, der da als Versuch einer Barrikade hingebaut war. So ging es ruckweise nach Hause. Da standen beim Schlächter die Leute, wir konnten nicht widerstehen, und bei Fliegergebrumme und Bordwaffengeknalle erstanden wir dann auch noch unser Fleisch. Die Russen hatten da auch Flugblätter abgeworfen, die besagten, dass wir auf eine Entzweiung zwischen Amerika und Russland hofften, aber die Einigkeit sei nie so innig gewesen. Das stimmt ja nun sicher auch nicht ganz, denn die Interessen der

beiden sind ja eigentlich zu verschieden. Aber für uns wäre es ja nur von Vorteil, wenn sie sich einig wären, denn dass die Auseinandersetzung zwischen ihnen hier auf deutschem Boden ausgetragen werden würde, ist ja klar. Und wir wollen im Moment nichts als Ruhe und wenn möglich ein bisschen Ordnung. Ja, das war der Mittwoch.

Im Laufe des Nachmittags hatten wir noch ein paar Luftangriffe, unserm Haus schlodderten wohl mächtig die Gebeine, denn es war so, als lehnte man sich an Pudding. Wir hatten eigentlich schon mit dem Leben abgeschlossen. Einmal waren Mutti und ich gerade in der Wohnung, da kamen die Flieger plötzlich ganz tief und es pfeift auch schon, Mutti kriegte die Korridortür überhaupt nicht auf noch zu, die schaukelte immer hin und her. Da sind wir aber in den Keller geflüht! So sehr man das Loch gehasst hat, wie selig war man immer wieder in seiner Geborgenheit nach so einem Ausflug nach oben.

In der Nacht zum Donnerstag schlief ich sehr schlecht, ich träumte gerade, ein Russe käme zu uns in den Keller und bäte um Wasser. Weil niemand den Mut hatte sonst, stand ich auf, ich musste irgendwie in einen Gang, da fiel plötzlich gelbliches Licht auf eine geradezu chinesische Physiognomie, mit den ekelhaftesten Schmatzlauten schlug er meinen Mantel auf und betastete mich. Da wachte ich davon auf, dass draussen vor unserem Haus ein Fahrzeug hielt. Nun war mir ausserdem schrecklich kalt, ich fing fürchterlich an zu zittern. Mutti war auch wach, ich stotterte leise: «Du, ich glaube, sie sind da!» Wir packten eilig unsere Stühle zusammen und schlichen in den Gemeinschaftskeller. Vati hatte schon immer da geschlafen, weil es dort geheizt ist und er doch so empfindlich gegen Kälte und Zug ist. Ich war einfach nicht fähig, eine Hand zu rühren. Maschinengewehr- und Gewehrfeuer klangen auch schon gefährlich nahe. Aber davor hatte ich eigentlich gar nicht mal so Angst, das muss di-

rekt eine Art Nervenfieber gewesen sein. Mutti machte mir ein Bett und da schlief ich dann ruhig bis zum Morgen. Mutti hatte immer am meisten Angst vor den Fliegern, wenn sie einen brummen hörte, war es aus mit ihrer Fassung.

Nun sammelte sich so allmählich alles im grossen Keller. Frau B. kam auch noch im Laufe der Nacht, sie hatte bis dahin auch in ihrem eigenen Keller geschlafen. Herr B. und Martha erschienen am nächsten Morgen. Da knallten hier wieder ein paar Granaten, drüben auf dem Kirchplatz und auf der Strasse; ein kleiner Blindgänger blieb direkt vor ihrem Fenster stecken. Da wurde ihnen die Lage auch langsam mulmig. Am Donnerstag traute sich auch niemand mehr so recht, oben zu kochen. Nur der alte Herr L. stieg unentwegt die drei Treppen hoch und schmurgelte für seine Frieda, die ängstlich hier in der Ecke hockte und sich nicht traute, die Nase aus der Tür zu stecken. Am Donnerstag traute ich mich auch nicht mehr, mich beim Waschen auszuziehen. Unser Wasser wurde auch immer knapper. Im Keller kochten alle eifrig, jeder sein Töpfchen, immer hübsch nebeneinander. Allerdings war das Zusammenleben auch nicht mehr so idyllisch. Fräulein K. und Fräulein D. stänkerten sich bei jeder Gelegenheit, Frau B. fuhr Fräulein R. über den Mund, Fräulein O.s Stimme wurde vor lauter Kognak immer tiefer, Frau L. schimpfte, ihre Töchter heulten, am besten war es immer noch vor der Tür. Aber am Donnerstag traute man sich schon nicht mehr so. Am Mittwoch und Dienstag hatten wir uns noch mit den Feuerwehrleuten unterhalten, die hatten auch noch Frau R.s Schiessgewehr in den Löschteich geworfen, einer schenkte mir noch eine Zigarette.

Im Laufe des Nachmittags kamen hier zu uns zwei entlassene Volkssturmlaute, die gern nach Hause wollten, aber nicht konnten, weil ihre Heimat, Lichterfelde, schon besetzt war. Sie waren am Samstag von der Arbeit gekommen, da hatte man sie aufgegriffen

und in den Volkssturm eingereiht. Einmal waren sie wohl schon entlassen, wollten sich in einem Keller von der Front überrollen lassen, aber wurden von der SS wieder rausgeholt und wieder in den Volkssturm gesteckt. [...] Da hatten sie dann mit den Barrikaden am Gardeschützenweg verteidigt. Sie sprachen uns vor der Tür an, ob sie wohl ein bisschen zu uns in den Keller kommen könnten, sie seien seit Samstag unterwegs. Nun war das ja ein Wagnis. Man hätte sie glatt als Fahnenflüchtige aufgreifen können und uns mit erschiessen, wenn wir sie aufgenommen hätten. Aber mich fesselten an beiden so die Augen. Es waren beide einfache Menschen, der eine blond, der andere dunkel. Die Augen hatten einen etwas starren Ausdruck, man sah ihnen die Erschöpfung und das Elend an, das sie gesehen hatten. Sie konnten sich beide ganz gut ausdrücken, hatten vernünftige ruhige Ansichten, also, es waren sehr anständige Männer. Wir liessen sie erst mal Kaffee trinken und ein bisschen schlafen, dann erzählten sie uns vom Kampf: wie unmöglich es für unsere Leute gewesen sei, den Russen zu widerstehen, die alle mit Maschinenwaffen ausgerüstet gewesen waren, vor allem für die uralten kranken Knaben vom Volkssturm und die kleinen Hitlerjungen. Er hat überhaupt dolle Sachen erzählt, die unsere Liebe zu unserer Führung nur noch mehr steigerten.

Überhaupt, wie oft wir in unseren Kellertagen Hitler und alles verflucht haben, kann man kaum zählen. Jeder hatte alles natürlich schon seit Langem vorausgesehen und genau gewusst, wie alles kommen würde. Ich sehe uns noch sitzen im zweiten Kellerraum, unserm allerersten Luftschutzkeller, und alles bereden. Hin und her hat man die Dinge geschoben. Leider sind wir ja nun zur grösstmöglichen Passivität verurteilt, die sich denken lässt. Der Schlusssatz einer jeden Debatte ist, immer derselbe: Na, wir wollen abwarten, wir müssen ja doch alles hinnehmen, wie es kommt.

In den ersten Tagen kam einem das nicht mal so zum Bewusstsein, aber allmählich fällt es uns doch auf, wie sehr wir von der Welt abgeschnitten sind. Man weiss nicht wie die Fronten stehen, nicht mal, wie weit Berlin in Feindes Hand ist, die primitivsten Fragen in Bezug auf unsere Zukunft kann kein Mensch beantworten, jeder ergeht sich in Vermutungen, die durch das nächste Gerücht wieder vollkommen gewandelt werden. Jeder hockt in einer Ecke, dreht die Daumen und weiss absolut nicht, was er eigendlich mit sich anfangen soll.

### 3. Mai

Früher hiess es so oft in meinen poetischen Ergüssen: die Zeit steht still..., davon kann aber nun gar keine Rede sein, jetzt rast die Zeit, morgen sind wir schon eine Woche russisch. Gestern brachten sie von draussen die Nachricht, dass Hitler sich erschossen habe, Berlin ganz und gar in russischer Hand und Waffenstillstand geschlossen worden sei. Alles drei würde uns sehr erfreuen, wenn es wahr wäre. Aber man ist jetzt schon ein bisschen vorsichtiger geworden, es ist uns ja zu viel vorgeschwindelt worden.

Nun aber weiter im Gang der Ereignisse. Wir waren bei unsern beiden VolkssturMLEuten. Gegen Abend kam dann noch ein dritter dazu, allerdings nicht vom Volkssturm: Onkel G. setzte sich von der Feuerwache ab, als die den Befehl bekam, ins Stadttinnere zu fahren. Wir hatten keine Ahnung, er sass hier oben in unserer Wohnung, holte sich aus Vatis Schrank die alte Smokinghose, einen ollen grauen Pullover, grosse schwarze Stiefel und eine hellgrüne Schiebermütze. Er sah aus, wie aus dem dollsten Kintopp geklaut. Erst versteckte er sich in unserer, dann in B.s Wohnung, denn nach Abzug der Feuerwache setzte sich drüben ein SS-Stab fest, der uns alle in Angst und Schrecken stürzte, weil wir bestimmt annahmen, die Herren würden die Wache verteidigen. Die Löschkolizei hatte ja auch erst den Befehl

gehabt, aber die Männer hatten fürsorglich alle ihre Waffen und Munition in einem Teich zur Ruhe gebettet.

4 Uhr

Gott sei Dank, endlich ist mal ein bisschen Ruhe im Bau, man konnte ja schon bald nicht mehr treten hier. Ich habe wieder meinen Stammplatz in der Küche am Tisch eingenommen, damit ich im Notfall gleich flitzen kann. Aber jetzt ist es schon herrlich ruhig. Heute hatten wir den ganzen Tag keinen Besuch, gestern auch nicht, erfreulicher Fortschritt. Die Bagage vom Althoff-Platz soll auch abgezogen sein.

Hoffentlich stimmt es nicht, dass die Amerikaner kommen, denn mir sind jetzt die Russen ganz sympathisch, und immer besser den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach, vielleicht haben wir sogar schon die Taube in der Hand, wer kann es wissen? Die Leute haben nämlich schon wieder gefaselt, die Amerikaner rückten in Friedenau ein. Das klingt verflucht nach Gerücht, zugegeben, was sollen die denn ausgerechnet in Friedenau? Es wird ja auch nicht stimmen. Hitler soll am 21. April einen Hirnschlag bekommen haben und am 24. gestorben sein, Eisenhower soll das im Rundfunk bekannt gegeben haben. Ach, mir ist das wirklich alles wurscht, ich habe mich nie sehr für Politik interessiert, mir ist nur wichtig, ob es in Zukunft so eine Art von Kunst geben wird oder nicht.

Die russischen Soldaten machen uns schon vor, wie wir früher strammgestanden haben und gegrüsst: Heil Hitler! Nun mussten die Leute auf einer Versammlung Heil Stalin! rufen, daran wird man sich auch gewöhnen. Das Heil Hitler ging uns ja auch nicht leicht über die Lippen, und wir hoffen alle sehr, dass wir vielleicht wirklich noch einmal aus vollem Herzen Stalin Heil zurufen. Warum auch nicht?

Was Russland betrifft, hat uns unsere Propaganda von A bis Z belegen. Die Russen sind weder Schweine noch Lumpenbarone, weder



Menschenfresser noch Wildschweine, abgesehen von dem Abschaum, den es in unserem Heer genauso gegeben hat. Denn die Typen, die hier in die Häuser kommen, alles durchwühlen, stehlen und plündern, die Mädchen und Frauen vergewaltigen, sind ja meiner Meinung nach nicht die russische Armee, das sind irgendwelche asiatischen Hinterwäldler. Ausserdem ist ihnen ja streng verboten in die Häuser zu gehen. Die Offiziere sagen uns immer wieder, wir sollten sie einfach nicht hereinlassen; dass sie uns dann die Türe einschlagen würden, ist ja wieder eine andere Sache. Von Stalin soll ein Befehl gegeben worden sein, dass keiner deutschen Frau etwas geschehen soll, aber in den besetzten Gebieten sind wohl die Frauen zu zählen, die nicht irgend so einer vorgehabt hat. Dabei haben sie alle Angst! Mit angeschlagener Pistole treten sie den Rückzug an, dass man ja nicht schreit. Wenn ein Offizier sie dabei erwischt, werden sie wohl auch sehr streng bestraft. Na, das kommt alles nachher.

Also Onkel G. hatte seine Uniform in ein Bündel gesteckt, gegen Abend holten wir ihn dann zu uns in den Keller. Es war wirklich ganz gemütlich unten. Bei Kerzenschein sassen alle beisammen, mehr oder minder beklommen, denn jeder konnte sich eigentlich an den Fingern abzählen, dass am nächsten Morgen die Russen bei uns anlangen mussten. Sie machten so schrittweise ihr Pensum jeden Tag, durch nichts aufzuhalten, aber auch nie übereilt.

Am späten Nachmittag begruben die Feuerwehrleute noch drüben an der Kirche einen gefallenen Kameraden. Vati erzählte es mir, wie sie dann beiseite gegangen wären und ein Kreuz gezimmert hätten und dann mit der Mütze auf der Brust eine Weile still vor dem Grab gestanden hätten. Ja, wie viele mögen so noch den Tod gefunden haben, obgleich das Ende doch schon ganz klar auf der Hand lag.

Als sich nun das Netz um uns immer enger zusammenzog, bekam

es Herr B. mit der Angst zu tun und fing an, mit Vati seine Möbel in den zweiten Kellerraum zu schaffen. Sofort fing die übrige Hausgemeinschaft Feuer, begann bedrohlich zu murmeln, die Atmosphäre wurde sichtlich giftgelb. Mutti stänkerte, weil Vati sich anstrenge. (Es war ja auch zum Sterben, er schuftete sich ab für andere, und zu uns kam er dann wie das Leiden Christi angewankt und zählte stöhnend seine Leiden auf.) Da war nun Herr B. natürlich verschnupft. Fräulein D. und Fräulein K. stiegen tränenden Auges ihre drei Treppen rauf und runter, weil sie einen Artillerietreffer abbekommen hatten, und schlepten Koffer und Kisten in den Keller. Die anderen moquierten sich darüber, wie man so an seinen Sachen hängen konnte, wo ja doch eigentlich auf der Hand lag, dass wir doch alles loswerden würden. Wollte Fräulein K. gehen, so kreischte Fräulein D., weil die Flieger so brummten. In einer anderen Ecke sass Fräulein M. und weinte, weil wir vorher so auf Hitler und die Nazis geschimpft hatten. Frau B. wusch bei dem tollen Beschuss Geschirr ab in ihrer Wohnung oben, und Herr L. kochte ohne Ende Kaffee. Ich hockte zu der Zeit am liebsten in meinem Liegestuhl und döste vor mich hin. Die Heulepoche hatte ich glücklich überwunden, ich träumte von Salzburg, dachte ab und zu an K. und die schönen schönen Konzerte, dann knallte es mal wieder zu doll, so verging die Zeit. Es schoss nun schon von allen Seiten, wir mussten vollkommen eingeschlossen sein. Die SS-Wache drüben hatte sich wohl auch schon dünn gemacht.

Abends sassen wir noch sehr lange im andern Keller um Herrn B.s Tischchen und versuchten, ein wenig den Schleier über unserer Zukunft zu heben. Wir waren uns so ziemlich einig, dass Fräulein M. in ihrem Liegestuhl wieder mit den Tränen kämpfte. Frau B. erzählte, was sie von Bekannten über Russland wusste, alles ziemlich sich widersprechende Geschichten, die Stellung Amerikas liess sich

auch nicht so recht festlegen, na, um 10 Uhr gingen wir getrost schlafen. Für die Volkssturmeute hatten wir ein schickes Bett aus Stühlen gebaut, Onkel G. kampierte auf Frau B.s steifarmigem Liegestuhl.

In der Nacht um ½ 1 Uhr kam die Martha rüber in unseren Keller und behauptete steif und fest, es hätte geklopft. Herr B. ging gucken und kam dann wieder: «Es stehen mindestens vierzig Russen vor der Tür!» Todesstille. Dann kam die Martha und verkündete triumphierend, es sei endlich Verstärkung aus dem Westen gekommen, das seien deutsche Soldaten, die hier schlafen wollten, die andern Häuser seien auch schon voll. Onkel G. sank mit hörbarem Plumps das Herz in die Hosen, wir erwogen für und wider dieser alarmierenden Nachricht, dann wurden sie in K.s und B.s Wohnung verstaubt, und Fräulein Martha stellte in ihrem Eifer ihre Stube auch zur Verfügung. Der Führer guckte wohl auch noch zur Tür in den Keller hinein, er hatte tatsächlich so eine Art Fallschirmjägerhelm auf und eine Tarnjacke an. Martha erzählte, sie seien ganz fabelhaft ausgerüstet, mit Panzerfäusten und allen anderen Waffen und seien nur zwei Tage unterwegs gewesen und natürlich hundemüde. Aber sie strahlte über das ganze Gesicht, so weit man das im Halbdunkel erkennen konnte. Ein bisschen benommen waren wir ja doch, das muss ich schon sagen. Aber am nächsten Morgen um \*46 Uhr wurden sie alle geweckt, sammelten sich drüben bei der Feuerwache und setzten sich ab. Sie kamen aus dem Westen, allerdings aus dem Westen Berlins, und wo die Martha das schöne Märchen herhatte, ist bis heute nicht bekannt.

Am Freitag früh setzte wie immer die Artillerie ein. Daran hatte man sich schon mit der Zeit gewöhnt. Wir standen wie sonst auf und frühstückten. Dann klangen die Schüsse plötzlich nicht mehr ganz so nah, Vati und ich standen in der Tür vom Seiteneingang, dann sammelten wir noch die verstreuten Bretter vom Dach und zerhackten

sie zum Verbrennen. Dann kamen allmählich alle aus dem Keller, blinzelten ein bisschen und fingen an zu flachsen. Ich holte eine Rolle Drops aus der Tasche und munter kauend besahen wir uns die Gegend. Dann tadelte Mutti meine Frisur, ich ging als gehorsame Tochter in den Keller, griff mir meinen Affensarg und stieg hoch, um mich zu kämmen. Wie ich in meinem Zimmer vor dem Spiegel am Balkonfenster stehe, fährt da so eine braune Gestalt auf einem Fahrrad vorüber, grinst freundlich hoch, ich denke, ich sehe nicht recht, aber es war wirklich der erste Russe.

Dann tauchten bald hier und dort Autos auf, wir gingen ins Nebenhaus und standen mit J., Frau M. und Fräulein T. vor der Tür. Da kam wieder ein sehr nettes junges Kerlchen auf dem Fahrrad vorüber, eine Frau aus Nummer 50 quatschte ihn an, brachte gleich Schnaps, liess sich die Frontlage zeigen, der alte Chinese und Herr N. gingen dazu, das Frauenzimmer hatte scheinbar schon einen kleinen in der Krone, denn sie benahm sich eigentlich skandalös. J. mit dem Küchenmesser in der Hand war ehrlich entrüstet, dann kam einer mit einer Kiste voll Salzstangen, die er wohl irgendwo geklaut hatte. Da standen wir nun und dachten, eigentlich doch ziemlich ruhig und gesittet in den Frieden hinübergerutscht zu sein. Ja, man dachte so an Herrn Hitler, wie so alles, was er gewollt hatte, ganz ins Gegenteil umgeschlagen war, wir haben feste gehungert und gefroren, unsere schönen Städte sind fast ausnahmslos zerstört, auf seinen Autobahnen rollt der Feind ins Land, sein Grossdeutschland ist so klein wie nur möglich und sein Erzfeind Russland so stark und kräftig wie nur möglich. Das Ende und Ziel seiner Regierung ist dieses Chaos und Elend in Deutschland. Tausende von deutschen Menschen mussten ihr Leben drangeben, noch mehr ihre Gesundheit, noch mehr ihre Heimat verlassen, alles aufgeben, müssen von ihren

Angehörigen getrennt leben, abgeschnitten ohne eine Nachricht; eine riesige glühende Flamme aus Gram und Leid muss zum Himmel geschlagen sein, die alles verzehrt hat, was klein und nichtig in ihren Bereich kam. Ja, wir sind nun wieder auf die Füße gefallen, und wir sehen unternehmungslustig an der Nase vorbei nach neuen Taten, es ist ein Segen, dass der Mensch immer wieder gezwungen ist, sich in den Strom zu stürzen und mitzuschwimmen, nicht abseits stehenbleiben darf. So wird sich das Rad wieder langsam zu drehen anfangen, und so tapfer wie der weisse Baum in unserem Vorgarten Blüten über Blüten unter den Trümmern hervortreibt, werden wir auch wieder blühen. Das hoffe ich so sehr. Nachdem so lange das Kriegsrecht geherrscht hat, kommen nun hoffentlich die lieblichen Gefühle auch wieder zu ihrem Recht. Wir wollen ja die Ruinen und Wunden gar nicht ungeschehen machen, dann würden sie ja ihren Sinn verlieren, im Gegenteil, sie sollten den höchsten und reinsten Sinn erhalten, sie sollen den Menschen geholfen haben. Ein kleines Kind kann man ja auch nur mit Schlägen erziehen, zumindest so eins, wie es die Menschen sind.

Ja, das war also am Freitag, dem 27.04. um 11.15 Uhr.

Die freudige Stimmung hat ja auch nicht lange angehalten. Wir gingen dann in den Keller zurück, um uns von den Aufregungen zu erholen. Da kamen dann bald die verwegenen Gestalten mit dem Schiessprügel über der Schulter hereingestürzt und schnarrten: «Uhr! Uhr!» Nun wussten wir ja schon aus den Gerüchten, dass sie so versessen auf Uhren sind. So löste denn jeder mit einem feuchten und einem trockenen Auge seine Uhr und drückte sie den Burschen in die Hand. Die stopften sie in die Taschen, die schon ganz prall waren und zogen wieder ab. Ein paar Minuten später kam der nächste Schwung. Die liessen sich schon etwas mehr Zeit, tasteten die Handgelenke ab und fassten den Männern an die Bäuche. Nachdem sie

noch ein bisschen mit ihren Gewehren herumgefuchelt hatten, verliessen sie uns noch ein bisschen ärmer als vorher. Vati fluchte ja nicht schlecht, 25 Jahre hatte er seine Uhr gehütet wie seinen Augapfel und nun nimmt sie ihm so ein Russenlummel einfach weg. Nun hörte man zum dritten Mal draussen die Stiefel poltern, ich drückte mich ganz in den Pfeilerschatten in meine Kissen und Decken. Diesmal waren es zwei kleinere und ein grosser schlanker hübscher Bengel. Erst suchten sie wieder überall nach «Uhr, Uhr», dann blendeten sie mir mit ihren geklauten Taschenlampen ins Gesicht, der grosse streckte die Hand nach mir aus, ich stellte mich dumm, schüttelte den Kopf und sagte: «Ich hab keine Uhr!» Da packte er mich beim Handgelenk und sagte: «Komm mit!» Onkel G., der neben mir sass, redete ihm gut zu: «Lass Kamerad!» Da zeigte er zwischen uns hin und her, so als ob wir zusammengehörten, Onkel G. nickte, da ging er dann. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, Onkel G. sagte leise: «Jetzt geht's schon los!» Die anderen sagten nachher, ich hätte ein schrecklich ängstliches Gesicht gemacht.

Nach einer Weile kam Mutti und erzählte vom Nebenhaus, dass sie Frau M., L. und die Tochter vom Geldbriefträger S. aus dem Keller geholt und rauf in eine Wohnung genommen hätten, angeblich sollten sie zum Kommandanten mitkommen.

Dann kam auf einmal die Ingrid Sch. ganz atemlos angelaufen, und als man nun wieder Schritte hörte, rannten wir beide in unser Kellerloch, hockten uns hinter die Stühle, zogen die Betten über den Kopf und zitterten wie Espenlaub. I. erzählte mir dann flüsternd, wie sie im Eingang gestanden hätte mit einem Teller Bratkartoffeln, als die Kerle kamen, einer hätte noch von den Kartoffeln gekostet, da hätte sie den ganzen Teller weggeworfen. Ein anderer hätte sie unters Kinn gefasst, es wäre ihr noch immer schleierhaft, dass sie sie hätten stehen lassen. Ich litt Folterqualen unter dem Bett mit ihr, denn er-

stens riechen dicke Menschen schon immer nicht gerade nach Veilchen und Lavendel, noch dazu, wenn man nahezu eine Woche nicht aus den Klamotten gekommen ist, ausserdem stiess sie so entsetzlich auf, dass sich jedes Mal eine Wolke wie nach bestimmten chemischen Versuchen verbreitete, zum dritten sagte sie dann, sie hätte gerade ihre Geschichte bekommen. Wir etablierten uns dann etwas besser, indem wir uns auf unseren Kartoffelsack setzten, allmählich allerdings hatten wir alle Kartoffeln im Relief in unserem Hinterteil, da brachte uns Mutti dann zwei Kissen, da kamen wir uns schon vor wie die Fürsten. Das ganze Haus stand Wache um unseren Käfig, Mutti baute dann noch allerlei Gerümpel davor. Allmählich wurde man steif und steifer, unter Zittern und Zagen ging die Zeit. Wir bekamen eine Schnitte mit Schweinefleisch, sonst waren Seufzer unsere Speise. Ich weiss nicht, wie oft ich allen Ernstes wünschte, tot zu sein.

Wir hörten nun immer, wenn wieder welche kamen, und unsere Leute ganz verzweifelt riefen, sie hätten keine Uhren mehr, die anderen Kameraden hätten schon alles weggeholt. Später wurden sie dann rabiat, wühlten alles durcheinander, liessen sich die Gepäckstücke zeigen, Vati klopfte einer mit der Pistole gegen den Mund und Fräulein M. bekam sogar eine Ohrfeige, weil sie gesagt hatte, sie hätte keine Uhr, und der Ruski Kamerad dann doch noch eine in ihrer Tasche fand. Da war sie so beleidigt, dass sie ihre Sachen packte und mit Frau B. im Gefolge gen Westen zog. Sie sind bis heute noch nicht wieder hier, wer weiss, wo sie abgeblieben sind.

Zur Nacht räumten Mutti und Vati den Keller ganz und gar aus, hinten in der äussersten Ecke machten sie uns ein schönes Lager zurecht, da legten wir uns hin, dann wurde alles mit Kisten, Koffern und Kästen verbarrikadiert, die Lattentür davorgestellt und gute Nacht gesagt. Ich stand wieder schreckliche Ängste aus, denn Ingrid schnarchte wie ein Holzknecht.

In der Nacht kam auch noch mal eine ganze Meute herein, leuchtete in unser Ställchen, ich zitterte furchtbar, denn irgendjemand hatte gesagt, sie seien so scharf auf Koffer. Wenn sie nun die Koffer weggenommen hätten, hätten wir recht einladend vor ihrer Nase gelegen. Sie stiessen sogar an unsere Wasserflaschen. Am meisten hatte noch Mutti Angst. Sie redete mir immer gut zu, das sei eben eine Gewalttat, die ja am Menschen nichts ändere. Manchmal stieg es mir brühheiss ins Herz, wenn ich an unsere stolzen Hoffnungen dachte und damit unsere Lage verglich. Nicht mal für Leib und Leben hatte man Sicherheit.

Den Samstag verbrachte ich unter meinem alten Bett in der Kammer. Ich habe mich wohl noch nie in meinem Leben so jämmerlich gefühlt wie damals. Den ganzen Tag kamen und gingen die Russen hier aus und ein, fragten nach Goldsachen und Ringen. Damals sah man ja noch kein Ende ab. Ab und zu kam ich dann mal vorgekrochen und hockte auf der Wäschekiste unter all dem Gerümpel, Vati und Mutti standen in der Tür und heulten um die Wette. Die Leute aus dem Haus hockten wie verregnete Hühner bei Es in der Wohnung. Fräulein M. haben sie zweimal vorgehabt, Mutti hat mir das damals gar nicht alles so erzählt.

Abends war ich so erfroren, dass ich zu den anderen ins Bett kroch. Nun hatten wir doch nirgends Scheiben in den Fenstern, überall pustete der Wind hindurch. Onkel Gerhard war vollkommen verzweifelt, wir wussten alle nicht aus noch ein. Am tapfersten war eigentlich Mutti, sie sagte immer wieder, wir müssten durchhalten, es würde ja sicher alles wieder besser. Diese Kerls seien ja nur Marodeure. Frau M. und j. sind auch gleich zum Kommandanten gegangen, um sich zu beschweren. (Hier drüben in der Feuerwache hatte einer sein Quartier.) Der sagte, er könne jetzt nichts dagegen tun, die Leute seien im Siegestaumel, aber nach drei bis vier Tagen würde



sich alles geben. Unsere kluge Jenny war aber so nett zu ihm, dass er gleich mit ein paar anderen Offizieren herüberging, sie musizierten, lachten und tranken. Jenny bekam einen Posten vor die Tür, der sie beschützen sollte. Aber unter der Aufsicht des Postens wurden im Keller alle Koffer ausgeräumt, und Jenny flitzte mit den anderen übers Dach in unser Haus, wenn die Russen kamen. Nun ist ja der Kommandant auch weg.

In der Nacht knallte es noch ganz entsetzlich und die Flieger brummten. Die Frauen kamen nach und nach alle von oben herunter, Herr B. schnaubte Wut und Zorn, dass man ihn aus dem Bett geholt hatte. Dann beruhigten sich die Gemüter wieder, nur Frau B. und Fräulein R. konnten sich nicht entschliessen und kampierten auf unserer grünen Bank im Flur.

Am Sonntag Morgen sassen wir jämmerlich frierend am Frühstückstisch und erinnerten uns gegenseitig daran, dass heute Sonntag wäre. Die Sonne blinzelte ja auch ein bisschen durch die Wolken, aber so richtig warm wollte es bis heute' noch nicht werden. Herr B. kam ab und zu runter, und Frau B., weil keiner so recht wusste, was werden sollte. Wir fingen an, die Fenster zu vernageln, in der Borgstrasse sollte es Brot geben, in der Badeanstalt konnte man gutes Wasser holen. Man machte sich weisse Armbinden an.

Am Nachmittag kam eine Frau zu uns, die gern einen Besen geliehen haben wollte. Sie wohnte seit einigen Tagen unter uns in K.s Wohnung mit einigen anderen Damen und zwei Halbpolen, mit denen sie zusammen bei K. auf dem Holzplatz gearbeitet hatte. Sie zitterte so sehr und war so aufgereggt, dass sie kaum fragen konnte. Die Polen haben die Russen gleich immer polnisch angedredet und so die Frauen beschützt. Die Frau erzählte rührende Dinge von ihrer Anhänglichkeit, sie sorgten ganz reizend für sie. Sie hätten da einem Russen die wunden Füsse gewaschen und gepudert, der hätte ihnen erzählt, dass Stalin einen Befehl erlassen hätte, dass keine deutsche Frau geschän-

det werden dürfte und Plündern sei bei Todesstrafe verboten. Ausserdem hätte er gesagt, dass Berlin zu zwei Dritteln russisch und zu einem Drittel amerikanisch werden sollte. Wir sanken uns gegenseitig in die Arme und heulten wie die Schlosshunde. Das war nun doch endlich ein bisschen Boden unter den Füßen nach diesem Meer des Jammers. Ich kann ja gar nicht mehr sagen, wie verzweifelt wir waren. Seit dem Tage haben wir wieder ein bisschen Mut gefasst. Man war innerlich so unentschlossen und widerstandslos. Wenn man so selbst gar nichts tun kann, ist das ekelhaft. Die Dame klärte uns auch über diese entsetzliche Knallerei auf, das sei ein Frontmarkierungsschiessen für die Flugzeuge, rote und grüne Leuchtkugeln. Das war nachts manchmal wie wahrer Hexensabbat, man dachte, die Welt ginge unter.

So ging es nun Tag für Tag weiter, die Besuche wurden immer seltener. Vorher allerdings haben sie unten alle Keller aufgebrochen und alles rumgeschmissen. Die Koffer haben sie einfach mit den Pistolen aufgemacht, Frau B.s blütensaubere Wäsche durch den Blaubeersaft gezogen, Seife und Parfüm weggenommen, Taschenlampen, Füllfederhalter, alle Schmuckstücke, sogar Trauringe in ihre Taschen verschwinden lassen. Was ihnen gefällt nehmen sie mit, das andere wird zerknüllt und zertreten. Auf den Strassen haben geöffnete Koffer und Kartons gelegen und die Leute haben ihren Sachen nachgeweint. Herr K., der Vollblutkommunist, hat ein rotes Tuch an die Tür gehängt und war dann sehr erstaunt, dass trotzdem seine Anzüge verschwunden waren. [...]

Das dollste Ding ist ja am ersten Mai passiert. Vor dem Tag hatten wir ja überhaupt alle mächtige Angst, weil er doch der grösste kommunistische Feiertag ist. Nachmittags bumste es in altbekannter Weise gegen die Tür, K.s waren gerade hier. Sie wohnen jetzt in Zehlendorf, weil es dort angeblich schon ruhiger ist. Ich verschwand sofort unter meinem Bett und hörte undeutlich, wie zwei Russen ka-

men, der eine davon verschwand dann wieder, holte ein Brot und brachte gleich noch zwei andere mit. Sie setzten sich an den Tisch, boten Zigaretten an, einer ging auf die Suche nach Schnaps durch die ganze Wohnung, er kam auch hier hinten in die Kammer, laut singend in seinem Suff. Mir schlug das Herz bis zum Halse. Dann geriet er in meinen grünen Schrank und fand unglücklicherweise unsere letzte Flasche Sekt, die wohlbehütete, die Mutti partout nur zu W.s Willkommen aufmachen wollte. Strahlend kam er damit an, knallte sie auf den Tisch und fragte: «Schnaps?» «Nö, nö», sagte Mutti, musste Gläser herausholen, und alle mussten auf den ersten Mai anstossen. Ein sehr netter wäre dabei gewesen, sagte Mutti, der die andern, die schon richtig schwankten, ein bisschen zurechtrückte. Auf einmal hörte ich in meinem Versteck einen lauten Knall, ich lauschte mit angehaltenem Atem und dachte, was nun da wohl für ein Massenmord veranstaltet würde. Aber dann hörte ich wieder Lachen, bald darauf gingen sie dann, beim Abschied riefen sie laut ,Heil Moskau!, unsere mussten mitrufen, und dann holte mich Mutti unter dem Bett hervor. Da hatte der eine durchs Buffet geschossen, ganz dicht an Frau Ks Kopf vorbei, die Arme dachte, ihr platzte das Trommelfell. Aus purem Übermut, wie eben so ein kleines Kind ist. Ich glaube man kommt überhaupt am weitesten, wenn man sie eben als Kinder betrachtet und behandelt. Ja, das war der Schuss durchs Buffet. Wenn der Revolver zufällig eine andere Stellung gehabt hätte die arme Frau K. ins Gras beißen müssen, wie so viele andere auch, nach denen kein Hahn mehr krähen darf. Einmal krachte es auch so fürchterlich, dass wieder der Mörtel von den Wänden rieselte. Da hat hier eine Panzerfaust umhergestanden, die die deutschen Soldaten wohl damals vergessen haben. Die haben sie nun einfach in die Gegend gefeuert, alles nur aus Übermut.

Heute bin ich zum ersten Mal auf der Strasse gewesen, weil wir auf russischen Befehl den Schutt von der Strasse schippen sollten. Ich kam mir vor wie eine vom Tode Auferstandene. Heute war es schon sehr ruhig, die meisten Russen sind abgezogen, nur ab und zu sieht man noch einen, ein paradiesischer Zustand nach den ewigen Unruhen.

4. Mai

Wenn das Wetter auch durchaus noch nichts Mailiches an sich hat, ist es doch nicht zu leugnen, dass es schon so weit ist. Ich habe vollkommen klamme Hände, denn ich habe eben 2½ Stunden nach einer Marke für Brot angestanden. Ich wollte heute Kriegsende machen und habe statt der üblichen Skihosen einen Rock angezogen, aber 2½ Stunden lang habe ich das doch sehr bereut. Gestern war es eigentlich schon leidlich warm.

Nun will ich schnell noch erzählen, dass E., ihre Mutter und der kleine Hartmut mit Müh und Not aus dem Keller herausgekommen sind, ein paar Tage in Zehlendorf gewohnt haben und nun bei uns sind. Mein Zimmer musste ich ihnen abtreten, wir schlafen zu dritt in den Ehebetten. Sie wollen versuchen, sich die Ladenwohnung in der Kuhligkshofstrasse einzurichten, weil das Haus in der Südendstr. 1 sehr schlimm durch Artillerie beschädigt worden ist, ausserdem haben Russen und Deutsche gleichermassen geplündert, es sieht jedenfalls schlimm dort aus. Wir haben uns natürlich sehr gefreut, als die Flüchtlinge eintrafen, den Onkel G. hatte schon schlimme Befürchtungen, als so lange jede Nachricht ausblieb. Gewisse Reibungen und Schwierigkeiten haben sich natürlich ergeben, das ist ja immer so. Wenn es nur endlich wärmer werden würde, man kommt schon bald um vor Zittern und Bibbern.

Jetzt kleben an allen Ecken die Kommandantur-Befehle, Flugblätter dahinlautend, dass Stalin gar nichts gegen das deutsche Volk hät-

te, nur die Nazis würden ausradiert, ein Tagesbefehl an die Rote Armee und eine Flugschrift mit einem Auszug aus den Beschlüssen der Krimkonferenz. Davor sammeln sich die Leute in dicken Trauben und buchstabieren eifrig. Gestern Abend bin ich nochmal schnell zum Rathaus gegangen, allerdings mit Vati, allein habe ich mich noch nicht getraut. Da sollten die neuesten Anschläge kleben. Es hingen aber nur zwei Schreibmaschinenblätter da, von unserem neuen Bürgermeister unterzeichnet (K. heisst er und hat eine sehr flotte Unterschrift), dass sich alle Männer unter 45 Jahren zum Arbeitseinsatz melden sollen und heute ab 9 Uhr sollen alle Steglitzer, Lankwitzer, Lichterfelder und Südender Einwohner sich melden, zwecks Neuordnung der Lebensmittelversorgung. Man stelle sich vor, alle Einwohner! Dieser Erlass lässt recht gut auf die Beschaffenheit unseres neuen Bürgermeisters schliessen. Ausserdem sollen sich die Antifaschisten im 1. Stock Zimmer soundso melden.

Herr K. soll jetzt auch so auffällig viel auf dem Rathaus zu tun haben. Er hat sich auch wieder eine alte Mütze vorgesucht, weil ein Russe ihm mal gesagt hat, in Russland gingen alle Arbeiter mit der Mütze, warum die deutschen Arbeiter so fein wären.

Überhaupt eine Kriecherei und Schleimerei ist das jetzt, ekelhaft. Und so erniedrigend. Wir schimpfen jetzt schon aus Protest nicht, weil alle schimpfen, und gerade die, die früher am lautesten geschrien haben. Da nagelte gestern so ein kleines Mongolenbaby mit vielen Tressen und Orden Wegweiser für die russischen Fahrzeuge an, ein deutscher Mann in Hut und Mantel half ihm dabei, aber wie er ihm half, mit so einem ganz dummen Pferdegrinsen leckte er ihm die Stiefel, dass es eine Art hatte. So etwas finde ich abscheulich.

In der Schlossstrasse war reger Betrieb, Autos fuhren hin und her, Lastwagen, Panjefuhrwerke, Russen zu Fuss, Russen zu Rad, Russen

zu Pferd, Russen auf dem Motorrad, Kommissarinnen im Beiwagen, alle mit flatternden roten Fähnchen und triumphierendem Lächeln. Sie jagen mit waghalsiger Geschwindigkeit die Strassen entlang, hupen wie die kleinen Kinder laut und anhaltend, und wenn sie ein Auto in Klump gefahren haben, lassen sie es stehen und holen sich ein neues. Überall an den Bordsteinen sieht man die schönsten und neuesten Wagen stehen, mit aufgeschlitztem Kühler oder ohne Räder. Sie freuen sich eben wie die Kinder daran und werfen sie dann auch wie die Kinder ihr Spielzeug achtlos fort.

Auf dem Rathausplatz lagen Patronen und Scherben, die Leitungsdrähte von der Strassenbahn waren schon zu einem Haufen zusammengetragen. An der Ecke standen zwei halbwüchsige Mädchen mit einem kleinen Jungen und rauchten eine Zigarette nach der anderen. Das Bild hätte so aus einer der Hetzausstellungen «Sowjetparadies» sein können. Dann kamen Soldaten vorüber und sprachen die Kinder an. Ich hakte Vati unter und drängelte ihn, wir wollten bloss nach Hause.

Hier in der Südendstrasse trafen wir Herrn R. Ihm sind alle Anzüge weggenommen worden. Er stolzierte in einem kanariengelben Paletot durch die Gegend wie ein Marabu mit verbundenem Hals und eingefallenen Wangen, er hat einen Granatsplitter neben die Schlagader bekommen, als er sein Brot vergraben wollte. Ja, so stehen wir nun alle da und gucken in den Mond. Wenn man nur ein klein wenig wüsste, wie das alles werden soll.

Luischen W. kam gestern Vormittag auch hier angeschaukelt. Sie würde eine herrliche Vogelscheuche abgeben. Klagend erzählte sie, dass man sie durchsucht hätte und aus lauter Angst hat sie ihren kleinen Koffer mit den letzten Sachen stehenlassen. Ihre Stimme flüster-te melancholisch wie ein trauernder Bach unter Hängeweiden der

Romantik. Als wandelnde Ruine tronte sie hier auf unserem Kinderstuhl mit ihrem giftgrünen Turban. Mutti bekam zum Abschied einen Kuss, mich bewahrte mein Schutzengel davor. [...]

Ach, da fällt mir noch etwas ein: an einem unserer ersten Kampftage standen wir vor unserer Tür hier, da kam Martins Mutter vorüber, ich erkannte sie erst gar nicht, aber Vati sprach mit ihr, weil er Herm B. vom Volkssturm her kennt. Sie hat ein entzückend frisches bräunliches Gesicht unter weissem Haar, besonders rührend ist, dass ihr gesamter Oberkiefer beim Sprechen wackelt. Aber ich meine, das sind wir ja gewöhnt. Sie sprach von ihren Söhnen, ich fragte, ob sie Nachricht hätte, sie meinte, ihre Jungens seien in ganz Steglitz bekannt, «weil sie so dunkel und anders aussehen». Martin sei beim OKH, neulich wäre er noch hier gewesen. Ja, das wusste ich ja auch, und wie gut ich das wusste. Wo mögen die Jungens nun alle sein, K. und Ludwig, und Gert und Martin? Auf die deutschen Soldaten sind die Russen ja nun absolut nicht gut zu sprechen, weil die eben den Ihren auch so viel Leid angetan haben sollen. Aber wenn ich so an all die armen Jungens denke, die können doch alle nichts dafür. Ob wir die alle noch mal wiedersehen werden, ist noch sehr die Frage. Heute beim Anstehen habe ich den Eugen getroffen. Der Bengel hat ja nun Schwein, durch seine Staatenlosigkeit bzw. Ausländertum kommt er um alle unangenehmen Pflichten herum und genießt nur die Annehmlichkeiten. Ein netter Bengel ist er übrigens. Lilo hat bestimmt Glück, sie passen bestimmt auch ganz gut zusammen. Sie hat sich auch die ganze Zeit versteckt. Ich weiss, glaube ich, gar nicht, wie gut ich es bis jetzt hatte, dass mich kein son Kerl zwischen die Finger bekommen hat. Hoffentlich kann es so bleiben. Ich bin ja nur gespannt, ob wir noch mal Theaterspielen werden können. Der liebe Gott gebe es, sonst hat ja das Leben keinen Sinn. Das merke ich jetzt so, man rennt den ganzen Tag herum, steht nach Wasser an und die-

sem und jenem. Nun ist dieses Interregnum eben in jeder Beziehung ekelhaft.

Gestern sind Mutti und ich mit einem kleinen Leiterwagen zum Güterbahnhof gefahren, um Kohlen zu holen. Da stehen die Züge auf den Gleisen und das Volk fällt darüber her und rabt, was es raben kann, ob das nun Kohlen, Viskose, Rohseide auf Spulen, Broschüren, Papplatten, grosse Papierbogen oder Steinkohlen sind, spielt gar keine Rolle. Hauptsache ist, man hat seinen Karren bis zum Brechen vollgeladen und kann im Triumphzug nach Hause rattern. Die Leute regen sich so über die Russen auf, aber die da am lautesten schreien, fallen wie die Vandalen über alles her, was nicht ein anderer mit der Flinte bewacht. Dass man sich die Kohlen oder eventuell auch Lebensmittel holt, ist nichts als recht und billig, wenn eben kein anderer für uns sorgt, müssen wir uns selbst helfen. Aber alles andere wegzuschleppen, finde ich nichtswürdig und erniedrigend für alle.

Der Weg zum Bahnhof war eigentlich sehr entmutigend. Die ganze Bergstrasse entlang sah man nichts als Ruinen, Schuttgebirge und Steinhaufen. Hin und wieder blinkte zwischen den Steinen eine Kugel, am Zaun lag ein Kleiderbündel und eine leere Flasche. Im Südgelände mussten wir unseren Wagen durch eine kleine trostlose Schlucht ziehen, die scheinbar als Verteidigungslinie gedient hatte, denn da waren Schützenlöcher ausgehoben, mit vertrockneten Tarnbüschen bedeckt. Eine kleine Feuerstelle dazwischen, darum leere Konservenbüchsen verstreut, eine halbe Panzerfaust, eine russische Uniformhose, schwarze Filzstiefel, Bonbonpapierchen, eine leere Parfümflasche, Lappen, Brennstofffässer, Schnapsflaschen, Munition, verschüttete Erbsensuppe, Käseschachteln und ein Helm. Das alles auf dem trostlos trockenen gelben Lehmboden, auf dem sich kaum ein Grashalm zu wachsen wagt.



Dann kamen wir auf die Strasse, die an der Bahn entlangführt. Da lag ein toter Russe, er musste im Laufen gestürzt sein, der Helm war ihm in die Stirn gerutscht, er lag auf dem Gesicht, dass man nur die glatte gelbliche Haut seines jungen Nackens sah. Der eine Oberschenkel war an der Seite vollkommen zerfetzt, die linke Hand musste auch durchgeschossen sein, denn die Finger waren so seltsam verkrümmt. Hier standen nun mächtige hellgrüne halb blühende Kastanien, das Bild war so seltsam ergreifend, dass man es hätte zeichnen mögen. Aber bald noch lieber hätte ich eine Schaufel genommen und den armen Kerl «der Erde wiedergegeben». Da sind nun wohl täglich hunderte von Menschen vorüber gepilgert und jeder hat ihn liegen sehen mit dem Gesicht auf der Erde, dem vorgerutschten Stahlhelm und der verkrümmten Hand. Was mögen sich wohl so die Leute gedacht haben? Ich schätze, nicht viel. Auf dem Hinweg jieperte jeder recht viel Kohlen zu ergattern, und auf dem Rückweg wollte sie jeder möglichst bald unter Dach und Fach bringen. So wird das gelbe Bürschchen wohl noch immer daliegen.

Auf dem Rückweg standen die grünen Kastanien mit den buschigen so herrlich saftigen Kronen gegen den zerrissenen grauen Himmel. Die Sonne sah ab und zu beinah drohend gelblich hervor, hinten am Horizont lag in blauen Schatten das Panorama von Berlin. Unser armes Berlin, ein einziger Schuttberg. Es ist ein Jammer um die ganze Welt.

Der wievielte heute ist, weiss ich gar nicht, jedenfalls ist Sonntag, heute in einer Woche ist Pfingsten.

Die Zeit vergeht ja so fix. Es ist sehr heiss jetzt immer, die Bäume sind ganz grün, die Kastanien und der Flieder blühen, aus allen Ecken duftet es so wunderherrlich nach allerlei herrlichen Dingen, dass man manchmal Schutt, Ruinen und Niederlage ganz vergisst. Nachts habe ich die Balkontür offen, so unsagbar schön und beruhigend

rauscht draussen der Wind in den Blättern. Morgens ist es am schönsten, wenn auf der Strasse noch keine Schritte zu hören sind, dann kommt ab und zu eine Biene oder eine Hummel zu mir hereingebrummt, summt von einem Blumenstrauss zum anderen und dann ist es wieder ganz still. Diese wenigen Minuten morgens sind die schönsten vom ganzen Tage. Dann stehe ich auf. Wenn ich in die Küche komme, hockt Vati schon auf dem Kindertisch, stippt sein Stück Brot in die Kaffeetasse und Mutti steht am Herd. Zuerst schütte ich mein Karlsbader ins Wasserglas, dannbürste ich die Zähne und wasche mich. Meistens gehe ich dann mit Eimer und Giesskanne zur Badeanstalt, Wasser holen. Da steht immer so eine lange Schlange, dass es eine oder anderthalb Stunden dauert, ehe ich mit meinen Gefässen angekeucht komme. Oder wir müssen um 9 Uhr antreten zum Schippen. Die ganze Wuthenowstrasse und jetzt oben die Südendstr. haben wir schon sauber geschaufelt. Wenn es nicht so sehr heiss wäre und so schrecklich viel Staub machen würde! Die ganze Hausgemeinschaft und auch die von Nummer 50 und 51 müssen antreten. Ach, was gibts da immer zu tratschen und zu schimpfen, weil alle nicht genug tun! [...]

Es ist bestimmt schändlich von mir, aber ich finde zur Zeit das Leben schrecklich uninteressant. Man erlebt absolut gar nichts. Gewiss, Dinge von weltgeschichtlicher Bedeutung passieren, aber auf mein kleines Leben hat das (vorläufig wenigstens) absolut keinen reizvollen Einfluss.

14. Mai

Wollte Gott, es passierte mal endlich was. Ich bin schon ganz kribbelig vor Langeweile. Auf die Dauer fallen einem die Figuren wie Herr B., Tante M. und Frau B. auch auf die Nerven. Ich habe so Sehnsucht nach einem vernünftigen Menschen, am besten einem Mann. Aber alles, was hier so umherläuft, ist unmöglich. Man könnte

auswachsen. Wenn ich schon Gesangsunterricht gehabt hätte, würde ich mich dem Antifa-Orchester zur Verfügung stellen. Am schwarzen Brett am Rathaus hängt eine Werbung für «erstklassige Musiker». Ich möchte nur wissen, ob sie den wütesten Jazz plärren oder vielleicht Tschaikowski spielen. In beiden Fällen möchte ich gerne mittun, nicht zuletzt, um endlich mal wieder Musik zu hören. Schade, wenn ich schon Schauspielunterricht gehabt hätte, wäre die Sache sicher auch viel einfacher.

Ich lese jetzt ein Buch, das mir wie gerufen für die jetzige Zeit kommt: *Gone with the wind*. Ich glaube diese Scarlett müsste man sich als Idealbild über das Bett hängen und ihr, wenn auch nicht in allen Zügen, nacheifern.

Ich denke jetzt viel, wie es wohl wäre, Theater zu spielen. Aber dann kriege ich auch wieder Angst, denn das hiesse ja handeln, und das hat man uns so abgewöhnt. Andererseits bedeutete das endlich Erlösung aus dieser Hölle der Passivität, die nun schon seit einem Jahr, seit dem RAD über mich verhängt ist. Wenn der liebe Gott mir bloss einen starken Nacken und ein dickes Fell verleiht, dann wird es schon gehen.

Könnte ich nur dieses Buch behalten. Es hat mich ganz und gar verzaubert, und manchmal glaube ich, ich hätte etwas von Scarlett O'Hara. Hoffentlich bleibe ich bei diesem Glauben.

O, was für Unsinn verzapft man, wenn man sich so entsetzlich langweilt, wie ich.

Ich habe gar nicht von dem einen herrlichen Konzert damals geschrieben, dem letzten, bevor die Russen kamen. Es war am Montag, bevor K. wegmusste. Das Schönste war ein Konzert für Violine und Cello mit Orchester, von Rhön und Tröster gespielt (von Beethoven). Tröster sah aus wie ein Heiliger der Musik. Durch einen Spalt in der Verdunkelung fiel ein Sonnenstrahl auf sein Gesicht, das sah nun aus

wie aus getöntem Porzellan. Man hätte ihn anbeten können, so wunderschön spielte er. Rhön stand hinter ihm wie ein Engel mit seinem jungen weissen Gesicht, aber seine Geige konnte schluchzen und singen, unter Trösters Händen kamen so viel schönere Töne aus Dunkel. Ich habe eine Erinnerung an dieses Konzert wie an eine ganz heilige Handlung zu Ehren der Musik.

Und dann möchte ich nur leben, wenn ich so etwas Schönes vollbringe wie das, dass die Menschen sich im Herzen so winden wie ich damals. Aber am Ende war dann Ruhe, und das ist so unsagbar viel wert.

Nun muss ich lesen, was Scarlett macht.

17. Mai

Heute bin ich in der Stadt gewesen, ich wollte nach dem Theater sehen. Wie weit man sich doch in seinen Träumen hinreissen lässt! Ich ging so weit an Vorsprechen zu denken und überlegte, was man nehmen könnte. Und dann dieser jammervolle Anblick!

Der Hinweg war herrlich, ich musste ja beide Wege zu Fuss machen, denn Verkehrsmittel fahren ja noch nicht. Je weiter man in die Stadt hineinkam, desto lebhafter wurde der Verkehr. Unaufhörlich fuhren die grossen russischen Lastwagen an einem vorüber, die Werkzeugmaschinen aus unseren Fabriken geladen hatten. Offiziere in eleganten Horch und Mercedes flitzten vorüber, Panjewagen mit langbärtigen alten Russen, Lastautos mit Soldaten und Soldatinnen kariolten mit irrsinnigem Gehupe hin und her. Dazwischen schufteten die Leute auf den Schuttbergen, schleppten Eimer und Balken, verstaubt und dreckig. Auf den Vorgarteneinfassungen hockten die Fahrer von rastenden Kolonnen, es war das reinste Spiessrutenlaufen, wenn man an ihnen vorüberging.

Am Potsdamer Platz schwoll das Getöse zum Orkan an. Ich kam mir vor wie eine Provinzlerin, die zum ersten Mal in der Grosstadt

ist. Nun musste sich der ganze Verkehr durch das schmale Loch in der Barrikade zur Leipziger Strasse zwängen. Der Leipziger Platz war noch ganz mit Schutt und Balken übersät. An den Ecken standen noch Kanonen und in Klump geschobene Autos. Vom Bürgersteig war keine Spur mehr zu entdecken. Die Wagen wirbelten einem riesige Staubfahnen ins Gesicht, dass man mit der Zeit eine ganz trockene Nase bekam wie ein kranker Hund. Alle die grossen Häuser in der Leipziger Strasse sind ausgebrannt, es ist ein jammervoller Anblick. Zum Teil schwelte es noch hier und dort, und der Wind wirbelte so kleine Papieraschenteilchen hoch, die scheusslich in den Augen bissen. An den Kreuzungen stehen überall mit bunten Fähnchen in der Hand die Soldatenmädchen und regeln den Verkehr. Sie sehen aus wie lauter altmodische Regimentstöchter und tragen weisse Handschuhe. Auf der Kreuzung Unter den Linden stand eine entzückende, die machte ihre Bewegungen wie eine Galavorstellung und grüsste jeden der vorüberfahrenden Wagen charmant lächelnd.

Ich bog dann in die Friedrichstrasse ein, die ich zuerst überhaupt nicht erkannte. Hier steht tatsächlich kein Haus mehr, die Trümmer rahmen einen schmalen Weg ein, auf dem Stahlhelme, Patronen, Flaschen und Stiefel verstreut liegen. Dann sah ich die wohlbekannte Ecke des geliebten Baues aufleuchten, aber ein riesiger Panzer versperrte den Weg. Durch die nächste Querstrasse ging ich dann auf den Gendarmenmarkt. Da schossen mir aber doch die Tränen in die Augen. Wo sonst die eleganten Autos aufgefahren sind, liegen nun Geschütze, Kettenfahrzeuge und SS-Autos in Trümmern. Mauerbrocken sind über den ganzen Platz verstreut, Helme, Uniformstücke, Granatsplitter und Waffenteile liegen überall umher, dass man nicht gefahrlos einen Fuss vor den anderen setzen kann. Ich wünschte in dem Augenblick die ganze SS in die Hölle, mussten sie

sich denn gerade da verteidigen? Die hintere Hälfte ist ganz ausgebrannt. Das ganze stolze Gebäude bietet einen so jämmerlichen Anblick, dass einem das Herz brechen müssen.

Ich ging in den Eingang über Steine und Balken hinweg, da hing noch die Anzeige für einen Kammerkunstabend. Im Foyer war es dämmrig, Schiller der Arme, hat auch einen Schuss oder was es war in den Hals bekommen. Aber er sieht trotzdem so schön aus, dass es ordentlich tröstlich war. Ich ging die Treppe hoch zum ersten Rang. Die roten Läufer sind vollkommen staubig und voller Mauerbrocken, da hob ich mir ein Stück von einer vergoldeten Stuckleiste auf, zur Erinnerung an tausend goldene Träume.

Der Zuschauerraum, richtiges Parkett, ist ganz und gar verbrannt, auf den Eisenträgern kringeln sich noch die Federn aus den Polstersesseln. Das Bühnenhaus ist auch verbrannt.

Durch das Türchen ging ich ins Bühnenhaus herüber auf die Herrensseite. Alles ist über und über mit Schutt bedeckt, man sinkt direkt tief ein in die Asche. Die Herrengarderoben stehen zum Teil noch, die Schminktische und Schränke geöffnet, Schutt in den Waschbecken, ein vertrockneter Lorbeerkranz mit roter Hakenkreuzschleife am Garderobenhaken. Da fand ich das kleine Englein, in Paul Wegeners Garderobe war es wohl. Die Damenseite ist leider verbrannt. Ich wäre so gerne nochmal in die Garderobe von der Wagner gegangen. Ach, mein Gott, ich darf gar nicht dran denken! Wie mag es der lieben guten jetzt gehen? Wie sieht das alles jetzt anders aus als damals, als ich hinter ihr herrschlich, sie rasselnd, mit dem Fächer klappernd voraus auf die Bühne. Auf die Bühne, ja, da habe ich eigentlich zum ersten Mal auf den so geliebten Brettern gestanden. Nun herrschte Totenstille dort, es roch nur nach Brand und Schutt, wo es sonst so herrlich nach Schminke, Kostümen und geliebten Menschen geduftet hat. Durch ein Loch im Dach fielen schräge Sonnenstreifen auf das Gerippe, das da von einister Pracht

übriggeblieben ist, klägliche Eisenstangen, wo einst Faust seinen Osterspaziergang gewagt hat und die Widerspenstige gezähmt worden ist. Mir war so entsetzlich traurig zumute. Ich hätte am liebsten geheult wie ein Schlosshund, aber dann wäre wohl auch meine Wimperntusche abgegangen.

Ich ging dann noch aussen herum zum Bühneneingang, da lag alles kreuz und quer durcheinander, antike Stühle, ein Geigenkasten, Konservendosen, Koppel, eine Russenhose, ein dickes Heft Beethovensonaten mit Widmung: in me memoriam! wie selten! in grüner Tinte. Der grosse Spiegel war zerschellt, die Pförtnerloge verwüstet. Ja, das wird sich der hoheitsvolle Zuschauer da unten nicht haben träumen lassen! Mir war so jammervoll elend, dass ich schleunigst über all die Trümmer weiterstolperte.

Die Oper sieht nicht besser aus, auch da stehen Fahrzeuge und Geschütze in Trümmern, alles von der SS. Ach, erwürgen könnte ich die Kerle. So ein verfluchtes Pack. Das war ja doch dort genauso meine Heimat wie unsere Wohnung und sollte es noch mal mehr werden. Und nun das! An allen Ecken angeschlagen, verbrannt, verwüstet, geplündert und zerschlagen. Die Generalintendanz ist vollkommen hinüber, erst ausgebrannt und dann noch durch einen Artillerietreffer zerschlagen. Die kleine Strasse ist überhaupt ganz und gar zertrümmert. Auch da steht noch ein kleines Geschütz, Uniformstücke, ein Taschenbuch, Gasmasken und Stiefel. In einer himmlisch komödiantischen Anwandlung schob ich das Lorbeerblatt von dem Kranz aus Paul Wegeners Garderobe zwischen die Haken des Geschützes.

Wir haben alle so ehrlich gelitten, und nun dies.

Unter den Linden ist bald so ein Getriebe wie im Frieden. Es hat mir richtig Spass gemacht da entlang zu gehen.

Auf unserem Siegeswagen auf dem Brandenburger Tor steckt ein

rotes Fähnchen und oben läuft ein rotes Transparent mit weisser russischer Schrift entlang.

20. Mai

Heute ist nun Pfingstsonntag.

Drüben der Posten vor dem Wirtschaftsamt schiesst den ganzen Tag lang nach Ratten, das Knallen weckt so scheussliche Erinnerungen.

Unter den Linden damals war es nett, ich war so selig, mal wieder unter so vielen Menschen zu sein. Am meisten beeindruckt hat mich eine Reihe von russischen Offizieren, verwegene Gestalten kann man sich kaum denken, lange schlanke Figuren mit sehnigen Reiterbockeln und hohen Pelzmützen auf dem Kopf. Die schleuderten die reinsten Blitze aus ihren dunklen Augen, dass einem ganz Angst und Bange wurde.

In die Wilhelmstrasse musste ich dann einbiegen, eine Soldatin mit der Trillerpfeife liess nicht zu, dass man weiterging. Der Wilhelmplatz macht auch einen trostlosen Eindruck. Im kleinen Vorhof der alten Reichskanzlei grasten bunte Panjepferdchen und dicke Russen dösten vor sich hin und kratzten ihre «kahlen Bomben».

In der Leipziger Strasse tobten immer noch die Wagen mit den Maschinen hin und her. Ein bisschen graulte ich mich nun doch vor dem Rückmarsch, es war so entsetzlich heiss und staubig. Aber es ging doch besser als ich dachte, es gab so viel zu sehen und zu hören, da wurde einem Mann sein schönes Fahrrad abgenommen, dort stand wieder eine lange Reihe Autos, drüben schippten die armen Leute immer noch, aber der Berg ist doch schon viel kleiner geworden, jetzt kommt eine lange Kolonne Panjewagen die Strasse heruntergeklappert mit den netten kleinen Pferdchen davor, die Zügel halten richtige alte russische Bauern mit tausend Falten um die Augen und langen Schnauzbärten.



Vor dem Prälaten stehen zwei winzige Mongolen mit Schlitzaugen und platten Nasen und halten jeder einen prachtvollen deutschen Schäferhund an der Leine, die sie mit eigentümlichen Hetzlauten aufeinander jagen. Das Jaulen der Hunde und das Johlen der umstehenden Soldaten erfüllte die ganze Strasse und die schmalen Augen der kleinen Kerle blitzten. Auf den Bänken unter den Bäumen sitzen ältere deutsche Männer und Frauen und radebrechen mit russischen Soldaten, während die Mädchen rückwippend vor den Posten auf- und abgehen. Ich kann mir nicht helfen, die Mädchen und Frauen benehmen sich zum Teil skandalös, als bestes Beispiel dient unsere Jenny hier aus dem Nebenhaus. Neulich hat sie mit ihrer Freundin und L. splitternackt im Grunewaldsee gebadet und die Russen haben auf dem anderen Ufer gelegen und durch den Feldstecher zugesehen. Frau M. meint ja, es sei nur gut, dass es solche Frauen gibt, die nehmen uns viel ab. – Gegenüber vom Prälaten versuchte ein Lautsprecher, Musik hervorzubringen, aber über ein klägliches Krächzen kam er nicht hinaus. Am Kaiser-Wilhelm-Platz tobten die Kinder in dem neugebauten Panzer und spielten Soldat. Ob kleinejungs jemals etwas anderes spielen werden? Hier bei uns blökte auch ein Lautsprecher, es sollten Nachrichten sein, aber es war absolut nichts zu verstehen ausser einem dunklen Blöken.

Todkaputt kam ich zu Hause an, den Staub von einem langen Weg auf den Schuhen, mit einem Engelchen und einem Stück vergoldeten Stuck in der Tasche.

22. Mai

Am Tage nach dem Marsch ins Staatstheater ging ich auf unser Rathaus, fragte nach einer Abteilung für Kultur und bekam Zimmer 132 angewiesen. Dort sassen, etwas verloren drei Herren an einem schwarzen Tisch, und zwei, denen man den «Künstler» auf zehn Meter gegen den Wind ansah, warteten.

An der Tür von Zimmer 132 stand nämlich auch: Meldung der Künstler. Ich liess mich also auch auf einen der mit hellem Leder bezogenen Stühle fallen und wartete. Ich hatte mein braunes Kostüm mit einer weissen festgeschlossenen Bluse an und fand mich ganz hübsch. Vati hatte zwar vorher an der Haustür missbilligend geäussert, ich hätte so viel an meiner Fassade gepinselt, das sollte ich mal nicht tun, sonst würden die mich noch zur Arbeit angeln. Na, der leitende Mensch dort, dem ich übrigens sehr viel Kunstverständnis zutraue, schickte mich zu Frau B. Ich konnte mich eines leisen Lächelns nicht erwehren. Ob wohl Herr B. der grosse Mann der Zukunft ist? Dort bekam ich den Bescheid, ich sollte mir in der nächsten Woche am Donnerstag oder Freitag einen Vorsprechtermin holen. Obgleich ja alles schrecklich komisch war, hätte ich doch schreien können vor Glück, waren das doch die ersten Schritte aus dieser entsetzlichen Passivität heraus. Man kann nun wieder überlegen: was spricht man vor? Wie stellt man die Sachen zusammen? Konnte die lieben ollen Rollenbücher wieder vorkramen, was ich auch gleich getan habe, denn Mutti stand gerade beim Bäcker nach Brot, als ich nach Hause kam, das traf sich also sehr günstig. Allerdings mit dem Spielen hat das noch so seine Schwierigkeiten. Schliesslich, es ist ja nun auch über ein Jahr her, als ich zum letzten Mal gespielt habe, damals in Salzburg.

Nachmittags ging ich zu Tante M. und anschliessend zu Bärbel. Sie lachte genauso wie ich über B. und meinte mit entzückend hoch-näsigem Gesicht, ob ich denn im Ernst vorhätte, zu B. zu gehen. Sie schlug dann vor, wir sollten am Dienstag, das wäre heute gewesen, mal die Tribüne zu besuchen. Dann erzählte sie mir noch ihre höchst romantische Geschichte vom Anhalter Bunker, ihrer Flucht, Gefangenschaft usw. An ihrer Stelle würde ich mal einen Roman daraus machen. Als ich Mutti bewegt davon berichtete, lächelte sie nur ihr

übliches Lächeln, wie sie es immer tut, wenn von Bärbel die Rede ist, was mich auch wieder geärgert hat.

Am Samstag bin ich zu Frau H. gegangen, um Kartoffeln und Brot zu holen. Sie hat von einer wichtigen Persönlichkeit in unserem neuen Kulturleben sagen hören, dass Gründgens noch im Amt geblieben ist. Das ändert ja nun die Sache gewaltig. Wenn ich nur wüßte, wie man ihn erreichen kann.

Am Freitag war Frau M. bei uns. Wir haben uns ganz nett unterhalten. Sie lachte laut los, als ich ihr das von B. erzählte und sagte, sie kannte ihn gut. Sie sollte mit dem Einverständnis seiner Frau seine Geliebte werden, und lauter noch so nette Sachen. Im Alten Schweden hat sie ihn kennengelernt. Nun wollen wir zusammen hingehen. Ich fürchte, für mich wird sich eine nicht gerade angenehme Situation ergeben als drittes Rad am Fahrrad, aber ich tue es hauptsächlich, um ein bisschen mal wieder was Interessantes zu erleben.

Am Samstag habe ich für Frau M. einen Kuchen mitgebacken und abends war ich bei ihr drüben. Sie hat mir Arbeiten von ihrem Mann gezeigt, Kunstpostkarten und Zeichnungen, Fotos und allerlei anderen Kram. Sie ist eigentlich doch viel netter als ich immer gedacht habe. Sie hat eine Menge gesehen, viele Menschen kennengelernt, eben eine Masse erlebt. Im Bunker haben wir uns immer über sie amüsiert, weil sie geredet hat wie ein Wasserfall. Sie fängt aber auch mit jedem Menschen gleich eine Unterhaltung an. Am Ulkigsten finde ich, dass sie, die jeden Mann um den Finger wickelt, vor jedem russischen Muschko ausreisst und anfängt zu zittern. Und sonst ist ihre grösste Sorge, woher nun wohl ein paar nette Männer, oder lieber ein ganzer Haufen, kommen werden, aber für die Russen hat sie absolut nichts übrig. Und über J. findet sie keine Worte, das heisst, sie findet schon eine Menge. Aber wie gesagt, es lässt sich sehr nett mit ihr erzählen, und im Augenblick hat sie niemanden weiter, und ich ebenfalls nicht, also warum nicht? Deshalb sind wir gestern auch

zusammen ins Kino gegangen. Diesen Nachmittag möchte ich betiteln:

*Meine erste Begegnung mit der neuen Kunst*

In Friedenau haben einige Strassen schon Strom, also spielen auch schon ein paar Kinos. Wir waren in den «Kronen-Lichtspielen». Ein seltsames Gefühl, war es ja doch, als da die Lampen so brannten, als wäre nie etwas gewesen. Schliesslich haben wir vor einem Monat zum letzten Mal eine elektrische Lampe gesehen.

Der Film hiess «Tschapsaas» (Ich glaube es stimmt). Leider war er aus dem Jahre 1934, also einen richtigen Schluss auf die russische Filmkunst liess er doch nicht recht zu. Ausserdem verstanden wir ja kein Wort, er war wohl auch für Polen bestimmt, denn der Text war polnisch drunter geschrieben. Er spielte während des Kampfes zwischen der weissrussischen und der roten Armee. Der Held hiess Wassiliwatsch, so viel haben wir spitzgekiegt. Am sympatischten hat mich berührt, dass die feindliche Seite nicht in Grund und Boden schlecht gemacht worden ist, sondern einfach als ein überlebtes System gezeigt wurde. Die weissrussischen Generäle, alles feine, adlige, von leichter Wehmut überhäufte Gestalten, standen neben den kernigen, aber durchaus angenehmen Gesichtern der Roten. Und der Abschied der beiden Freunde war direkt rührend mit dem russischen Kuss und Umarmung. Der weissrussische General spielte auf dem Flügel irgendeine Sache von Beethoven. Zum Schluss wurden jedenfalls die Roten von den Weissen überfallen und mussten alle ihr Leben lassen, auch der nette blonde Junge, der mich ein bisschen an W. erinnerte. Von der einzigen Frau wurde gar nichts mehr gesagt. Sie hatte sich bei dem Überfall auf ein Pferd geschwungen und Verstärkung geholt, die dann die Weissen wieder in Trümmer schlug.

Das Publikum war ein bisschen angemeckert, weil man nichts verstand, und als der kleine Blonde einen auffahrenden Panzer mit

Handgranaten bekämpfte, sagte einer im Brustton der Überzeugung: «Quatsch!» Dann kam eine Frau nach dem Beginn herein und äusserte, es sei ja so dunkel und absolut nichts zu sehen, worauf die Platzanweiserin ihr erklärte, sie sei ja schliesslich auch im Kino.

[Hier endet das Tagebuch.]

*Sabine K. war im April 1945 19 Jahre alt. Ihren sehnlichsten Wunsch – eine Schauspielausbildung zu machen – kann sie 1946 tatsächlich realisieren. Sie wird später Schauspielerin am Maxim-Gorki-Theater, dessen Ensemble sie über 15 Jahre angehört. Sabine K. kam im Sommer 1969 bei einem Autounfall ums Leben.*

*Das Tagebuch – eine dicke schwarze Kladder, vollgeschrieben in einer temperamentvollen, für uns schwer lesbaren Schrift – wurde uns von ihrer Schwester übergeben.*



Arthur H. mit seiner Frau und Ursel  
im Sommer 1943

# Das Bunte Urselbuch

## *Familienchronik eines Lehrers für seine Tochter*

Für Dich Urselchen, hat Vati dieses schöne Buch eingerichtet, damit Du später einmal etwas lesen kannst von Dir, Deiner Entwicklung und von dem Leben Deiner Eltern.

Du bist nun unser erstes Kindchen, auf das Vati und Mutti fast 3 Jahre gewartet haben. Wie Du von uns ersehnt wurdest, das sagt Dir das Gedicht, das Vati längst vor Deiner Ankunft geschrieben hat. Vielleicht hättest Du schon ein Brüderchen, wenn es der liebe Gott nicht, als es sich im 3. Monat seiner Entwicklung befand, wieder genommen hätte. Das war damals für Deine Eltern ein schwerer Schlag, die Nacht zum 13. Juni 1939, und wir wurden erst wieder so recht froh, als wir auf Dich hoffen durften. Diese erste Gewissheit gerade am Heiligen Abend 1940 war für uns das schönste Weihnachtsgeschenk. Zum 1. Septr. wurdest Du erwartet, aber Du hattest es eilig und überraschtest uns schon 14 Tage früher.

Du bist ein Sonntagskind, mein Töchterchen, möchte dies ein glückliches Zeichen für Deine Zukunft sein. [...]

Wir fütterten Dich vom 28. August mit Pelargon-, später mit Alete-Trockenmilch aus dem Allgäu; das war erforderlich, weil die Muttermilch nach dem 3. Tag aussetzte. [...]

Es wollte Dir am liebsten jeder von uns dreien Dein Fläschchen geben. Und besonders die Oma ist selig vor Glück, dass sie nun doch ein Enkelkindchen erleben durfte. Ja, dankbar sind wir alle dem lieben Gott, dass wir ein liebes Kindchen haben, und der Vati konnte

in den ersten Tagen dieses Wunder kaum fassen, und er hat Dich täglich auf den Arm genommen und Dir in Deine blauen Guckel geschaut und hat dabei Zwiesprache gehalten mit Gott und mit Dir, Du kleines Wesen, das noch kein Wort begreifen kann. Und in solchen stillen Minuten war es, dass der Vati Dein erstes Lächeln erlebte, es war am 5. Septr. [...]

Brigittenhof, den 3.9.1941 [Eingefügtes Blatt]

In der Nacht zu heute, dem 75. Geburtstag der Oma H., haben wir 2 Std. im Luftschutzkeller sitzen müssen, und unser Urselchen hat damit nach 2½ Wochen seines kleinen Lebens den ersten Fliegeralarm erlebt. Wir haben Dich, mein Töchterchen, in Deinem Körbchen heruntergetragen, und Du hast – noch ahnungslos und in goldigen Schlummer eingehüllt – die ersten Gefechte Deines jungen Lebens überstanden.

Am 23. Septr. stellten wir bei unserem Urselkind die erste Lautbildung fest; zum ersten Male ertönte ein langgezogenes A dem ein förmlich Englisch klingender Laut folgte, nämlich «earl», einige Tage später erklang ein Ton, dem engl. «why» entsprechend. Das erste Wahrnehmen von Geräuschen stellten wir am 27. Septr. fest, hervorgerufen durch den mehrmaligen Gong unserer Standuhr. [...]

Am 17. Oktober zeigte sich das erste Kopfheben. [...]

Im Tempo des gewaltigen Kriegserlebens ist der Januar 1942 mit viel Kälte und Schnee dahingegangen. Urselchen wächst und gedeiht, obgleich es jetzt nur für 3 Mahlzeiten zu haben ist; dafür schläft es umsomehr. [...]

Eine neue Lautbildung zeigt sich merkwürdigerweise in einem imitierten Hüsteln und in einem drolligen langanhaltenden Knurren. [...]



Wir haben jetzt März. [...] Unser Kindchen macht die ersten Versuche, den Oberkörper etwas aufzurichten, aber es reicht noch nicht zum Sitzen. [...]

Es ist Mitte April. [...] Das erste Zähnchen ist zu sehen u. zwar unten der rechte Vorderzahn. Als Geschenk für Muttis Geburtstag am 9.4. kam links daneben das zweite Beisserchen hinzu. Im grossen und ganzen ist Urselchen dabei vergnügt und hat auch wieder anhaltenden ruhigen Schlaf. Nur der Husten stellt sich früh noch immer ein. Wir können jetzt wieder des Öfteren ausfahren, vielleicht bringt die milde Frühlingsluft den Husten dann bald weg. [...]

Heute, am Sonntag, dem 3. Mai, haben wir zum 1. Male beobachtet, dass Kindchen sich auch fürchten kann. Wir hatten Abendbrot gegessen, u. die Mutti nahm ihr Töchterchen auf den Schoss. Serviettenring u. Untersatz vom Teeglas waren wichtiger Anziehungspunkt, bald auch die etwas abseits stehende Käseglocke. Vati zog sie näher, und es war wunderschön, auf dem Glas zu klopfen. Da nahm Vati mal die Glocke ab – u. o weh! – aus war's mit dem Vergnügen. Schnell gingen die Händchen weg, das Gesichtchen verzog sich, u. das schöne Spielzeug war zum Schreckgespenst geworden, nur noch Furcht und Abwehr zeigten die Blau-Gucke, bis die Glocke fort war. [...]

31.5.1942. Ursel hat in den letzten Tagen neben «Ja, ja!» und «Nein, nein!» nun schon mehrmals ganz deutlich «Mam – mam» und «Pa – pappa» sagen können. Wenn es ihr vorgesprochen wird, plappert sie es nicht etwa nach, sondern die Ausrufe ertönen urplötzlich. Dass Kindchen aber auch ein Böckchen haben kann, musste Vati auch schon feststellen; ja, der Eigensinn konnte sich sogar derart steigern,

dass das liebe Gesichtchen gar nicht wiederzuerkennen war, und als das kleine Persönchen merkte, dass es seinen Willen nicht durchsetzen konnte, schlug es mit den Händchen so dass Vati einen Klaps auf die Finger geben musste, der wie ein Wunder gewirkt hat Es gab sehr erstaunte Guckel, und im Nu war alles, was das Gesichtei vorher verzerrt hatte, wie ein böser Spuk verfliegen. [...]

20.8.1942. Ursel ist an ihrem Einjährigen 78 cm lang und wiegt 19½ Pfd. Das Haar wird immer hellblonder und ringelt sich noch und noch, es ist schon ganz kraus von allerliebsten Löckchen. Die acht Zähne sind voll ausgewachsen und zwar schön ausgeglichen; neue Beisserchen scheinen durchzudrängen. Kindchen ist schon recht lebendig und beweglich. [...]

10. Oktober 1942 [...] Seit die Impfung überwunden ist, macht unser Töchterchen die ersten Stehversuche, der Anfang dazu im Bettchen war am 23. Sept. Wir haben uns jetzt ein Laufgitter geliehen, in welchem sie sich darin täglich übt. [...] – Von Fliegeralarmen sind wir lange Zeit verschont geblieben. Vor 4 Wochen jedoch haben auch wir hier gehört, wie Bomben fielen, einmal trafen sie den Bahnhof von H. [unlesbar] ca. 15-20 km von uns entfernt, trotzdem gab es eine ziemlich spürbare Erschütterung im Schulhause.

Vom 19. Oktober an werden die Lebensmittelrationen erhöht, Fleisch um 50 g, es gibt dann also die Woche pro Person 350 g, und Brot gibt es 250 g mehr. Wenn nur das Fett nicht so knapp wäre! Aber auch damit wird es einmal besser werden! Vati, Mutti und Oma haben in den 3 Kriegsjahren durchweg jeder 25 Pfd. abgenommen. Das alles ist aber zu ertragen gegenüber dem furchtbaren Leid, das manche Familie durchmachen muss. Die Opfer der Front sind von der Heimat überhaupt nicht auszugleichen. Kein Dank ist gross ge-

nug, der diesem Einsatz nahekommt. – «Wer zu Hause keine Not tragen will, der schäme sich vor den Helden der Schlacht!»

22. Okt. [...] Urselchen ist seit einigen Tagen ins Singen geraten; mit einer Inbrunst schmettert sie ihre La-la-la-Arien nach eigener Melodie, durchaus nicht eintönig, sondern in richtigen Intervallen. Die Feststellung, dass unser «Hausbraten» nicht unmusikalisch ist, verzeichnen Vati und Mutti mit Befriedigung. [...]

5. Dezember 1942! Der erste Schritt!

Heute hat Urselchen ihre ersten selbständigen Schritttchen gemacht; das muss doch gleich verbucht werden; sie ist 1 Jahr, 3 Monate und 3 Wochen alt. [...]

27.12.42. «Ussilein», so nennt sie sich selbst, tippelt jetzt oft in die Küche und ruft: «Mamm-Mamm, Unger, Tulle (Stulle)!» – In der «Bude» (Stube) hängen am «Baum» die «Ennelein» (Engelein). – [...]

4. Januar 1943. Wir haben nun inzwischen die Schwelle des neuen Jahres überschritten und haben es alle gesund angefangen. Das erfüllt unsere Herzen mit grossem Dank gegen Gott, den wir bitten wollen, dass er uns auch im Jahre 1943 stets Kraft für frohes Schaffen und freudige Pflichterfüllung schenken möchte und unser Kind uns weiterhin gesund erhalten wolle, auf dass es auch im kommenden Jahre unser goldiges Sonnenscheinchen bleibe; unserm Volke aber wolle er bald den Frieden geben!

Gott mit uns!

[...] Am Neujahrstage gelang übrigens die Besteigung des gläsernen Thronchens erstmals mit Erfolg!! Ja, ja alles will gelernt und geübt sein! [...]

6. Februar 1943. Ursel macht täglich Fortschritte im Sprechen; sie plappert alles nach. [...] Als Vati vorgestern nach Spremberg fahren musste, sagte sie: «Pappi Hut! Pappi adda, Puff-Bahm, weg!» – Sie sagt nicht mehr «Heia Hia!» sondern «Heil La!» – Spassig ist es, wenn sie Knöpfe sieht, dann zählt sie: «Eins, tei, dei!» [...]

Gestern und heute (9. u. 10.2.43) kamen erstmalig 6-motorige Flugzeuge über uns hinweg. Während Ursel sonst die Flieger aufmerksam beobachtete als etwas Selbstverständliches, ist sie durch die grossen Brummvögel unruhig geworden, und als heute gegen Abend noch Fliegergebrumme zu hören war, schmiegte sie sich an die Oma und sagte: «Flieger-Anst!» –

4. April 1943 [...] Mein liebes Kind, wie furchtbar der Krieg ist, von dem Du in Deinem zarten Kleinkindalter noch nichts ahnen kannst, und wie opferreich er für manche Familie ist, das sollst Du einmal erfahren durch einige Anzeigen aus Berliner Zeitungen, die Vati hier als Dokumente der gegenwärtigen Notzeit unseres Volkes einkleben wird. Wir haben den Opfergang unserer Helden vor Stalingrad hinter uns, der uns alle an die Herzen griff, der uns nicht nur zutiefst erschütterte, sondern uns alle für den Rest unseres Daseins ernster gemacht hat.

[Es folgen zwei Seiten mit Todesanzeigen.]

Mein liebes Kind! Aus allen diesen Anzeigen ersiehst Du, welches unsere künftige Parole sein muss: «Nie wieder Krieg!»

«Ein furchtbar wütend Schrecken ist der Krieg, er schlägt die Herde und den Hirten!» (Schiller). [...]

1.7.43. Als Vati vor einigen Tagen in der Pause nach oben kam, lief ihm sein Töchterchen bis zur Tür entgegen, führte ihn in die Stube

und begrüßte ihn dann folgendermassen: ‚Juten Morgen, lieber, juter Vater!!‘ – Als Ursel kurz danach stolperte und hinfiel, sagte sie: «Kleiner Hoppareiter ist hingefallen!» Als Vati darauf lachte, sagte sie: «Vati lacht aus!» Und als der Vater darauf erklärte, dass er sich über sein Töchterchen freue, antwortete sie prompt: «Vati freut sich über Ussilein!» – Will Ursel auf den Arm oder ist sie schutzbedürftig, ruft sie: «Mamma, nimm das Kindelein!» – Wenn sie aufgestanden ist, begrüßt sie erst alle ihre Spieltierchen, sagt: ‚Juten Morgen!‘ und schenkt ihnen ein Küsschen.

30. Nov. 43. Der Krieg wird immer furchtbarer. Berlin hat 3 Terror-Grossangriffe hinter sich. [...] Ganze Stadtteile sind verwüstet, viele unersetzliche Kunststätten vernichtet. Welche Not und welches Elend sind über Tausende von Familien gekommen! Wir sind in banger Sorge um all unsere Lieben in Berlin. [...]

Ursel ist ganz wild nach Büchern, da kann es nicht genug zum Ansehen geben. Oft ertönt es: «Büchelchen haben!» «Käfer und Schmetterlinge ansehen!» Oder: «Rotkäppchen und den Wolf angucken!» Als der Vati heute am 3.12. mit Ursel auf dem Schoss in einer alten Fibel blätterte und das Bild mit den Musikanten an die Reihe kam, rief Ursel entzückt: «Der Onkel beisst in die Musike!!» [...]

Weihnachten 1943!

[...] In der Nacht zum 24. hatten wir gegen Morgen so ungefähr um ¼ 4 Alarm. Berlin wurde wieder schwer heimgesucht; viele Leuchtkugeln und eine Reihe von «Christbäumen» waren am Horizont zu sehen, dann tönte dumpf der Flakabschuss. Feindliches Fliegergebrumm, das wir für heimische Jagdflieger hielten, war auch zu hören; es verzog sich aber bald. Da alles, was zu beobachten war, allmählich nachliess, der Angriff also beendet schien, ausserdem 8°

Kälte herrschte, ging Vati so um ½ 5 Uhr nach oben. Plötzlich war neues Fliegergebrumm zu hören, und schon klopfte auch unser Nachbar an die Tür und rief: «Schnell in den Keller!» Als Vati die Flurtür öffnete, strahlte ihm hellstes Tageslicht vom Flurfenster her entgegen, denn es standen über dem Schulgrundstück 5 Leuchtkugeln und eine 6. über der Grube. In wenigen Minuten waren wir mit unserem Kind, das die Mutti, sich nur rasch den Mantel über den Schlafanzug werfend, schnell mit Bett und Decke gegriffen hatte [im Keller]. Die Oma konnte vor Schreck ihre Sachen kaum finden. Wir mussten durch den langen Schulflur und dann von draussen in den Luftschuttkeller und zwar in einer Beleuchtung, die heller als hellstes Sonnenlicht war, immer in der Erwartung, dass die ersten Bomben fallen würden. Zum Glück konnten wir feststellen, dass die feindlichen Flieger inzwischen verschwunden waren, und gegen ½ 6 kam die Entwarnung, und alle Hausbewohner konnten die wärmenden Betten noch einmal aufsuchen. Der Schrecken war vorüber, aber doch stand der Hlg. Abend unter diesem Eindruck, und nur das Kind allein verscheuchte durch seinen Frohsinn die trüben Gedanken. Als Ursel ausgeschlafen hatte, ging es zur Grossmutter und sagte: «Oma, wir waren im Keller, die Flieger waren doch da!» Im Keller selbst ist es ganz friedlich gewesen, sagte nur immer: «Mutti, wir wollen doch wieder nach Hause gehen!» [...]

Ursel spricht jetzt nicht mehr in der 3. Person, sondern mehr in der 2. Person, z.B.: «Das Käferbuch willst du holen!»; auch manchmal in der Anredeform: «Du willst den Apfel haben!» Allmählich wird sie wohl nun in die 1. Person hineinkommen. [...] Der Riese Timpetu(ch) in der Fibel hat ihr stets etwas Furcht eingeflösst. Neulich meinte sie schelmisch: «Vati, der ist ja nur aus Papier.»

3.1.1944. [...] Wir müssen jetzt auch stets «luftschutzbereit» sein, und allabendlich stellen wir unser Gepäck mit der nötigsten Habe in den Wohnungsflur, um es sofort griffbereit zu haben. Seit unserer letzten Flucht in den Keller am 24.12. ist Ursel beim Zubettgehen immer ängstlich und schläft schwerer ein. [...]

1. März 1944. Ursels Aussprache ist schon seit Anfang des Jahres vollkommen lautrein, ihre Sprechweise ist oft recht drollig, und manches Spasshafte kommt dabei heraus. Vati sitzt im Sessel und raucht eine Zigarette. Ursel kommt angetippelt und bittelt. «Lieber Vati, leg doch die Rauche weg und schenk der Maudi ein Bonchen!» [...]

5.6.1944 [...] Erstmalig macht sich auch der Einfluss des Jargons der Brigittenhofer Kinder bemerkbar und liess uns alle aufhorchen. Nach dem Abendbrot wollte sie hinter dem Stuhl der Oma Werner vorbei, und als das nicht gleich so ging, sagte sie: «Ich will hier durch, Mensch!» – In der Nacht zum 6.6.44 hat nun die von den Feinden schon lange mit grosser Reklame angekündigte Invasion gegen Westeuropa begonnen, und der Atlantikwall hat seine erste Bewährungsprobe bestanden. Nach den bisherigen Berichten muss ein Kampf entbrannt sein, als ob die Hölle entfesselt wäre.

Sonntag, d. 11.5.44. [...] Was unser «enfant terrible» sich manchmal leistet und aus sich herausquatscht, davon folg. Beispiel. Wir sitzen alle beim Mittagbrot, es gab Gemüse mit Fettschmalzbuletten, Ursel war fertig und liess sich noch mit einigen Gabelbissen von Vati füttern. Plötzlich leuchtete ihr der Schalk aus den Augen, jeder weiss, jetzt kommt wieder irgendetwas, und schon ertönt «Nu nich mehr» und mit ganz tiefer Stimme: «Geh doch weg, Du oller Bulettenva-

ter!!» Die Omas verkriechen sich hinter ihren Mundtüchern, Mutti ist entsetzt, und Vati gibt sich Mühe, seine Würde zu wahren. Ursel aber sagt schnell: «Segnete Gemahlzeit!» Alles ist «entwaffnet» und das Töchterchen hat wieder mal «gesiegt», und die Situation ist gerettet. [...] Urselmaus, Du sollst doch später einmal nacherleben, was wir, Deine Eltern und Omas, für Spass und Freude an Dir empfanden, als Du in Deinem drolligsten Alter warst. Darum nimmt sich Vati die Zeit – trotz grosser Überlastung – und schreibt das alles in dies «Bunte Buch», wie er es so gern bezeichnet. [...]

1945! 1944 ist vergangen, wir warteten in der Sylvesternacht auf die Stimme des Führers. Als wir ihn gehört hatten, gingen wir zu Bett mit dem heissen Wunsche, dass unser aller inniges Sehnen sich in dem Jahr erfüllen möchte. Das vergangene Jahr war eins der schwersten Kriegsjahre für unser Volk, vielleicht das kritischste, wenn wir an die Monate August und September denken. Aber das Jahresende hat uns allen Auftrieb und neuen Mut gegeben, und voller Zuversicht schauen wir dem neuen Jahr entgegen! – Ursel ist jetzt 1,01 m gross und wiegt 14 kg. In den Weihnachtstagen spielte unser Kind sehr niedlich «Geburtstag!». Plötzlich kam sie angelaufen und sagte: «Vati, Du musst Licht anstecken, dann ist erst richtig gratulieren!» Seit einiger Zeit ist sie auf einen neuen Trick verfallen, ihren abendlichen Aufenthalt zu verlängern. Beim Ausziehen sagt sie mit sich selbst bedauerndem Augenaufschlag, aber doch reichlich spitzbübzig: «Mutti, gib mir doch bitte was zu essen, ich kann doch nicht verhungern!» Mein liebes Kind! Heute ist der 30. Januar, und Vati will nur ganz kurz vermerken, wie ernst und schwer das neue Jahr angefangen hat. Die Massoffensive der Russen hat am 12.1. begonnen, und schon stehen sie vor Breslau. Ströme von Flüchtlingen kommen durch Spremberg, unser Ort hat am 22.1. über 150 Menschen aus



Schildberg b/Kempen, östl. Breslau aufgenommen; alles Deutsch-Ukrainer, die z.Zt. mit unserer Wehrmacht zurückgegangen sind. Hoffentlich gelingt es, den bolschewistischen Ansturm aufzuhalten, sonst müssen wir womöglich auch noch davonflüchten; wir haben die allernötigste Vorsorge getroffen. Möchte doch der Herrgott Erbarmen haben mit unserem deutschen Volk, wir wollen solange wir können nicht wankend werden in unserem Vertrauen!

14. Februar 1945!!

Vati hat heute seine Einberufung zum Volkssturm erhalten, er muss in zwei Stunden fort. Die Russen rücken immer näher, nur 80 km sind sie ungefähr noch entfernt. Gott segne und schütze Dich mein heissgeliebtes Kind, Dich, Mutti u. die Oma, auch Oma Werner. Auf Wiedersehen! Jetzt wird dieses Buch mit der Silberkassette vergraben.

16. März 1945

Heute haben wir Dich, liebes buntes Urselbuch wieder aus der Erde herausgeholt, und Vati will nun kurz berichten über die letzten 4 Wochen. Zunächst ist Vati am Abend des 14.2. wieder nach Hause geschickt worden und wegen seines Hüftleidens vorläufig beurlaubt worden; er musste sich ärztlich untersuchen und eine Röntgenaufnahme machen lassen und wartet nun auf näheren Bescheid. So ist Vati also wirklich nur Tag Volkssturmsoldat in Uniform gewesen. Am 16. Febr. hatte Cottbus einen starken Fliegerangriff. Wir sahen die Verbände nacheinander über uns hinwegfliegen. Wir hatten gerade sehr viel Einquartierung, der Hof stand voller Wehrmachtswagen aller Art. [...] In der zweiten Februarhälfte kamen dann die für uns sehr kritischen Tage, an denen die russischen Panzerspitzen bis in den Wald von Muskau, also ca. 25 km von uns entfernt und wir

schon mit der Räumung rechnen mussten. [...] Seit dem hat sich die Front stabilisiert und wir sind wieder ruhiger geworden. Trotzdem aber gehen von Sprbg. Züge in den Raum von Hannover, die alte Leute, Mütter und Kinder fortbringen. [...] Wir wollen jedenfalls aushalten, bis wir gezwungen werden, zu räumen. Muttis Freundin, Gertrud S. in Bornstedt bei Sangerhausen, hat uns auf meine Anfrage telegrafisch mitgeteilt, dass sie uns im Notfalle bei sich aufnehmen will.

Und Du, mein Urselkind, redest auch schon in den durch den Krieg geläufig gewordenen Begriffen. «Mein Vati ist Soldat geworden und schießt die Russen tot.» «Wir müssen in den Keller, sonst kommen die Bomben!» «Mutti, ich habe heute nicht geschlafen, es war Alarm, erst Voralarm, und dann kam die Entwarnung.» Viel Freude hat Ursel jetzt an der Gretel-Puppe, die von Tanté Gretchen, Vatis jüngster Base, die aber 10 Jahre älter ist, stammt, und die Ursel erst zu Weihnachten kriegen sollte. Unter dem Tempo der Ereignisse aber haben wir sie ihr jetzt schon gegeben, und die Freude darüber ist riesengross. Das ist nun eine richtige Puppe, und Kindchen fühlt instinktiv, dass man damit zarter umgehen muss als mit den selbstgemachten Stoffpuppen, mit denen sie oft recht wild verfuhr. Diese Puppe ist fast 50 J. alt. Damit hat nicht nur Tante Gretel gespielt, sondern auch Vati als kl. Knirps, wenn er dorthin zu Besuch kam, später dann Tante Gretels Sohn Günther, der heute Feldwebel der Luftwaffe ist, und nunmehr erlebt in dieser trüben Kriegszeit unser Fund noch diese riesen Puppenfreude. Oft kommt Ursel jetzt zur Mutti und sagt: «Mutti, ich möchte gern ein lebendiges Baby zum Ausfahren haben!»

24.3.1945

Bei dem Angriff auf Cottbus sollen nach amtlicher Feststellung 1'252 Menschen ums Leben gekommen sein. – Vorgestern am 22.

sind auch in unserer Nähe Bomben gefallen [...]. Seit einigen Tagen werden wir durch russische Tiefflieger beunruhigt, die auch schon mehrere Opfer gefordert haben. – Heute hat Ursel bei den Kreisspielen des 1. Schuljahrs mitgespielt; mit frohem Eifer war sie dabei, und das Gesicht strahlte ordentlich. Dann kam das 2. Schuljahr und prompt marschierte sie mit in die Klasse und setzte sich zwischen die Kinder. Als Vati die Schularbeiten vorlesen liess, sagte er so zwischendurch: «Ursel H., nun lies Du mal vor!» Da antwortete unser Purzel schlagfertig: «Ich hab doch meine Tafel vergessen, die ist oben, die lass ich sonst hier liegen!!» Es war drollig, mitanzusehen, wie sie ohne Scheu eine ganze Stunde durchhielt. – Heute hat Vati erneut eine Aufforderung erhalten, sich am 26. in Spremberg zum Volkssturmdienst zu melden, und wir sind gespannt, was nun werden wird. –

26.3.45. Vati ist wieder zurückgekommen; er musste noch einmal zum Arzt; auf dessen Befund hin ist er in das 4. Aufgebot versetzt worden.

1.4.45 Ostern, Frühlingswerden und bei der beunruhigenden Frontnähe ahnungslose selige Urselfreude! Schon die ganze Woche spukte der Osterhase im Kinderköpfchen, und die Tage wurden bereits gezählt! Gestern gingen wir ein Stück um die Felder, um vielleicht den Osterhasen bei seiner Arbeit zu belauschen. Und richtig, plötzlich hoppelte er über die Wiese zum nahen Walde, und unser Kind jauchzte fröhlich auf. Nun hatten wir ihn wirklich gesehen und konnten hoffen, dass er auch unserem Garten einen Besuch abstatten wird. Bereits früh um 5 Uhr war Kindchen wach und konnte nicht mehr die Zeit abwarten, bis es in den Garten ging. «Ist denn der Osterhase noch nicht da?» so wurde jeder gefragt, selbst zur Oma stürzte sie und stöberte sie zeitig aus dem Bett heraus. Da das Wetter ziemlich

unfreundlich war, ging es erst um 8 Uhr hinunter, und tatsächlich hatte der Kriegsosterhase 2 Nestchen hingelegt, und oben in der Stube hatte er auch noch die gewünschte Sommerkleidung für die Gretelpuppe versteckt Und bei der Oma war auch noch etwas zu finden, ein Körbchen mit seltenen, lange aufgehobenen Lalla-Stückchen! Für Ursels Spielfreundin Ingrid und den kleinen Flüchtlingsjungen Joachim hatte der Osterhase auch etwas abgegeben, und so gab es grosse Freude in den kl. Kinderherzen, die uns Grossen den Ernst der Zeit und die Schwere des Augenblicks vergessen liessen.

#### 4.4.45

Was sich unser Urselkind manchmal an merkwürdigen Sätzen «abquescht», ist recht spassig und hat doch oft einen tiefen Sinn. Heute Abend sagte sie, als wir uns über ihre gefalteten Händchen neigten: «Mutti, ich möchte meine Heia behalten!» «Wenn wir fliehen müssen, dann schnalle sie dir doch über den Rücken!» «Leg sie doch über den Baby-Wagen, wenn wir wandern müssen und leg mich hinein!» Als Vati neulich für die evtl. Flucht packte, rief sie dazwischen: «Vati, du machst dir unnötige Arbeit!» Ja, mein herzliebtes Kind, möchtest Du mit Deinem Kindermund recht behalten, dass wir, auf ein gutes Ende hoffend, hier bleiben können und Du Dein Heia-Bettchen behalten kannst. Jetzt rückt der Feind von Westen immer näher und ist schon bis Gotha vorgedrungen. Möchte der Allmächtige endlich Erbarmen mit unserem armen Volke haben! – Heute sagte Ursel ganz unvermittelt bei Tisch: «Mutti, du bist eine emsige Küchenfrau!» Als die Alarmsirene ertönte, rief sie: «Mutti, es sollen doch keine Flieger mehr kommen, damit du alles wieder auspacken kannst. Pack doch gleich aus, der liebe Gott behütet uns doch, ich bete doch alle Tage, behüte uns vor dem bösen Feind!»

11.4.45

Die Amerikaner sind in Hannover! Muttis Geburtstag am 9. haben wir in einer gemütlichen Kaffeestunde mit kriegsgemäßigem Kuchen «festlich» begangen. Es fiel diesmal schwer ein paar Blumen aufzutreiben, aber schliesslich kam doch ein frühlingshafter Strauss zusammen, dazu von Vati ein Buch, von der Oma einige Handarbeiten und vom Urselkind das übliche Päckchen mit einem Sträusschen. Ursel schnabulierte und zwitscherte, dass es eine Freude war und alle trüben Gedanken gebannt wurden. Sie musste die Blumen alle beguckeln sollte aber nichts verraten und tat daher sehr geheimnisvoll. Beim Zubettgehen flüsterte sie der Mutti ins Ohr: «Ganz leise kann ich's dir sagen, du kriegst ein gelbes Stiefmütterchen!». Abends labten wir uns an einer besonderen Medizin. Dem Vati war nämlich eingefallen, dass im Keller noch eine Flasche Sekt versteckt lag, die für den siegreichen Frieden aufbewahrt werden sollte. Bis dahin aber könnte sie schliesslich noch den Russen in die Hände fallen. Darum holte sie Vati rauf, kramte die wertvollsten Kristallrömer raus, und wir tranken den köstlichen Inhalt, aber nicht um zu «feiern», sondern um uns an dieser Nervennahrung zu laben und zu stärken und uns noch einmal zu freuen an dem klaren Kristallgefunkel in Erinnerung an vergangene, wohl kaum wiederkehrende Zeiten. Und der Iwan sollte sie wirklich nicht «saufen»!!

16.4.1945

Heute früh 5 Uhr setzte der Russe mit starkem Trommelfeuer ein, das sich stundenlang hinzog. Um 8 Uhr kam «Packbefehl», der aber im Laufe des Vormittags wieder zurückgezogen wurde, weil der Russe inzwischen zurückgeworfen war. Sein Durchbruch ist ihm also nicht gelungen. Fast den ganzen Tag über hatten wir Alarm, weil die russ. Tiefflieger unsere Umgegend mit Bomben und Bordwaffen beharkten. Seit Freitag ist Fräulein von St. als Flüchtling aus Kl.

Loitz unser Gast. – In der Nacht zum 15. wurde Potsdam und das herrliche Sanssouci schwer heimgesucht. – Ach, es ist furchtbar!!

9.5.45.

Das Dritte Reich hat sich ausgetobt!!! Das ist das schreckliche Erwachen und die bittere Erkenntnis Deines Vaters, mein liebes Urselkind! Wäre die Goebbels-Propaganda nicht so eine entsetzliche Lüge gewesen, wären wir alle noch beieinander und nicht auf so furchtbare Weise getrennt worden. Ungewissheit ist die bitterste Seelenqual!!

Mai 1945

Mein heiss geliebtes Kind!

Dein Vati ist seit 7.5. wieder in Brigittenhof, u. was er heute für Dich aufschreibt, wirst Du einst mit tiefem Empfinden lesen – d.h., wenn Du mit Mutti u. Oma noch am Leben bist. Nun höre, was ich Dir heute sagen muss.

Das 3. Reich hat sich inzwischen ausgetobt, ja das ist die enttäuschende Erkenntnis Deines Vaters!! –

Also an jenem denkwürdigen 18.4., nachmittags  $\frac{1}{2}$  4 Uhr fiel der 1. russ. Panzerschuss, der uns erschreckte und der den Bahnweg traf. Das Gepäck Flüchtender, die gerade an jener Stelle darüberkamen, flog in die Luft; ein Junge wurde verwundet, während ein Stück weiter ein Brigittenhofer tödlich getroffen wurde. Wir sassen bis abends 7 Uhr im Keller, weil wir infolge der militärischen Einquartierung dauernd unter Tieffliegerbeschuss lagen. Endlich gegen 8 Uhr verliessen wir Brigittenhof und begaben uns auf die Flucht – als ziemlich die letzten. Alles lag wie im tiefsten Frieden, im ersten Frühlings schmuck. Unser kl. Leiterwagen war hoch bepackt und kippte uns bis [unlesb.] 3x um. Dort übernachteten wir beim Bürgermeister, der uns einen grösseren Wagen zur Verfügung stellte, u. am 19. früh

gegen 4 Uhr zogen wir weiter. Die Oma, die herzensgute schob Dich, mein liebes Engelchen im Kinderwagen; Mutter zog den grossen Wagen mit Koffern und Bettsack, Vati den kleinen mit Lebensmitteln. [...] Unterwegs trafen wir sehr viel Flüchtlinge, ein Teil kam zurück, weil die Strasse nach Sedlitz von der Wehrmacht verstopft war. Ein Stück waren auch wir umgekehrt, aber die Erkenntnis, dass wir ja vorwärts, aber nicht rückwärts mussten, liess uns wieder kehrt machen. Du, mein Urselkind warst eingeschlafen u. sassst mit nickendem Köpfchen wie ein Zigeunerkind im Wagen; ein Bild, was ich nie vergessen werde, weil es mir tief ins Herz schnitt. – In Gr. Parkwitz übernachteten wir in einer grossen Wirtschaft, es war schon Mitternacht durch, anderen Tages standen wir um 5 Uhr auf und zogen gegen 6 Uhr weiter zurück nach Somo u. dann nach Klein-Köppen. Diese 4 km waren ein fürchterlicher Sandweg und wurden zur doppelten Strecke, weil Mutti und ich zusammen erst den einen Wagen ein Stück zogen und dann den anderen, immer 20 m weiter. Die Oma schob mutig und unentwegt den Kinderwagen mit unserer lebendigen kleinen Mausilast. Als ich an einer Stelle mit Mutti Arm in Arm, ziemlich erschöpft, aber mit dem Bewusstsein inniger Verbundenheit, den zweiten Wagen holen wollte, sprach uns ein Soldat tröstend an: «Nur nicht den Mut verlieren, hier ist alles vorüber!»

1.7.45.

Ja, 24 Std. später sollte alles vorüber sein, nur ganz, ganz anders als ich es mir jemals auch nur leise geahnt hätte, und es sträubt sich mir die Feder, in meiner Seelenqual aufzuschreiben, was inzwischen an furchtbarstem Erleben über mich hereingebrochen ist. Ich muss es von jetzt an in anderer Form tun; denn dieses «Bunte Urselbuch» hat ja nunmehr, mein über alles heiss geliebtes Kind, seine Zielsetzung

und damit seine Bedeutung verloren. Ich muss aufhören, denn der Strom der Tränen ist nicht aufzuhalten. – Einige Tage später! Ich will versuchen alles chronologisch darzustellen, was ich mir an flüchtigen Notizen gemacht habe. Am 20.4. waren wir mittags in Klein-Koffen angelangt, wo uns die Mutter in einer grösseren Wirtschaft, in der es von Flüchtlingen nur so wimmelte, einen Mittagsimbiss bereitete. Wir bekamen noch ein grosses Weckglas mit Fleisch und mit Pflaumen mit, auch eine Flasche Apfelsaft u. zogen denn weiter in Richtung Buchwalde-Senftenberg. Es wurde uns schon recht schwer und wir sehnten uns nach einer Bleibe. Flieger über uns u. Granateinschläge in einer Entfernung von 50-100 m rechts von uns waren die Begleitung. In Buchwalde angelangt, ziemlich erschöpft, suchten wir Quartier und fanden schliesslich frdl. Aufnahme bei einer Frau P., die uns auch anbot, die Nacht dort zu bleiben. Der Spruch über der Eingangstür: «Befiehl dem Herren Deine Wege!» schien uns ein gutes Zeichen zu sein, u., übermüdet, wie wir waren beschlossen wir zu bleiben, obgleich ein Soldat uns geraten hatte, uns nicht länger als 1 Std. in Buchwalde aufzuhalten. [Hier endet das «Bunte Urselbuch». Den weiteren Verlauf der Ereignisse beschreibt Arthur H. in einem Brief vom September 1945:]

Brigittenhof, d. 10.9.45

Liebe Tante Emma!

Deinen an Mutter gerichteten Brief vom 26.8. mit Stempel vom 31.8. habe ich heute empfangen. Leider kann ich Deine guten Wünsche meiner geliebten Mutter nicht mehr übermitteln. Und nun hört, Du, liebe Tante, Lotte und Otto, welch furchtbares Geschick über uns hereingebrochen ist, und wie schwer Gottes Hand auf uns ruht. Fast sträubt sich der Stift es niederzuschreiben und heisse Herzblut-





*Die Frau, die uns das «Ursel-Buch» bringt, will das dicke Album fast nicht aus der Hand geben. Wir dürfen kurz einen Blick hineinwerfen und es dann kopieren, dalassen will sie es auf keinen Fall. Sie ist die Tochter aus zweiter Ehe des Volksschullehrers Arthur H., der diese Kindheitschronik verfasst hat.*

*Das «Bunte Ursel-Buch» ist ein riesiges Album voller Fotos, Zeichnungen, Zeitungsausschnitte sowie Hochzeits-, Geburts-, Tauf- und Todesanzeigen; ab und zu klebt auch eine Locke Ursels neben einer Eintragung. Manche Aufzeichnungen hat Arthur H. im Nachhinein sorgfältig mit kaum lösbarem Klebeband überdeckt. Die wenigen Stellen, die sich in der Eile lösen liessen, zeigen, dass er hier Passagen zensiert hat, die seinen Glauben an die nationalsozialistische Führung und den «Endsieg» betrafen. Zusammengeklebt waren auch die im Text erwähnten beiden Seiten mit Todesanzeigen. Nach der letzten abgebrochenen Eintragung blieb das Buch leer.*



Liselotte G. im Jahre 1944

## «Rede von Adolf Hitler. Abends Strümpfe gestopft»

### *Kalendernotizen einer 17jährigen zum Kriegsende*

- 30.1. Rede von Adolf Hitler. Abends Strümpfe gestopft.
- 30.2. Papa zum Volkssturm. Alarm. Bis nachts  $\frac{1}{2}$  12 Uhr gearbeitet.
- 2.2. Alarm. Bis  $\frac{1}{2}$  12 Uhr gearbeitet. Papa hat Polizeiuniform bekommen.
- 2.3. Alarm. Papa befreit von Stadtwacht.  
Mit Mutti im Kino: Frau meiner Träume.
- 2.4. Strippentasche angefangen.  
Ein Deckel ziemlich fertig. [...] Alarm!
- 2.5. Alarm! Strippe gefärbt. Täglich 3 mal 2 Stunden kein Licht.
- 2.6. Alarm! Die Fronten haben sich gefestigt.  
Volkssturm steht bereit. Barrikaden werden gebaut.
- 2.7. Alarm. Auf dem Viehhof die letzte Kiste Schmalz bekommen.
- 2.8. In 2 Stunden 2 Zentner Sauerkohl verkauft.
- 25.2. Mutti und Margit sind krank. Kino mit Inge: Opfergang.  
Mitten raus wegen Alarm.
- 25.3. Alarm. Kino: Opfergang – Alarm! – Opfergang.

- Paul mit Mädels gesehen. Wird aus Berlin wegkommen.  
Kuchen gebacken.
- 25.4. Mein Geburtstag. Alarm!
- 25.5. Geburtstag gefeiert. [...] Herrlich!  
Nachts 2 Uhr Alarm!
- 5.3. Fliegeralarm! Zwischenstück der Tasche angefangen.
- 7.3. Alarm! Weisheitszahn macht Beschwerden.
- 8.3. Alarm! In Zahnklinik gewesen. Erste Tasche fertig. Post von  
Horst R.
- 11.3. Alarm! Schwere Angriff. Treffer vor die Kirche. Der kleine  
Uwe Sch. ist an Erkältung gestorben. Zweite Tasche ange-  
fangen.
- 12.3. Alarm! Gewaschen, geplättet, gerollt u.s.w.
- 13.3. Alarm!
- 14.3. Alarm! Matratzen geklopft.
- 15.3. Alarm!
- 16.3. Alarm! Mit Günter ins Zimmer eingezogen.
- 17.3. Alarm! Teppiche geklopft.
- 18.3. Alarm! Ausgebombt! Gerettet!
- 19.3. Haben in Gastwirtschaft auf dem Fussboden geschlafen.  
Mutti und Kinder zu Tante Eka. Margit ist krank.
- 20.3. Nähmaschine ausgebuddelt. Schlafen bei T. Eka.
- 21.3. 18. Hochzeitstag meiner Eltern. Fliegeralarm! Wagen mit  
geretteten Sachen zu T. Eka gefahren. Papa kommt nicht  
vom Volkssturm bzw. Stadtwacht frei.

- 22.3. Alarm! Auf allen Vieren rumgelaufen. Onkel Fritzens Bild rausgebuddelt.
- 23.3. Alarm! Gebuddelt. Im Schutt 50,- RM gefunden. Abgegeben.
- 25.3. Alarm! Mit Mutti und Papa neue Wohnung sauber gemacht. 100,- RM sind uns aus der Brieftasche gestohlen worden.
- 28.3. Alarm! Sachen gepackt. Kartoffeln sind aus dem Keller gestohlen worden.
- 18.4. Alarm! Injagowstr. gebuddelt.
- 19.4. Alarm! Injagowstr. gebuddelt. Hören schon das Schiessen.
- 20.4. Alarm! Wenig Wasser, kein Strom, bei Fliegerangriffen ertönen keine Sirenen mehr.
- 21.4. Zur Jagowstr. fährt keine Bahn mehr.
- 22.4. Schlafen jetzt im Keller. Russen sind bis Berlin. Onkel Willi ist geflüchtet und zu uns gekommen.
- 23.4. War in Jagowstr. mit Onkel Willi. Habe Papa besucht. Hatte von seiner Schnapsration einen Schwips.
- 24.4. Trautenaustrasse durch Granatenbeschuss 5 Tote.
- 25.4. Kein Wasser! Kein Gas! Kein Licht!
- 26.4. Artilleriebeschuss!
- 27.4. Feind bis Kaiserplatz.
- 28.4. Unser Haus bekam den 4. Artillerietreffer!
- 29.4. Unser Haus hat etwa 20 Treffer. Das Kochen ist sehr erschwert wegen dauernder Lebensgefahr, wenn man den Keller verlässt.

- 30.4. War bei Bombeneinschlag mit Frau B. oben an der Treppe zum Keller. Die Russen sind da. Sie sind total besoffen. Nachts Vergewaltigungen. Ich nicht, Mutti ja. Manche 5-20 mal.
- 1.5. Russen gehen ein und aus. Alle Uhren sind weg. Die Pferde liegen auf dem Hof auf unseren Betten. Die Keller sind aufgebrochen. Sind in die Stubenrauchstr. 33 geflohen.
- 2.5. Erste Nacht Ruhe. Sind von der Hölle in den Himmel gekommen. Haben geweint, als wir den blühenden Flieder auf dem Hof entdeckt haben. Alle Radios müssen abgegeben werden.
- 3.5. Noch in der Stubenrauchstr. Darf nicht ans Fenster, damit mich kein Russe sieht. Überall sollen Vergewaltigungen sein.
- 4.5. In der Derfflinger Str. keine Nachricht von Papa erhalten.
- 5.5. Wieder zur Kaiserallee zurück. Unordnung!
- 6.5. Unser Haus hat 21 Treffer. Den ganzen Tag geräumt und gepackt. Nachts Sturm. Bin vor Angst, dass die Russen kommen unters Bett gekrochen. Aber das Haus hatte nur durch den Beschuss so geklappert.
- 7.5. Strasse frei geschippt. Nummern für Brot geholt, aufgeräumt, saubergemacht.
- 8.5. Strasse geschippt. Nach Brot angestanden. Nachricht, dass Papa lebt.
- 9.5. Waffenstillstand. Für Margit gibt es Milch.
- 10.5. Aufgeräumt.

*Liselotte G. hat nur einmal in ihrem Leben Tagebuchnotizen gemacht: 1945 in einen kleinen, in grauen Pappkarton gebundenen Taschenkalender. «Für Gefühle war da kein Platz», sagt sie, dazu seien die Zeilenabstände zwischen den Tagen zu klein gewesen.*





Irmela D. im Jahre 1937

## «... andererseits schenken sie gern und lieblosen die Kinder»

### *Tagebuch aus der Russenzeit*

18.5.45

Ich habe keinen mehr, dem ich Briefe schreiben kann. Ich weiss nicht, ob Reinhart noch lebt, ob er gefangen ist, kämpfte, verwundet ist, ob er, als Zivilist verkleidet, zu Fuss der Heimat zustrebt, die so weit fort ist – hoffentlich braucht er nicht zu verhungern! – Mein geliebter Mann, Du! – Hörst Du mich noch? Ich weiss nicht, wie ich leben soll in dieser Ungewissheit, die Jahre hinaus andauern kann, vielleicht für immer! Werde ich jemals etwas über Dich erfahren? Es heisst, auch in Italien sei einige Tage vor Deutschlands Untergang alles zusammengebrochen! Aber, wo wurde zuletzt gekämpft? – Wurdest Du mit an die Ost- oder Westfront geworfen, wo alles aussichtslos war? – Heute Dagleins Geburtstag. Sie wurde fünf Jahre alt. – Voriges Jahr Kasperletheater! Glück in Wubiser! O, wir Ahnungslosen, Hoffnungsvollen! – Gottlob habe ich auch hier in Beelitz einen Menschen gefunden, dem ich mitteilen kann, wie mir zu Mute ist, und mit dem ich eine richtige Herzengemeinschaft teile: Lotte B., 36 Jahre alt, die Frau eines Oberstudienrats, Leiter des Internats Neuteich bei Danzig. Sie hat zwei Kinder, Christel, 7 Jahre alt, Günter, 3 Jahre. Dagmar und Christel vertragen sich sehr gut. Christel ist äusserst intelligent und phantasievoll, so dass beide Kinder mit dem wenigen an Spielzeug, das ihnen noch geblieben ist, stundenlang reizend spielen: Fliegeralarm, Sirene, Doktor, verwun-

det, Flüchtling usw. Sie sind am Tage mehrere Stunden im Kindergarten, den ich auch mitbeaufsichtige. Alles ist nur provisorisch, wer weiss, was morgen ist! Jedenfalls sollen wir 20 Stunden beim Russen arbeiten, und ich weiss schon kaum, wie ich den Kindergartendienst mit den drei kleinen Kindern bewerkstelligen soll. Für Mätzchen hatte ich bisher gar keine Milch, nur Wasserschleim und Breichen mit Wasser – organisierte rote Rüben als Gemüse zusammen mit organisierten Kartoffeln. Letzte holte ich während des Kampfes aus dem zerschossenen und verlassenen Bahnhofskeller, – ein russ. Soldat setzte mir hinterher die Maschinenpistole auf die Brust, als ich ihm alles erklärte, liess er mich ziehen, d.h. robben..., nachdem mir die Ausländer (Zwangsarbeiter) bei der Plünderung zwei Zentner Kartoffeln gestohlen hatten. – [...] Heute an Dagleins Geburtstag musste ich so innig an meine beiden Männer, Reinhart und Vati denken – und an meine Schwester in Varel – die SS-Leichen sollen sich Unter den Linden türmen! – Vati war mit seiner Schule in Spindelmühle im Riesengebirge, von dort aus ist er geflohen, nun ist er längst in amerikanischer Hand, in Wiehe an der Unstrut. – Werden wir uns jemals wiedersehen? Mein lieber Vati, der dieses entsetzliche Chaos schon vorausgedeutet hat! Unbeschreiblich, nie dagewesen ist dieser Kummer, dieses Menschenleid! Darein jubelnde Kinder – solange wir noch zu essen haben, essen sie sich satt am Geburtstagskartoffelkuchen und sehen aus wie der leibhaftige Mai! Und schlafen ihren Kinderschlaf, wenn die Russen die Häuser unsicher machen, die Keller und Wohnungen plündern, das letzte bisschen Habe mitnehmen und mit den Kindern spielen, als seien sie die weichesten und harmlosesten Geschöpfe, trotz aufgepflanzten Bajonets, mit dem sie tagsüber an unserem Haus Posten stehen. [...] Zweimal schon suchten die Russen die Wohnung nach Schnaps ab, übersahen glücklicherweise die gefüllte Weinkiste von Dr. P. Welch

ein Leichtsinn von letztem, derartige Dinge stehen zu lassen! – Wo- von er mir vor seiner Flucht nichts gesagt hatte! – Betrunkene Russen sind für uns junge Frauen der Tod! – [...] Wir haben kein Licht. 22 Uhr. Es ist zu dunkel zum Weiterschreiben! Die Amseln locken im nahen Wald. Ab und zu knallen Schüsse, unheimlich! – Die Russen schiessen oft aus Spass, neulich knallten dabei Schüsse an die Kü- chenwand neben dem Fenster! –

20.5.45

Eigenartiges Volk, diese Russen! Sie sehen alle wohlgenährt und braun, aber schlank und sehnig aus, grosse Russen fallen auf. Sie plündern die Keller, zerstören und verwüsten den Rest der leerste- henden und zerschossenen Wohnungen, so dass der Anblick hinter- her grotesk – fürchterlich ist, sie suchen uns Frauen – sie kommen nachts, tags, abends, morgens ins Haus, rennen herum, lärmern, klin- geln Sturm, werden wütend, da ich nicht öffne, schimpfen, schlagen mit Stiefeln und Fäusten gegen die Tür und verschwinden dann wie- der! [...]

23.5.45

[...] Jeden Tag heisst es, wir werden an die Luft gesetzt, da die Rus- sen Lazarett, Verwaltung etc. besetzen! – Ich als ehemaliger Flücht- ling stehe besonders ungünstig da, ich habe keinen Mann beim Be- triebspersonal und kann durch die 3 Kleinen nicht soviel woanders arbeiten wie andere, und ohne Arbeit im Betrieb bekommt man kein Essen! – Deutsch. –

Die Russen! Ich habe eine noble Einquartierung bekommen: Den Kommandanten Costa L. und den Vizekommandanten Andreij. Her- ren- und Esszimmer und Flur mit sämtlichen Sachen darin, sind vom Kommandanten beschlagnahmt. Nur meine paar Sachen darf ich un- behelligt behalten. – Der Kommandant ist kein typischer Russe, zu

weich im Aussehen. Er schenkte mir Frau K.s alten Mantel und Bärbels zurückgebliebene Sachen. – Manchmal bin ich albern vor Galgenhumor. Jeder Iwan versucht bei uns deutschen Frauen dasselbe! Der Kommandant umarmt mich ohne weiteres. Es gilt nichts, wenn ich sage: «Musch Soldat Italia!» – Die Russen sind entsetzlich beharrlich! – Das Leben beschränkt sich augenblicklich auf Kinderversorgen und Abwaschen für die hohen Herren. Es kommen und gehen Russen, kleine, dunkle, helle, ostische, asiatische, kaukasische ... Iwan, der Sergeant, Feldwebel, ist ein netter Bursche. Er schenkte mir neulich ein Riesenstück Rinderbraten! – Iwan Alexander aus Turkestan mit dem Mongolengesicht, ist ein Kindernarr. Er holt ungefragt Ditte und Matz aus dem Bettchen und trägt sie auf dem Arm herum. Er weicht nicht von unserer Seite und bringt uns auf sehr geschickte Art Russisch bei. Lotte B. hilft mir beim Abwasch und Spülen der unzähligen Gläser und Teller, um auch etwas von den fleischenden Abfällen zu ergattern. – Leider hat alles seine Kehrseite! Diese beiden Iwans und auch die anderen Russen sind *Männer*, und wir sind wehrlose Frauen! Wir dürfen nicht einmal um Hilfe rufen. Der Russe wird wütend, grob und rachsüchtig, d.h. wir werden über kurz oder lang auf die Strasse gesetzt, dass ist unsere grösste Sorge. [...] Die Russen besetzten den benachbarten Pavillon. Die Zimmer säuberten sie, indem sie alles ihnen Uninteressante, d.h. Nippes, Bücher, Wäsche, Geschirr, ja selbst einen kleinen lebenden Hund auf die Strasse pfefferten!!

– Mein Leben: Abwaschen von morgens bis nachts, Kampf gegen fettige Teller ohne Sand und Soda, Reinmachen des Riesendrecks, den zig Beine am Tage und in der Nacht hinterlassen, die alle zum Kommandanten laufen. – Was sehe ich alles: hohe Offiziere, Muschkoten, Flintenweiber etc. Iwan, der Bursche ist viel in der Küche, er bedient und sorgt dabei auch für mich. Er ist aus Moskau. Seine Frau

wurde durch Ari-Beschuss getötet. – Ich erbe viel Fleischernes zu essen, oft gebe ich ins deutsche Hilfslazarett ab. – Nachts wird gefeiert, gegessen und von morgens bis abends Sprit (aus den Apotheken der Heilstätten) mit Wasser, Piwa (Bier) und Rum getrunken. Die Küche des Waschhauses kommt aus dem Brutzeln für den Kommandanten nicht heraus. (Das Fleisch stammt von den frei herumlaufenden Kühen, die zu tausenden abgetrieben werden.) – Bei mir ist dauernd Krach und Betrieb, aber interessant. – Die Russen lieben die Kinder in auffälliger Weise! – O, wären sie nur nicht so aufdringlich mit ihren männlichen Instinkten! Die arme Frau B. ist schon von Iwan Alexander «besucht» worden. Der Bursche ist sonst ungemein intelligent und ruhig, aber er weiss genau was er will, schon zu genau! Er ist beharrlich wie ein turkestanischer Nomade, weich, zartfühlend und grausam zu gleicher Zeit. – Heute tanzte ich in der Küche «Phantasie» und er schlug mit einem Quirl und Holzbrett den Takt, d.h. den asiatischen. Dann steppte er, und ich musste die Technik lernen! – Drinnen im Kommandantenzimmer ging es hoch her, russische Weiber und Offiziere, Braten, Sprit, Wodka etc. – Die Russen können nicht ohne Musik leben. Sie haben ihre Ziehharmonika auf dem Rücken hängen und spielen von morgens bis abends herrliche Tänze und Lieder, letzte nur in moll, oft leidenschaftlich, oft traurig. Die Männer singen dazu. – Zuletzt geraten sie so ausser sich, dass sie tanzen und gröhlen... Bis vor zwei Tagen hatte der Kommandant «zwei junge dumme Mädels» aus Berlin, die bei ihm schliefen, jetzt hat er diese «fristlos entlassen», d.h. fortgeschickt.

Gestern beim Reinemachen des entsetzlichen Mistes (u.a.: gebr. Schutzmittel etc.) in den Zimmern der Russen: Kommandant: «Haben sie genug zu essen für sich und die Kinder?» – «Ja, danke!» – Kommandant: «Haben sie genug Brot?» – Ich: «Ja, zuviel, denn mir fehlt Aufschnitt!» – Kommandant: «Da haben sie Butter» – Er gab

mir ein grosses Weckglas voll Butter. – Darauf: «Sie kommen doch heute Abend zu mir?» – «Nein, ich bin zu alt für sie!» – «Aber singen und tanzen und spielen ... und trinken mit mir?» – «Ich arbeite tagsüber, ich muss dann abends Schlafengehen!» – «Bis elf Uhr» – «Ich bin doch keine Schönheit, ich bin eine abgearbeitete Schachtel – Dreissig Jahre alt! Sie sind erst 27 Jahre alt!» – «Das macht nichts. Sie sind ganz prima!» – Damit umfing er mich, griff mich ab auf unangenehme Art, die aber bei den Russen zur Tagesordnung gehört, denn es vergeht keinmal, dass Andreij oder Iwan an uns vorbeigehen, ohne uns zu packen! Sie empfinden dabei nichts als kindliche Freude! –

Einen Tag zuvor machte ich im Beisein einiger Offiziere sauber. Ein gutaussehender Hauptmann, aber wild, spielte aufreizend schön die Ziehharmonika. Da griff mich der Kommandant und wir tanzten. Und heute Abend, als der Kommandant einen Augenblick in der Küche stand, musste ich wieder mit Holzlöffel und Brett tanzen. – Oh dieses Bajazzoleben, alles nur, damit ich Brot für die Kinder habe und bleiben kann! – Mein Mann fällt mir dauernd ein, ob er leidet, ob er überhaupt noch lebt? – Ich versuche mit aller Diplomatie, den richtigen Weg für mich und die Kinder zu gehen. Ich nenne mich in der Liste «Putzfrau des Kommandanten». ... Vorhin, als ich ins Bett gehen wollte, sassen in meinem Zimmer ein Russe mit «ihr» und baten mich, 10 Minuten alleinsein zu dürfen. Der Russe war ein Artist von der Moskauer Skala. – Soweit ist es nun! – Dagmar erzählte mir nachher, (sie schlief noch nicht) er hätte «sie» hingelegt, sie hätte aber nicht gewollt, und da habe er sie wütend auf einen Stuhl «geknallt». –

Ich bin vor Arbeit am Ende meiner Kräfte. – Mein Zimmer kann ich nun abschliessen, gottseidank! Der Kommandant soll allerdings wütend werden, wenn man nicht öffnet und mit Brecheisen losgehen, so wie er auch P.s Schränke und Fächer geöffnet und geplündert hat.

Neulich abends war er allein, da bekam ich solche Angst, dass ich mich zu Dagmar ins Bett legte. Bei meinen Kindern fühle ich mich am ehesten geschützt. –

28.5.45

Der Kommandant hat eine neue Flamme gefunden, für mich günstig. In einer geeigneten Minute kann ich mich aber gut mit ihm unterhalten. Er war bisher immer freundlich und liebenswürdig, auch zu meinen Kindern. Neulich kam er in mein Zimmer, nahm Comelchen auf den Arm, besah sich Dagmar und Mathias und sagte: «Hübsche Kinder! – Ich auch Frau und Kind, ein Jahr! Die Deutschen beide totgemacht, so!» Und er imitierte das Aufschlitzen des Bauches!! «SS?» fragte ich. Er nickte. (Er war ein Jude.) – ... Reinhart? Die Russen sagen, fünf Jahre Zwangsarbeit?! Ich kann den Gedanken nicht fassen. Ich höre Musik! Ich könnte verrückt werden. Mein lieber Reinhart! – »

1.6.45

Man führt ein Sauleben... auch Lotte muss zum 6. Mai umziehen hier im Gelände, weil die Russen alles besetzt haben. Für die Deutschen bleiben nur verschmutzte Baracken und zerschossene Häuser mit Blindgängern. Über 250 arme deutsche Verwundete, Sterbende werden umtransportiert zusammengepfercht in Baracken ohne Wasser, Desinfektion etc. Man zog ihnen die Matrasen unter dem Rücken fort, weil man sie für die russischen Verwundeten braucht – sie liegen in der Beelitzer Schule bis auf die Strasse hinaus und bei uns. – Wieviele Massengräber liegen im Park! Ich habe eine Zeit lang auf der Station gearbeitet bei den Lungenschüssen. Es kam keiner durch. Ich denke dauernd an meinen Mann, ob er auch irgendwo so liegt. – Die Chirurgen, die Lungenspezialisten sind getürmt gen Westen, als es noch ging. – Die armen Menschen müssen unbehandelt liegen und



gehen einem gewissen Tod entgegen, der hat noch einen Tag, der zwei Tage ... Der eine Junge war 15 Jahre alt, er weinte in seinem verklebten Hemd vor Schmerzen, rief nach seiner Mutter und wusste nicht, wie liegen – und starb drei Tage später, allein im Badezimmer, wohin alle kamen, deren Agonie zuviel Lärm machte... Ein schöner Mann mit einem wie aus Stein gemeisselten Kopf lag ebenfalls dort, der Süddeutsche Joseph B. Er fragte mich nach meinem Mann. «In Italien? – Da liegt er auch irgendwo so allein wie ich.» – Später flüsternd: «Nur noch einmal das Wort ‚Papa‘ hören!» – Er schrie am selben Abend laut und schwamm im eigenen Blut, das durch die Matratze auf den Boden sickerte – man hörte sein Schreien noch weithin durch den Park, wo Lotte und ich gingen – und kam als Nr. Nächster Sterbender ins Badezimmer, hatte noch lichte Augenblicke, wo er nach einer ihn haltenden Hand verlangte und starb dann – allein. – Und so die anderen auch. – Ein 15jähriger Junge aus Velten hatte das halbe Gesäss verloren, ein «leichter Fall». –

Zusammengeschossen hungrig zerlumpt die Deutschen, die Russen lustig gut genährt, gekleidet, gut bewaffnet, im Siegesrausch – nichts anderes als Plündern, Essen, Huren und Trinken im Kopf. Ich habe es damit am schlimmsten, tagsüber Tanzen, Spielen, Musik, Singen und Kichern – Türeknallen, unbeschreiblicher und ekliger Dreck in den Zimmern, Ungeniertheit, und dauernd bis tief in die Nacht hinein nochmal dasselbe, so dass ich vor 2-3 Uhr nachts nie einschlafe. Morgens knallen wieder die Türen, man liebt eben die Ungeniertheit, Badehose, sonst nackt. – Der Kommandant küsst mich beim Reinemachen, zwingt mich aufs Sofa, tastet und drückt alles ab, eröffnet mir, dass ich «heute Abend dranwäre», lädt mich zum Wodka und Fleisch ein, – ich darf nicht abschlagen, und meine Kinder und der «Haushalt» warten. – «Heute mache ich 2x mit Dir», sagt

er. «Nein!!». «Warum nicht?» «Weil ich einen Mann habe, den ich sehr liebe und der mich auch liebt!» – «Das ist egal, Du bist noch so *j-u-n-g*» – «Es gibt für Dich noch genug andere Frauen ohne Kinder!» – «Egal, nein, Du bist prima, so schlank!» – Er umfangt und drückt mich und ich boxe mich los. – Ich reinige weiter die Teppiche. Man schnäuzt allmorgentlich die Nase in die Badewanne, spuckt auf den Teppich. Soeben wieder Gegröhle, Freudenfest nebenan. Ich bin am Ende. – Tagsüber stehe ich in der Küche und spüle, spüle, viele Russen kommen. Iwan bringt Brot, Alexander Wassilij holt sich sein Glas Wodka usw. – Ein gestohlenen Klavier steht unten im Treppenhause, worauf ich vorhin liebe deutsche Volkslieder und die A-Dur-Sonate von Mozart spielte. [...]

1.6.45

Nichts vom Blütenrausch erfreut uns [...]. Was hat Hitler aus uns gemacht! Ruinen. Dazu der Blick in eine Zukunft voll Hunger und Armut, denn die Russen schleppen alles ab. –

2.6.45

Ich schreibe abends im Bett. Immer wieder Fieber, Neuralgien. Ich kann nicht schlafen wie andere Leute, da der Kommandant und seine Leute eine Wand weiter trinken, laut singen, Ziehharmonika und Geige spielen oder tanzen. Jeden Abend dasselbe: Sind wir von der übermäßigen Arbeit erschöpft und sinken zu Bett, wobei ich oft zu müde bin, das Laken über die Couch zu breiten – dann haben die Sieger gut geschlafen und ihr Tagewerk beginnt. Die Kinder schlafen auch nicht ein, wenn auf dem Flur gesungen und laut geschrien wird. Wie soll das weitergehen? Womit haben wir das verdient? Ich stehe mit Fieber und muss abwaschen und säubern, was den Herren gefällt. – Die guten Bücher von P.s zu Zigarettenpapier zerrissen, die Land-

karten zerknüllt, die Teppiche bespuckt, die Badewanne beschnäuzt, und das Klo ist oft eine wahre Landkarte, da die Russen sich oben draufstellen! Und ich muss alles saubermachen! – P.s Fotos lagen verstreut auf der Strasse. Kristall war aus dem Fenster gepfeffert etc. Dazu ist es wohl vornehm, die Teller so voll wie möglich zu machen und nachher über die Hälfte des fetten Essens stehen zu lassen voller Asche und Weinresten, so dass ich massenweise fortwerfen muss, während unsere Verwundeten vor Hunger fortsterben. – Ich komme kaum an die Luft, und die herrlichen Tage sind für mich wie tot, nur morgens ganz in der Frühe, wenn die reine Luft zum Fenster hereinströmt, dann könnte mein Herz bersten – Amselsang, Tegel, Jugend und Wilhelm – Ehe und Reinhart. Geliebter; Du!... [...] Bisher gedeihen die Kinder gut. Dagmar blüht wie eine Heckenrose draussen, ein grosses, strammes, hübsches Kind, mit braunen Gliedern und grossen Augen und dem Zopfkränzchen, und Cornelchen mit den süssen Pummelgliederchen und den halblangen Löckchen, und «das süsse Mätzchen», das seinem Vater jetzt recht ähnlich sieht um den Mund und die Blauaugen, mit braunen Bäckchen und blonden Haaren! – Immer lustig und artig, in den Augen spiegelt sich der Himmel. – Mein Mann, wo in aller Welt ist er? Iwan Alexander ist heute abgerückt in Richtung Elbe. Er verbrachte die letzten Minuten bei Lotte und mir und bekam von uns eine bei P.s aufgestöberte Flasche Korn. Ich bekam einen Handkuss. Er war ein netter Kerl! – Gestern fuhr Iwan, der Sergeant, in gleicher Richtung ab. Das war für alle Frauen des Waschpersonals traurig, denn Iwan war ein lieber, guter Kerl gewesen. Er steckte mir oft Fleisch und Brot zu und war nie unanständig. Er hat geweint wie ein Kind und war nachher auf dem LKW, als es losging, noch nicht Herr seiner Fassung, denn es war doch etwas Aussergewöhnliches: Sechs deutsche Frauen standen da und weiten

um den Iwan und winkten mit den Tüchern! – Der Leutnant Andreij ist heute auch auf und davon. – [...]

10.6.45

Das Leben ist denkbar unerfreulich geworden. Es gibt nichts Individuelles mehr, nichts Schönes! Man verachtet allmählich die Menschen, die Russen sowie die Deutschen, denn letztere quälen sich untereinander. Lotte und ich gehören zu den meist Gequälten, da wir nicht von hier sind, nicht zur Belegschaft gehören und nur geduldet werden. Neuerdings sind wir ausser Verpflegung gesetzt, wir bekommen kein Mittag mehr aus der deutschen Gemeinschaftsküche. Da ich keine Vorräte habe, wäre mir ein Mittagkochen unmöglich, wenn nicht noch einige Büchsen von P.s da wären. Ich habe grosse Angst, dass sie gestohlen werden, wie alles hier! Die Wohnung steht ja dauernd offen, es verschwindet eins nach dem andern. – Die fette Zeit unter dem Kommandanten Costa L. ist vorbei. Der Arme ist tot, man munkelt erschossen. Schon in den letzten Tagen war es merkwürdig still um ihn, kein Betrieb von Kommenden und Gehenden mehr, nur noch nachts Tanz- und Gröhlbetrieb. Eine blonde, vier-schrötige Russin ist ihm wohl besonders ans Herz gewachsen, sie schlief mehrere Nächte mit ihm und blieb auch tagsüber bei ihm. Er fuhr am 5.6. nach Beelitz-Stadt (5 km) und ist dabei «zu Tode gekommen». Die andern Insassen des Autos, die blonde Russin und der Artist von der Mos. Skala kehrten heil zurück, aber völlig verschlossen. – Costas Widersacher und Vorgesetzter, der Major K., Chefarzt der Heilstätten, verriegelte bei mir die Zimmer, und ein Posten wurde davorgesetzt, ein goldiger junger Russe, mit dem ich mich gut unterhielt. – Dann bezogen drei Russinnen die Zimmer, eine Ärztin und zwei Schwestern, geschminkt, kühl und hochnäsigt. Nur Tosja, die Dicke aus Sibirien, ist wohl gutmütig – aber verschlagen. Sie be-

kocht in meiner Küche die anderen – und schläft. – Diese Weibsen belegen plötzlich meine Küche mit Beschlag, sie kochen und braten zu jeder Zeit, bringen das Unterste zu oberst und lassen die fetten Fleischgerichte vor unserer Nase duften, gewürzt mit Bündeln ausgerissener Zwiebeln, dass uns das Wasser im Munde zusammenläuft. Dazu eine unbeschreibliche Unordnung, – und ich muss stets meinen Topf vom Feuer nehmen, wenn Tosja dranwill. Wir sind nur Sklaven. Dieses Wort «*Frau*», stets mit lässiger überlegener Ruhe gesprochen, macht mich wahnsinnig. Jedesmal, wenn sie etwas wollen – wie oft! Dann heisst es «*Frau!*» – Ich habe keinen Privatnamen mehr, keiner kümmert sich um mein Schicksal.... [...] Ich weine jetzt oft, so dass Daglein ganz besorgt wird. Sie hat eine liebe, mitfühlende Art und schaukelt mich oft mitfühlend so lange, bis ich ruhig bin. Das Kind gleicht in seiner Leidenschaftlichkeit ganz seinem Vater, der morgen Geburtstag hat! – Vorhin spielte ich in Lottes Gegenwart Chopins Nocturnes und andere geliebte Sachen auf dem Klavier im Hausflur, und dann suchten wir im Park einen Blumenstrauss für Reinharts Bild. Ich sah Soldatengräber aus den ersten Tagen der Russenbesetzung, arme Deutsche, die nicht mehr zu identifizieren waren und hier im Walde tot herumlagen. Was ist da noch an Männern regelrecht verreckt, denn die Wälder brannten hier tagelang und immer wieder ging Munition in die Luft, und darin die Verwundeten. –

[...] Lotte hat bereits Kleiderläuse, die das Fleckfieber übertragen. Die Russen kommen hier oft zu Tode durch Methylalkohol. Sie leben und essen nur von geklauten Sachen und treiben täglich hunderte von Kühen und Bullen ab in Richtung Osten. Was soll daraus werden? Die Wut auf Hitler steigt bis zum Sadismus. – Heute Reinharts Ge-

burtstag. Kein fühlbares Zeichen, dass er noch lebt und zu mir denkt. – Daglein, die ein Stück Traubenzucker bekommen hatte, – den ich in P.s Keller gefunden hatte – legte diesen an Vatis Bild – als Geschenk! – Sie will immer schenken. Und Ditte sagt: «Mama, ja, das ist Wati?» Und das Mätzchen ist so allerliebste, aber diese drei Menschlein sind auch die einzige Freude, drumrum ist die Hölle. Mein eigener Anblick ärgert mich schon nicht mehr, auch nicht Tosjas Gebrutzeln in der Küche, auch nicht die vier Russenweiber, die mir nichts, dir nichts in die Badestube gingen, badeten, hinterher ihre schmutzige Wäsche wuschen, den Boden mit meinen Handtüchern aufwischten und sie dann in eine Ecke warfen – dann kam der Befehl des Kommandanten O., die Deutsche Schule zu räumen, was für Lotte bedeutete, wieder herauszumüssen! Mit Frl. H.s und meiner Hilfe haben wir ihre Sachen hierher geschafft [...]. Wie lange noch werden wir hier wohnen bleiben können?... Gibt es einen Gott? Was ist aus Hitlers «Vorsehung» geworden? Morgens beim Erwachen ist es jeden Tag dieselbe Enttäuschung, derselbe Stich durchs Herz: Reinhart, wo bist Du? Ich muss über kurz oder lang aus den Heilstätten heraus, wohin? Überall in Berlin herrscht der Hunger, Miete soll bezahlt werden, dazu kommt, dass ich nichts mehr besitze! –

[...] Tosja und die beiden Russinnen sind eines Tages abkommandiert worden. Sie hinterliessen die Zimmer in unbeschreiblichem Zustand. Tosja hatte einmal, als sie zu faul war, Brennholz zu holen, die Decke des P.schen Kleiderschranks herausgehauen, um damit zu feuern. – Ich habe dann mehrere Abende gearbeitet, um klare Sicht zu bekommen, derartig durchsucht war der P.sche Krempel. Manch altes Unterhemd oder Strumpfpaar fand sich an, welche ich für Reinhart aufhob. Immer beherrschte mich der Gedanke, er kommt eines

Tages an. Auch von Costa L. fand ich noch Einiges. Über ihn wird noch viel gesprochen, besonders bei uns Frauen. Er war gutmütig und deutschfreundlich. Jetzt ist er in Beelitz beigesetzt auf dem ehemaligen Schulhof, wo noch viele andre Russen liegen, alle mit der roten Pyramide und dem Sowjetstern aus Holz als Grabmal. – [...] Iwan Alexander W. aus Turkestan ist wieder aufgetaucht, aber er quält Lotte nachts. Ich habe neue Einquartierung, einen Oberleutnant Alexander Iwanowitsch R., einen ordentlichen netten Ukrainer, der die Ditte besonders liebt und auch schon öfter ein Kekschen geschenkt hat, und im anderen Zimmer zwei neue Ärztinnen, die aber auch schon wieder einem Major und dessen «Frau» weichen sollen. Das dauernde Sichumstellen fällt nicht leicht. Das fremde Volk ist so lebhaft, laut und wild. Jeder packt einen, kneift und küsst, nur nicht der R. Die Offiziere leben in «freier Liebe» mit der jeweiligen Genossin. Kuss und Liebkosung sind billig geworden. Wie ungesund ist das bei so gesund aussehenden Menschen! [...]

3.7.45

R. ist nach mehrtägiger Abwesenheit wieder zurückgekommen. Wir freuten uns, ein anständiger Mann! Er hat Lotte 150 RM geschenkt. Heute ist R. schon wieder fort, ein neuer Kommandant ist eingezogen, ein wilder junger Mensch, klug, aber unbeherrscht. Er lud Lotte und mich soeben abends um 11 Uhr zum Essen ein, und wir unterhielten uns als «Gleichberechtigte», nicht wie Besiegte. Er kam aber mit derselben abgeschmackten Bitte, mit uns nachts schlafen zu können. Wieder lange Erklärungen unsererseits wie «Drei kleine Kinder, Musch Italia, Irmelamjubit Musch, deutsche Frau nur einen Musch ...», aber dieser Mensch ist beharrlich!! Jetzt um Mitternacht haben Lotte und ich uns fortgestohlen. – Von den russischen kompakten Frauen mit den drallen Brüsten wollen sie nichts wissen. Selbst Iwan

Alexander kündigte für heute Nacht seinen Besuch an, und bisher hatte er nur «Lutte» damit traktiert. –

4.7.45

Heute Vormittag kämmte ich gerade Ditte und Dagmar, da kam ein anderer Kommandant, der junge Borris (Georgier) zu uns herein, ohne Anklopfen, ohne Koppel, ohne Mütze. Er ist eine schöne grosse Erscheinung, dunkelhäutig, schwarzlockig, klug und gebildet – Mediziner, im Wesen ein grosser Junge. Er war ganz Privatmensch, spielte mit Ditte und Dagmar und versuchte mich auf *feine* Art zu liebkosen! Er hat etwas Weiches, Faszinierendes an sich, und ich habe mich gerade deshalb standhaft gewehrt! Dabei stiess er sich wegen seiner Grösse den Kopf an die Tür. O Gott, während ich das schreibe, klopfte der neue Kommandant schon wieder an meine Tür und *bettelte* geradezu um ein Zusammensein. Ich weiss nicht, wie oft ich eben gesagt habe, dass ich nicht komme!... Zuletzt murmelte er nur noch enttäuscht (in Hemd und Hose): «Nich gut, nich gut!» – Ich klopfte ihm mitleidig auf die Schulter, er solle sich morgen eine russische Frau suchen, aber er murmelte: «Nich gut, – auf Wiedersehen!» [...] ... Heute Nacht wurde unser Quartiermeister L., ein recht-schaffener Beamter der LVA, nicht Pg, von der GPU abgeholt, keiner weiss warum.

6.7.45

Der Kommandant lässt mich nun in Ruhe, nachdem er eines Vormittags, als ich in seinem Beisein das Zimmer säuberte, nochmals alle Hebel handgreiflicher Art und alle guten Versprechungen umsonst angewendet hatte: «Du bekommst viel Fleisch, Brot, viel Fett für Deine Kinder, wenn Du kommst nachts bei mir schlafen!» Er hat von



der westlichen Zivilisation noch nicht viel gelernt. Er isst schmatzend wie ein Schwein, hingelümmelt – trinkt, oder besser: schlürft ohne die Tasse zu heben, und weiss noch nicht wie man ein modernes Klosett benutzt. Dem Anschein nach stellt er sich jedesmal oben drauf und demnach lieblich ist der Anblick des Klosetts hinterher. Ditte ist eine richtige Soldatenbraut geworden. Sie schmeichelt und schmiegt sich derartig bei ihrem jeweiligen «Dati» (Soldat) an, dass sie von diesem auf den Schoss genommen und oft sogar geküsst wird. Dagmar ist ihnen schon zu gross, sie zieht dabei immer den Kürzeren. Mätzchen ist schon so manchemal von einem Russen aus dem Wagen genommen und getragen worden. – Aber, wo ist das eigentliche Leben? Ich kann die unendlich vielen Gedanken und Stimmungen, die meine Seele heimsuchen, nicht beschreiben: Sie reiben mich oft auf. – Mein geliebter Reinhart, wie nahe ist er mir jetzt dauernd, immerzu – ich trage sein Wesen, seine Liebe, sein Aussehen in meinem Herzen. Es ist wie eine Halluzination, denn es ist mir oft, als müsse er gleich kommen.... Reinhart!! Hörst Du mich rufen, abends, morgens, zu jeder Stunde! Der Sommer ist kühl, es regnet viel, es geht alles vorüber an mir wie nichts, mich erfüllt nur der Gedanke an Dich, mein Geliebter! –

12.7.45

[...] Vier Russen wohnen jetzt bei mir, noch derselbe Kommandant und drei andere. Der eine von ihnen, Gregorij Semeonowitsch P., sieht aus in der Figur wie ein drahtiger Hunne, mit dunklen Locken, grosse braune Augen, breite kleine Nase, schönes Gesicht. Aber er ist sehr klug. Er ist der erste Russe, der das Zimmer – allerdings auf *seine* Weise, – saubermacht. Er fragt mich, was er mir helfen kann, er meint, ich arbeite zuviel. Er schenkte Brot und seine Zuckerration und liess sich ein grosses Gefäss geben, um soviel Offiziersessen zu

holen, dass für mich noch etwas übrigbleibt. Er kann fast fließend Deutsch, ist sehr lebhaft, kann Französisch und Latein, spricht viel von der Schule, von den sozialen Verhältnissen in Russland, von seinem Zuhause und seiner Familie. Er fing von russischer Zaren- geschichte an, und das war etwas für mich! – Er ist 45 Jahre alt. – Diese Unterhaltungen finden z.T. abends statt, wenn er mich zu seinem Abendessen einlädt. Bisher ist es beim Handkuss geblieben. Hoffent- lich endet es nicht auch bei dem verfluchten Thema der anderen Männer! – [...]

Die Haussuchungen und Plündereien nehmen ihren Fortgang, 15'000 russische, polnische, oft jüdische oder halbasiatische Rück- wanderer werden hier durchgeschleust, ein riesengrosses Zigeuner- lager in den verlassenen Brand-Baracken und eine Menge schmutzi- gen Volkes auf der Strasse. Sie sind dauernd am Stehlen, ziehen den Deutschen Kleider und Schuhe aus, nehmen Rucksäcke und Koffer sowie Hand- und Kinderwagen ab und machen ihre Feuer im Wald. Jedesmal, wenn ich nach Beelitz-Stadt zum Einkäufen unsrer neuer- dings zugeteilten Lebensmittel muss (5 km ab), gehe ich mit Riesen- schritten an diesem Lager vorbei mit vorgetäuschter Sicherheit. ... [...]

Die Russen ein rätselhaftes Volk! Sie kommen ohne Gruss in die Wohnungen, verschwinden eines nachts, – was gilt dort das Indivi- duelle, das Einzelne, Einmalige? Deutscher Individualismus, russi- sches Volk ist Herdenvolk, aber noch weit fanatischer im Kampf als wir Deutschen! Wo ein Russe fällt, stehen zehn andere dahinter, um auch zu fallen – ! Kein Drill, kein Vorgesetztenverhältnis (wie bei uns), dennoch steht jeder seinen Mann! Sie lieben das Laute, Spiel, Gesang, Tanz und sind in ihren Gesängen so schwermütig, alles nur in moll! Neulich abends setzte ich mich ans Klavier im Treppenhaus und spielte Chopins Nocturnes, wobei Lotte und Iwan Alexander

meine Zuhörer waren. Danach begann ich so in mich hinein, unsre alten Volkslieder zu spielen und mit Lotte zweistimmig zu singen. Bald standen alle Bewohner des Hauses auf den Treppenabsätzen und sangen mit. Jeder bat sich ein anderes Lied aus, und so sangen an die zwanzig Menschen bis Mitternacht aus einer Sehnsucht heraus die deutschen Lieder – und am Hauseingang sammelten sich die dunklen Gestalten von russischen Verwundeten und hörten still zu.

Die russischen Frauen sehen alle verlebt aus, sie sind i.A. robust, so breit wie hoch. Im einfachsten Kittel wirken wir deutschen Frauen noch anders, und das merken die Russen. Mein Kommandant ist ein toller Bursche, temperamentvoll, ungeistig, aber lieb und freundlich. Er ist freigebig und macht derbe Spässe. In moralischer Hinsicht ist er ein Schwein.

15.7.45

Während Lotte Steinchen ins Krankenzimmer der Offiziere wirft, wegen eines gewissen Cola (sie muss dort täglich saubermachen), und während sie abends abseits im Park Gespräche mit russischen Patienten führt, erlebe ich Dinge, die mir mehr zu Herzen gehen, als ich möchte. Ich habe nur *einen* Mann und dem ich ganz gehöre, aber was können wir Frauen, dazu noch deutsche, einigermaßen intelligente tun – wenn ein russischer Mann uns *ernsthaft* immer wieder begehrt? Allmählich habe ich Mitleid mit Gregori S., denn er liebt mich wirklich und in weit zarterer Form, als es sonst Russen zu tun pflegen: Sie kommen und nehmen sich alles, was sie haben wollen! Dagegen Gregori. Er ist 45 Jahre alt, glaubt alt und hässlich zu sein, ohne zu wissen, dass er ein höchst intelligentes Gesicht besitzt, dunkel, etwas hunnisch. Von Anfang an war er höflich, hatte beim Essen weit bessere Manieren als der Kommandant und war irgendwie zarter und feiner als all die anderen. Er packte mich bald mit seinen langen, anregenden Erzählungen, wobei er dauernd Deutsch, aller-

dings schlecht in der Aussprache, spricht. Ich bewunderte bald seine enormen Kenntnisse in der Literatur, Geschichte... Goethe, Schiller, Puschkin, Gogol – Musik, selbst die Grimm'schen Märchen – und er ist doch nur ein ehrgeizloser, einfacher Soldat. Mit auffallend warmer Betonung spricht er von seiner Mutter, die ihn wohl sehr geliebt haben muss und durch deren Tod er graue Haare bekommen hat. Er ist entschieden reif, dabei oft etwas schwermütig, nachdenklich, aber stets freundlich. Er ist der erste Russe, der von selbst die Zimmer säubert und sorgt in rührender Weise dafür, dass wir zu essen haben.

Angefangen hat es mit einem Tütchen Zucker. Dann kam Brot, dann bat er sich zum Essenholen für den Kommandanten einen Eimer aus, damit er soviel holen könnte, dass für uns noch etwas übrigbleibt. Er schenkt mir etwas Salzfleisch, hebt Tee auf, und er macht dabei einen rührend besorgten Eindruck. Er lud mich auch schon zweimal zum Essen ein, und hinterher sassen wir zusammen und unterhielten uns angeregt über viele liebe alte Themen, so dass wohl ich sehr lebhaft wurde. Endlich ein Russe mit Bildung! – Aber wie das dann so ist, er sagte mir eines Tages: «Du bist meine ‚geliebte‘ Frau. Ich möchte Dich haben!» Es blieb bei einer Armgeste. Seitdem bin ich ängstlich geworden, lasse ihn abends warten und gehe mit Lotte fort. – «Die Frau kann alles, sie ist eine schöne Frau! Du bist gut...!» usw. Alle diese Aussprüche überhörte ich geflissentlich. Gestern wagte er eine Umarmung, der ich mich entwand. Aber er tat mir leid! Denn er hat immer das Gefühl er sei alt, sein Leben sei vertan, er hätte es anders anfangen müssen. Ich merke er verehrt mich, habe Angst und verstecke mich hinter die Ironie. Heute Morgen kam ich frisch gebadet und frisiert aus der Badestube, da nahm er mich in den Arm, und ich entwand mich mit einer absichtlich scherzhaften Bemerkung. Ich habe nur Reinhart und empfinde für

Gregori nur Sympathie und Mitleid. – Die Kinder liebt er besonders. Dagmar und Christel B. küsst er und Ditte nimmt er zu sich aufs Sofa. «Aber mein liebstes Kind ist der kleine Knabe», sagt er zu mir.

Heute Nachmittag versuchte er einen Kuss auf meinen Mund, ich tat ihm aber nicht den Gefallen und liess ihn stehen. Ich bin vielleicht grausam, denn er war rührend und immer noch zart. Seitdem ist er böse mit mir, aber ernsthaft. Ich habe ihn allerlei singen hören: «Die Frau liebt mich nicht!» usw. Ich reisse ihm aus, auch abends. Gestern Abend z.B. wartete er auf meinen Besuch zum Essen, aber ich ging mit Lotte in den Park. Als ich nach Hause kam, hatten sich die Kinder halbtot nach mir gebrüllt. Gregorij, der ja zu Hause war, war ganz aufgeregt und fragte herum, wo ich wäre. Als ich kam, machte er mir Vorwürfe...

Heute Abend wollte ich zu Hause bleiben und im Hausflur Klavier spielen, da kamen gerade, als ich die Kinder im Bett hatte, Iwan Alexander und ein Freund (Pjotr) herein, und sie sassen den Abend über fest, unterhielten sich mit mir und den Kindern und rauchten. Da kam Gregorij herein. Er deutete auf Pjotr und sagte: «Der Mann ist nicht gut! Wir haben uns mit einander geschlagen!» Der andere reagierte abweisend. Es war mir peinlich. Später traf ich Gregorij, als die zwei Russen fort waren, an der Tür, und im Vorbeigehen sagte er nur: «Jetzt weiss ich alles!» – Die Russen verstehen nicht, dass ich nur einen Mann habe und ihm treu bin...

17.7.45

Heute sind, plötzlich wie immer, der Kommandant und der andere junge Offizier abgefahren nach Russland. Sie haben viel zusammengestohlen und aufgeladen, darunter drei Radioapparate. Sie gingen, wie alle, ohne Abschied. – Das Lazarett wird mehr und mehr geräumt, die Russen fahren fort. Was wird? Wir paar Deutschen schweben in der Luft. Es heisst, wir sollten herausgesetzt werden, und es

ist fraglich, ob wir an Sachen etwas mitbekommen, wir bekommen ja so leicht nichts durch die russische Kontrolle am Tor! Ich war den ganzen Tag erledigt von der neuen Revolvemachricht. Meine paar geretteten Sachen sind lebenswichtig für meine Kinder, und mein Korb mit Nahrungsmitteln, zum grösstenteil noch von Wubiser mitgeschleppt, ist einfach nicht wegzudenken! Ohne ihn hätte ich nichts für meinen kleinen Jungen! O Gott, was hast Du noch mit uns vor? Meine Kinder sind so vergnügt, kräftig und sprudeln vor Leben. Sie entwickeln sich sichtbar weiter. – Überall hört man die Russen sagen: «Die deutschen Soldaten haben es in Russland nicht anders gemacht, – und es geht uns ein Schimmer davon auf, was das russische Volk hat leiden müssen. Die Frau von Lottes Cola (sehr angenehmer Offizier) ist in Leningrad den Hungertod gestorben! – Mancher Russe hat schon vier Jahre keinen Urlaub gehabt, manch einem ist die Familie verhungert, erschossen worden, sollten wir eine Ausnahme machen? Nur dass jetzt angeblich «Frieden» herrschen soll. – Heute kam wieder der Kommandant der B-Seite, Borris und besorgte sich für eine Reise nach «Polen», d.h. Schwiebus, eine Ledertasche von P. Er umfing mich sehr kräftig und versuchte umsonst, mir einen Kuss zu geben. «Sie bekommen von mir nichts», sagte ich. Und er: «Was sagst Du?» Seine schwarzen Augen und weissen Zähne blitzten mich an, er umfing meine Taille, hob mich hoch und trug mich die acht Stufen herauf in mein Zimmer. Er ist bezwingend, aber wenn ich mir überlege, *was* mir so gut an ihm gefällt, so ist es gerade das, was ich äusserlich an meinem Mann so liebe, und deshalb wehre ich mich doppelt. – Meinetwegen können sie mir alle gestohlen bleiben!

Gregorij! Er kam morgens an und sagte: «Ich habe nicht geschlafen! Ich habe nachgedacht – immer nur über Dich, Frau!» (Statt «denken» sagt er «klären».)

Gestern fuhr er für zwei Tage nach Karlshorst, ob er überhaupt zurückkommt?

19.7.45

Nein, er ist nicht zurückgekommen! – Heute wurden zwei Zimmer neu bezogen. Ein neuer Kommandant und dessen «Frau» Walli. Walli lud mich gleich zum Essen ein und schenkte meinen Kindern Brot und Milch. – Gregorij war doch eine gute Seele, er tröstete mich damit. Jetzt, wo ich oft so deprimiert bin, und soviel unbeantwortete Fragen in mir leben, bin ich richtig anlehnsbedürftig. Allerdings habe ich Gregorij nichts davon gezeigt. – Aber Lotte und ich schütten uns unsere Herzen aus... [...]

26.7.45

Ich liege im Bett, Fieber, eine Art Ruhr? Meine Kinder fielen mir auf die Nerven, kaum war es mir möglich, sie einigermassen zu versorgen, so elend war ich. Frau B. kochte Tee und Kaffee und wärmte den Kindern geerbtes Russenessen. [...]

Aber was haben wir Frauen jetzt auszuhalten! Ich weiss nicht, wo ich anfangen soll. Es handelt sich um Gregorij, der eines Tages wieder ankam, den neuen Kommandanten bedient und wieder hier schläft. Der bislang so anständige Mensch ist ausser Rand und Band geraten. Erst erklärte er mir, er hätte in Berlin nur immer an «Irmila» gedacht. Und nun ging es so: «Du musst sein meine Frau! Ich liebe Dich, wie Dich noch kein Mensch geliebt hat. Verstehst Du?! – Du kannst gut arbeiten, Du hast gute Hände! Wenn ich bin Dein Mann, sollst Du haben alles. Ich will Dir geben mein Blut, dann wirst Du bleiben gesund! Du kannst mir sagen, was Du haben willst, für Dich, für Deine Kinder! Ich mache Dir alles!» Ich erklärte ihm wohl ein Dutzend Mal am Tag, dass ich nur meinen Mann liebe und nur mit ihm schlafe. «Das ist nicht richtig», sagt er. «Du bist noch jung! Vie-

le Männer werden Dich noch lieben! Du brauchst einen *Mann*\ Damit Du bleibst jung und gesund! Ich will sein Dein Mann! Wenn Dein Mann zurückkommt, wirst Du sein bei ihm! Du wirst sagen, Gregorij ist bei mir gewesen, er liebt mich, – und alles wird sein gut!» – Wenn ich dann sage: «Ihr Russen kennt keine Religion, keine Moral, keine Treue, wir deutschen Frauen sind anders» – so sagt er: «Du denkst zuviel! Man muss leben!» (läben!) «Jeden Tag sich freuen! Wir in Russland...», und dann ewig dasselbe!... Eines Vormittags, als ich in der Küche arbeitete, kam er herein, stellte sich hinter mich, hielt mich mit eisernem Griff fest, umfing mich, küsste mich wie toll (ich versuchte die Küsse abzuwischen) und fühlte mich dreist ab, wobei er derart seine körperliche Lust zeigte, dass ich vor massloser Enttäuschung mich mit Tränen und unter stärksten Vorwürfen losboxte. Da küsste er plötzlich meine Hand und sagte: «Ich weiss, ich darf nicht weiter! Sag mir, dass Du mich liebst, und alles wird sein gut!» – «Ich liebe nur meinen Mann!» – Darauf fing er von vorn an, und es entstand ein regelrechter Ringkampf, bei dem ich mich endlich losriss und davonrannte. – Solche Momente kehren jetzt dauernd wieder, täglich – und es mag auch dies dazu beigetragen haben, dass ich krank wurde. O Gott, wäre Gregorij nicht so eine gute Seele, die mir immer Essen für die Kinder aufhebt – ich würde ihn völlig kalt behandeln! So muss ich gute Miene zum bösen Spiel machen und immer so tun, als wenn ich ihm nichts krummgenommen hätte. Furchtbar nur, dass er, als ich gestern krank lag, und mein Zimmer nicht abgeschlossen hatte (weil die Kinder öfter kamen) hinaufkam, sich auf den Bettrand setzte und nun zuerst sacht, dann immer zudringlicher mich abzufühlen begann. Er fand eine bestimmte Stelle so gut und schön, indem er sie durch die Bettdecke indirekt erfuhr, wie er sie noch nie gefunden hätte! Ich selbst wurde so wütend und empört, ich hatte Fieber, es ging mir derartig elend, und in diesem Zustand



musste ich mich mit allen Kräften wehren! Er strich mir übers Haar, nannte mich seine «Madonna» und legte sich auf mich. Da stiess ich ihn unter dem ganzen Aufwand meiner geschwächten Kräfte so robust weg, dass er wohl genug hatte und sich entfernte. Aber für wie lange? Schon einige Stunden später klopfte er und rüttelte an der verschlossenen Tür: «Irmila! Was machst Du? Wirst Du an mich denken?» .... Ich war fertig! Widerlich war das alles! Mein einziger Geliebter, er scheint mir gegen diesen sinneswütigen Mann wie ein Gott! Obwohl auch er seinen Sinn hat! Aber ich liebe seine Sinnlichkeit und Scham! – «Ihr Russen besitzt kein bisschen Schamgefühl mehr!» – «Warum? Es ist alles Natur! Ich bin Dein Adam, du bist meine Eva!» – Heute habe ich kaum noch gewagt, einige wichtige Dinge zu tun, immer war er da. Einmal machte er das Badezimmer, wo ich gerade Windeln wusch, zu und wurde so zudringlich, dass ich trotz Fieber und Übelkeit ihm mit dem Ellenbogen einen Schlag vor dem Magen versetzte, die Tür aufriss und fortlief aus der Wohnung hinaus, eine Treppe höher. Später traf ich ihn und er herrschte mich an: «Du bist böse! Ich werde noch heute Dich machen tot!» – Ich bekam wirklich Angst, er trug ein Messer im Gürtel, und floh eine Treppe höher zu H.s, ich war ja immer noch krank! – Aber Gregorij hat es wohl nicht so ernst gemeint, abends musste ich mir schon wieder eine Zigarette schenken lassen. – [...] Reinhart, – oft fühle ich Dich körperlich so intensiv, höre den Klang Deiner Stimme und bin ganz in Dir und bei Dir, dass ich meine, Du müsstest in meiner Nähe sein. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass ich ein so unirdisches Glück haben sollte, Dich wieder mit ganzer Hingabe zu lieben!... Heute Abend hatte ich im Bett Deine geliebten Kompositionen vor!... Ich trete an die Betten meiner schlafenden Kinder. Sie sind so süß, Mathias ist noch so klein... ob ihr Schutzengel auch mir

weiterhilft? – Draussen im Wald knallt ab und zu ein Schuss, jedesmal ein Schreck, vorhin auch ein MG, Spass? Frieden?

2.9.45

Was hat sich alles in den darauffolgenden Wochen ereignet! Ich versuche, die Hauptsachen zu rekapitulieren. Gregorij, der mich in gleicher Weise weiterliebte und versorgte, gab mir zu verstehen, dass er bald fortmüsse. Vorher müsse ich ihm wenigstens einmal ganz gehören! Wie immer: «Ich will Dir geben von meinem Blut! Du musst haben einen Mann! Und wenn *Dein* Mann zurückkommt, wirst Du ihm sagen: Gregor ist gewesen Dein Freund, er war gut zu Dir!» – [...]

Ich habe noch manchen Ringkampf mit Grischa bestanden, und einmal hatte ich ihn zu Boden geschleudert. Er blieb liegen und sagte: «Schlag mich, ich bin Dir nicht böse, ich liebe Dich, ich bin Dein Hund!» – Dagmars Verhalten war köstlich! Sie war zugegen und Zeugin von Gregors Umarmungen und meinem Widerstand. Das Kind fühlte deutlich, wie unangenehm mir alles war und rief, indem es immermehr in Wut geriet: «Gregor, lass meine Mutti los, ich sage es meinem Vati!» Und es kam oft vor, dass sie ein Stück Holz nahm und auf ihn einschlug. Das nahm er ihr nicht einmal übel, sondern sagte nur: «Du verstehst das nicht! Du liebst mich nicht, genau wie Deine Mutter mich nicht liebt!»... Eines sonntags musste er dann wirklich fort.... Einen Tag zuvor hatte er mich wohl noch mehr als sonst belästigt und umarmt und immer wieder flehentlich gebeten: «Heute ist die *hinterste* Nacht! Irmila, komme zu mir!» – Aber es blieb dabei, ich kam nicht, und er tafelte abends allein mit seinem Bruder, einem Oberleutnant, dem er mich wiederholt früher als «seine gute Frau» vorgestellt hatte. [...] Damit endet die «Affäre Gregorij!»

Der Kommandant und ich verkehrten in einem ungezwungenen

netten Ton, als ob wir plötzlich freier wären. Aber über alles verdichtete sich jetzt die Angst vor dem Räumungsbefehl immer mehr. Ich fuhr deshalb für drei Tage nach Berlin, [...] stand 10-12 Stunden auf dem Wohnungsamt, lief bis abends 23 Uhr von Haus zu Haus, fand in letzter Minute ein Leerzimmer in einer Pg-Wohnung [...]. – Über Zehlendorf fuhr ich zurück nach Beelitz-Heilstätten. –

Eine Woche später erschien der «Natschalnik» unsres Kommandanten, die meisten Zimmer der deutschen Waschfrauen mussten geräumt werden, die Waschfrauen wurden entlassen [...]. Als dann der Natschalnik die P.sche Wohnung besichtigte, war mein Schicksal besiegelt. Nachmittags sagte er mir persönlich, ich müsse bis zum nächsten Morgen um 6 Uhr geräumt haben. – Er war ein dicker Jude, kurz aber nicht unfreundlich: «Ich werde stellen eine Maschine, Die Dich und alles hier →» er deutete auf etliche Möbel und Geschirr, – «nach Berlin fährt!» – Ich dankte ihm schüchtern und packte nun mit Frl. H. und Lotte (die auch ins Maschinenhaus übersiedelte) die ganze Nacht hindurch. [...] Erst am Nachmittag kam dann die Maschine, viele Hände packten mit an beim Aufladen, dann gabs ein Abschiednehmen, und fort fuhren wir. [...] So hatte diese Lebensperiode ihr jähes Ende gefunden, und nun begann der neue Kampf ums Dasein in Berlin.

P.S. Zwei Jahre später bekam ich von Lotte, die inzwischen in Solingen gelandet und ihren Mann wiedergefunden hatte, ein Zettelchen mit Gregorijs Handschrift! Er war noch einmal in Beelitz-Heilstätten aufgetaucht und hatte den Onkel von Lotte, der immer noch als Ingenieur im Maschinenhaus bei den Russen fungierte, nach «Irmila» gefragt. Man wusste meine Adresse nicht, so hinterliess er die Seinige in Berlin-Karlshorst, wo er stationiert war. Ich habe ihm nie geschrieben, und in den französischen Sektor Berlins (Tegel) durfte er nicht kommen. So blieb dieser Zettel sein letzter Gruss.

*Irmela D. aus Berlin-Tegel war 29 Jahre alt, als sie auf dem Rückweg von der Evakuierung mit ihren drei Kindern, Dagmar, Cornelia und Mathias, im April 1945 in der Nähe von Berlin von der sowjetischen Front überholt wird. Sie kommt in einer Arztwohnung der Lungenheilstalt «Beelitz Heilstätten», die im Krieg als Lazarett gedient hat, als Flüchtling mit ihren drei Kindern unter. Ein Grossteil des Fachpersonals, so auch die Wohnungsbesitzer, waren vor dem Eintreffen der Roten Armee in Richtung Westen geflohen. Irmela D. beginnt, Tagebuch zu schreiben; hauptsächlich für ihren Mann, wie sie sagt, von dem sie damals nicht wusste, wo er sich befand. Reinhart D. – vor dem Krieg Kirchenmusiker – war zuletzt als Soldat in Italien stationiert gewesen.*

*Erst Ende des Jahres 1945 gelingt es dem Ehepaar, den Kontakt zueinander wieder herzustellen, und Irmela D. erfährt, dass ihr Mann unverletzt in Kriegsgefangenschaft gelangt ist. 1946 schreibt Irmela D. ihr «Tagebuch aus der Russenzeit» für ihren Mann ins reine. Jahre später tippt sie den gesamten Text noch einmal ab. Dennoch, sagt sie, und es klingt Enttäuschung mit, habe ihr Mann ihre Aufzeichnungen nie lesen wollen. Sie könne gar nicht recht verstehen, warum wir, die doch den Krieg nicht erlebt hätten, uns heute für ihre Erlebnisse interessierten. Immer wieder habe sie sich gefragt, was aus Gregori und den vielen Menschen, die sie damals innerhalb weniger Wochen kennengelernt habe, geworden sei. Bis heute verfolgt Irmela D. aufmerksam die Entwicklungen in der ehemaligen Sowjetunion.*

## Verzeichnis der häufigsten **Abkürzungen**

Ari/Art.	Artillerie
B.K.	Bäckereikompanie
Btl.	Bataillon
EK/E.K.	Eisernes Kreuz manchmal auch: Einsatzkommando
Feldw.	Feldwebel
Flak	Fliegerabwehrkanone (auch: Truppenteil)
EP. Nr.	Feldpostnummer
Gen.	General
GPU	sowjetische geheime Staatspolizei
HKL	Hauptkampflinie
Inf.	Infanterie
I.P.W.	Infanteriepanzerwagen
K.O.B.	Kriegsoffiziersbewerber
Komp./Kp.	Kompanie
l.MG/l.M.G.	leichtes Maschinengewehr Leutnant
Ltn.	
Me	Messerschmitt (Kampfflugzeug)
MG/M.G.	Maschinengewehr
OKW/O.K.W.	Oberkommando der Wehrmacht

Oltm.	Oberleutnant
O. U.	Ortsunterkunft
Pak	Panzerabwehrkanone (auch: Truppenteil)
Pg-PK/P.K.	Parteigenosse (der NSdAP)
Pz.	Propagandakompanie Panzer
RAD	Reichsarbeitsdienst
Reg.	Regiment
S.MG/S.M.G.	schweres Maschinengewehr
Uffz.	Unteroffizier

Stefan Klein/Manja Karmon-Klein

## Die Tränen des Löwen

Leben in Afrika



Erhältlich in Ihrer  
Buchhandlung

352 Seiten, 27 Fotos,  
gebunden,  
mit Schutzumschlag

Wer mitkommen will auf überschattete Flüsse, in Hinterhöfe, auf Wüstenpisten, Urwaldpfade, zu Diktatoren, wer sich Afrika, seinem Mythos, seiner Realität zu Fuß, per Schiff, auf jeden Fall aber von unten nähern will, der greife zu diesem Buch. Durch die Tränen des Löwen schimmert die Seele Afrikas.

# Schweizer Verlagshaus